Diese Mikroverfilmung wurde von der

Stiftung der Sparkasse Eichsfeld

ermöglicht

8. Jahrg. – Nr. 18 Einzelnummer 15 Pf.

Sonnabend, 1. Mai 1937
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pfg.
(einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

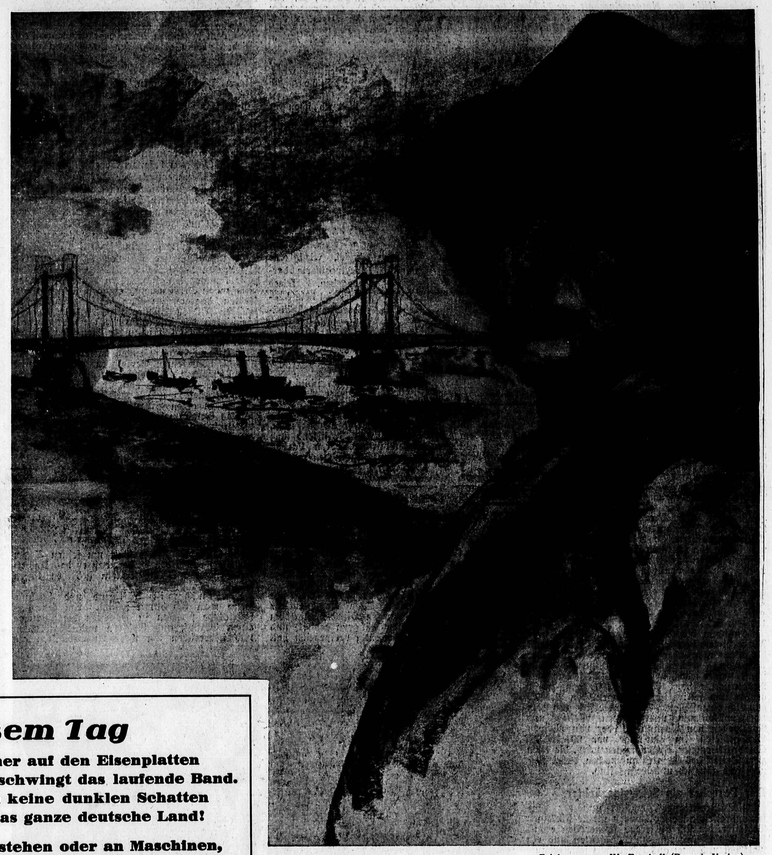
Sonntagszeitung für Stadt und Land

Feierndes Volk

Wieder ist der Maienmond ins Land gekommen und ganz selbstverständlich ist es uns geworden, daß wir den ersten Tag dieses Blütenmonats als den großen Festtag des Volkes, als den Feiertag der Nation begehen. Das Bild dieses Tages ist uns lieb und vertraut: Sonne und Fahnen über allen Straßen, fröhliche, festlich gestimmte Menschen, Feiern am Rundfunk, der in dieser Stunde ein Fünfundsechzigmillionenvolk zu einer einzigen Gemeinschaft verbindet, und am Abend hochgestimmte Gemeinschaften in festlich geschmückten Sälen. Aber diese Gemeinschaften sind keine Vereine, keine Gesellschaften, keine Versammlungen von Ständen oder Klassen, sondern es sind Kameradschaften der Arbeit, die sich zu frohen Stunden zusammengefunden haben. Jeder Deutsche verbringt diesen Tag im Kreise seiner Arbeitskameraden, im Kreise seines Betriebes. Was sie die harten Tage und Stunden des Jahres miteinander verbindet, soll auch leuchtend über diesem Feiertage stehen: die gemeinsame Arbeit, das gemeinsame Schaffen. Und wie sie Sorge und Not miteinander geteilt, so wollen sie auch die Freude und die Erholung miteinander teilen, und da wiederum gibt es keinen Unterschied zwischen Vorgesetzten und Untergebenen, zwischen Angestellten und Arbeitern, zwischen Betriebsführer und Gefolgschaft. Da sind sie, was sie auch am Werktag im Tiefsten sind: Kameraden. Kameraden, die Vieles verschieden haben: Beruf, Befähigung, Stellung, Gehalt, aber eines immer gemeinsam: die Arbeit, den Schaffenswillen, den Willen, dem Werk zu dienen, die kameradschaftliche Gesinnung. Was spielt es denn auch für eine Rolle, ob einer dieses tut oder jenes, ob einer mit dem Hirn arbeitet oder mit der Hand, ob einer die Feder führt oder den Hammer, jedes muß sein, jedes ist wichtig, nie kann das eine ohne das andere sein. Weil die Arbeit nie die Sache eines einzelnen ist, durch die er sich „sichern" oder eigennützig bereichern könnte, sondern sie ist eine Sache der Gemeinschaft, in der es viele Räder und Getriebe gibt, die alle bedient und betrieben werden müssen, wenn alles seinen guten und regelmäßigen Gang nehmen soll. Die Arbeit trägt uns alle, und daraus erwächst uns die Pflicht, das wir alle ihr dienen.

Durch diese Pflicht sind wir miteinander verbunden; sie ist der große Inhalt unseres Lebens geworden und damit des Lebens unseres Volkes. Darum hat uns der Führer auch als Feiertag der Nation den Feiertag der Arbeit geschenkt. An diesem Tage sollen die Arbeit und der Arbeiter im weiten nationalsozialistischen Sinne ihre höchste Ehrung erfahren. Denn jede Arbeit, mag sie sein wie sie will, ist der Ehre wert. Sie ist ja für uns nicht drückende Last, die man nun einmal tragen muß, um leben zu können; sondern wir sehen in ihr die stärkste Bejahung des Lebens, weil wir in ihr den großen Schaffensauftrag der Vorsehung erblicken. Also arbeiten wir! In einem Maße und mit einer Gesinnung wie kein anderes Volk der Erde. Wir sind das „fleißige Volk", das alle Welt kennt, und sind es erst recht geworden durch die ungeheuren Impulse und Zielsetzungen, die der Nationalsozialismus dem deutschen Volke gab. Große Leistung ist aber nur möglich, wenn ein ungeheures Maß von Kraft im Volke vorhanden ist. Und diese Kraft soll sich immer erneuen an diesem Tage, an dem einmal alle Räder stille stehen, alle Hände ruhen, alle Hirne rasten. Und aus dem unübersichtlichen und oft engen Getriebe des Alltags soll der Blick an diesem Tage frei werden für die großen Dinge, die uns alle gemeinsam bewegen, soll der Wille sich aufs neue ausrichten, auf die allein wichtigen Ziele: Die Stärke der Nation, das Glück des Volkes. So sammelt sich in diesen Gedanken alles, was im Brennpunkt des Lebens einer Nation stehen kann: Es wird ihr immer so gut gehen, wie fleißig sie ist, sich selbst das Glück zu schaffen. Dieser Tag bringt aber auf diese Weise auch alle Kraft in sich, das Hemmendste aus dem Leben des Volkes zu entfernen, das Widerstrebendste zu überwinden: den Materialismus, der im Geld und im Golde letzte Maßstäbe erblickt. Schlote rauchen, Hochöfen glühen, Züge fahren, Kraftwagen brausen dahin, in den Geschäften sind die Kaufleute tätig und in den stillen Stuben und Laboratorien mühen sich die Gelehrten. Alles wohl, aber nicht, damit das Vermögen eines einzelnen ins Unermeßliche vermehrt, sondern damit das Leben und die Existenz des Volkes gesichert wird. An diesen Hochzielen kann der eine wie der andere dienen, hier ist die kleine Handreichung so wichtig wie die große geniale Erfindung, hier steht die ganze Nation einsatzbereit in dem einmütigen Willen, alle Kraft, alle Leistung zu opfern und hinzugeben. Hier schließt sich das den letzten umfassende Band der Volksgemeinschaft und unbedingten Schicksalsverbundenheit. Zu solchen großen Gedanken ist dieser Tag geschaffen, und wenn sie im kleinen Lichtkreis des Schreibtisches oder in der Enge des Arbeitsplatzes vor der Werkbank oft vergessen werden, in den feierlichen Stunden dieses Nationalfeiertages sollen sie stark und lebendig in uns werden noch und noch. —

Dann erst haben wir nicht nur den Grund, sondern auch die Voraussetzung, ungetrüb-



Zeichnung von W. Fronhoff (Bavaria-Verlag)

An diesem Tag

Es dröhnen laut die Hämmer auf den Eisenplatten
und im großen Rhythmus schwingt das laufende Band.
Bei unserer Arbeit drohen keine dunklen Schatten
mehr, denn sie ist ja für das ganze deutsche Land!

Ob wir an der Werkbank stehen oder an Maschinen,
in Kontoren sitzen, Straßen bauen oder mit dem Hirn
Werke schaffen, ganz gleich, mit unserer Arbeit dienen
wir dem Reich, wir Arbeiter der Faust und der Stirn!

Wenn der Bergmann in der Tiefe langen dunklen Stollen
nach Kohle gräbt, bestellt der Bauer im Licht sein Land.
Sie alle arbeiten freudig für Dich, sie alle zollen
Gut und Blut Dir, o Deutschland, Du, mein Vaterland!

Ernst Diekmann

8. Jahrg. – Nr. 18 Einzelnummer 15 Pf.

Sonnabend, 1. Mai 1937
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pfg.
(einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

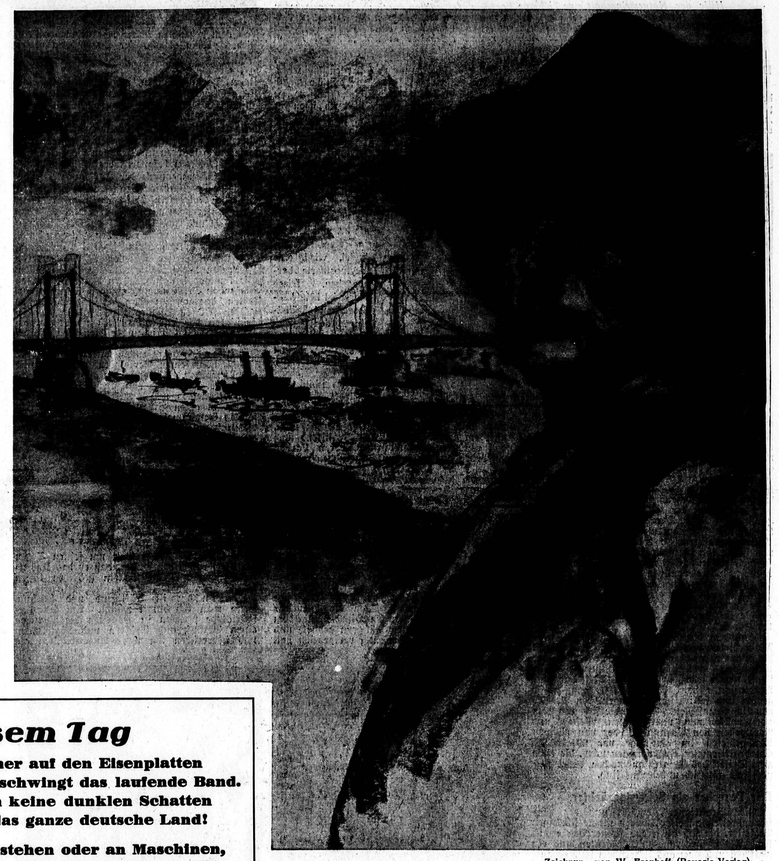
Sonntagszeitung für Stadt und Land

Feierndes Volk

Wieder ist der Maienmond ins Land gekommen und ganz selbstverständlich ist es uns geworden, daß wir den ersten Tag dieses Blütenmonats als den großen Festtag des Volkes, als den Feiertag der Nation begehen. Das Bild dieses Tages ist uns lieb und vertraut: Sonne und Fahnen über allen Straßen, fröhliche, festlich gestimmte Menschen, Feiern am Rundfunk, der in dieser Stunde ein Fünfundsechzigmillionenvolk zu einer einzigen Gemeinschaft verbindet, und am Abend hochgestimmte Gemeinschaften in festlich geschmückten Sälen. Aber diese Gemeinschaften sind keine Vereine, keine Gesellschaften, keine Versammlungen von Ständen oder Klassen, sondern es sind Kameradschaften der Arbeit, die sich zu frohen Stunden zusammengefunden haben. Jeder Deutsche verbringt diesen Tag im Kreise seiner Arbeitskameraden, im Kreise seines Betriebes. Was sie die harten Tage und Stunden des Jahres miteinander verbindet, soll auch leuchtend über diesem Feiertage stehen: die gemeinsame Arbeit, das gemeinsame Schaffen. Und wie sie Sorge und Not miteinander geteilt, so wollen sie auch die Freude und die Erholung miteinander teilen, und da wiederum gibt es keinen Unterschied zwischen Vorgesetzten und Untergebenen, zwischen Angestellten und Arbeitern, zwischen Betriebsführer und Gefolgschaft. Da sind sie, was sie auch am Werktag im Tiefsten sind: Kameraden. Kameraden, die Vieles verschieden haben: Beruf, Befähigung, Stellung, Gehalt, aber eines immer gemeinsam: die Arbeit, den Schaffenswillen, den Willen, dem Werk zu dienen, die kameradschaftliche Gesinnung. Was spielt es denn auch für eine Rolle, ob einer dieses tut oder jenes, ob einer mit dem Hirn arbeitet oder mit der Hand, ob einer die Feder führt oder den Hammer, jedes muß sein, jedes ist wichtig, nie kann das eine ohne das andere sein. Weil die Arbeit nie die Sache eines einzelnen ist, durch die er sich „sichern" oder eigennützig bereichern könnte, sondern sie ist eine Sache der Gemeinschaft, in der es viele Räder und Getriebe gibt, die alle bedient und betrieben werden müssen, wenn alles seinen guten und regelmäßigen Gang nehmen soll. Die Arbeit trägt uns alle, und daraus erwächst uns die Pflicht, das wir alle ihr dienen.

Durch diese Pflicht sind wir miteinander verbunden; sie ist der große Inhalt unseres Lebens geworden und damit des Lebens unseres Volkes. Darum hat uns der Führer auch als Feiertag der Nation den Feiertag der Arbeit geschenkt. An diesem Tage sollen die Arbeit und der Arbeiter im weiten nationalsozialistischen Sinne ihre höchste Ehrung erfahren. Denn jede Arbeit, mag sie sein wie sie will, ist der Ehre wert. Sie ist ja für uns nicht drückende Last, die man nun einmal tragen muß, um leben zu können; sondern wir sehen in ihr die stärkste Bejahung des Lebens, weil wir in ihr den großen Schaffensauftrag der Vorsehung erblicken. Also arbeiten wir! In einem Maße und mit einer Gesinnung wie kein anderes Volk der Erde. Wir sind das „fleißige Volk", das alle Welt kennt, und sind es erst recht geworden durch die ungeheuren Impulse und Zielsetzungen, die der Nationalsozialismus dem deutschen Volke gab. Große Leistung ist aber nur möglich, wenn ein ungeheures Maß von Kraft im Volke vorhanden ist. Und diese Kraft soll sich immer erneuen an diesem Tage, an dem einmal alle Räder stille stehen, alle Hände ruhen, alle Hirne rasten. Und aus dem unübersichtlichen und oft engen Getriebe des Alltags soll der Blick an diesem Tage frei werden für die großen Dinge, die uns alle gemeinsam bewegen, soll der Wille sich aufs neue ausrichten, auf die allein wichtigen Ziele: Die Stärke der Nation, das Glück des Volkes. So sammelt sich in diesen Gedanken alles, was im Brennpunkt des Lebens einer Nation stehen kann: Es wird ihr immer so gut gehen, wie fleißig sie ist, sich selbst das Glück zu schaffen. Dieser Tag birgt aber auf diese Weise auch alle Kraft in sich, das Hemmendste aus dem Leben des Volkes zu entfernen, das Widerstrebendste zu überwinden: den Materialismus, der im Geld und im Golde letzte Maßstäbe erblickt. Schlote rauchen, Hochöfen glühen, Züge fahren, Kraftwagen brausen dahin, in den Geschäften sind die Kaufleute tätig und in den stillen Stuben und Laboratorien mühen sich die Gelehrten. Alles wohl, aber nicht, damit das Vermögen eines einzelnen ins Unermeßliche vermehrt, sondern damit das Leben und die Existenz des Volkes gesichert wird. An diesen Hochzielen kann der eine wie der andere dienen, hier ist die kleine Handreichung so wichtig wie die große geniale Erfindung, hier steht die ganze Nation einsatzbereit in dem einmütigen Willen, alle Kraft, alle Leistung zu opfern und hinzugeben. Hier schließt sich das den letzten umfassende Band der Volksgemeinschaft und unbedingten Schicksalsverbundenheit. Zu solchen großen Gedanken ist dieser Tag geschaffen, und wenn sie im kleinen Lichtkreis des Schreibtisches oder in der Enge des Arbeitsplatzes vor der Werkbank oft vergessen werden, in den feierlichen Stunden dieses Nationalfeiertages sollen sie stark und lebendig in uns werden noch und noch. —

Dann erst haben wir nicht nur den Grund, sondern auch die Voraussetzung, ungetrüb-



Zeichnung von W. Pronhoff (Bavaria-Verlag)

An diesem Tag

Es dröhnen laut die Hämmer auf den Eisenplatten
und im großen Rhythmus schwingt das laufende Band.
Bei unserer Arbeit drohen keine dunklen Schatten
mehr, denn sie ist ja für das ganze deutsche Land!

Ob wir an der Werkbank stehen oder an Maschinen,
in Kontoren sitzen, Straßen bauen oder mit dem Hirn
Werke schaffen, ganz gleich, mit unserer Arbeit dienen
wir dem Reich, wir Arbeiter der Faust und der Stirn!

Wenn der Bergmann in der Tiefe langen dunklen Stollen
nach Kohle gräbt, bestellt der Bauer im Licht sein Land.
Sie alle arbeiten freudig für Dich, sie alle zollen
Gut und Blut Dir, o Deutschland, Du, mein Vaterland!

Ernst Diekmann

tester und zuversichtlichster Freude. Dann mag das volle Glas die Runde machen und das frohe Lied aufklingen zwischen Betriebsführer und Gefolgschaftsmitglied, zwischen dem Arbeiter der Stirn und dem Arbeiter der Faust! Die Herzen, die sich bei frohem Umtrunk und in festlicher Stunde erschließen, werden den gleichen Pulsschlag noch spüren, wenn das Glas längst geleert und das Lied längst verklungen, wenn schon der Chor der Maschinen seinen ehernen Gesang wieder anstimmt und ein jeder an seinem Platz die Pflicht und die Aufgabe des Tages freudig weiterträgt. —

Deutscher Forscher kehrt aus der „Grünen Hölle" zurück:

Land des schwirrenden Schreckens

Deutsche Wetterstationen wurden im Urwald errichtet — Mit Faltboot und Einbaum

Berlin, im April 1937. Der deutsche Geologe Reinhard Maack, der mit Hilfe der Notgemeinschaft eine 7jährige Forschungsexpedition durch den unerschlossenen Westen des brasilianischen Staates Parana unternahm, ist soeben in die Heimat zurückgekehrt. Unser Berliner zb.-Mitarbeiter hatte Gelegenheit zu einer Unterredung mit dem Forscher, in der dieser seine Abenteuer und Erlebnisse in der „Grünen Hölle" schilderte.

Der Staat ohne Menschen

„Ich bin ein alter Weltenbummler" beginnt der Forscher, dem man die überstandenen Strapazen keineswegs ansieht, die Unterhaltung, „und habe schon 24 Jahre im Ausland zugebracht, hiervon elf in Afrika und dreizehn in Südamerika. In dieser Zeit habe ich die brasilianischen Staaten Sao Paulo, Minas Geraes und St. Chatharina eingehend erforscht und mich zuletzt sieben Jahre im Innern Paranas aufgehalten. Zunächst beschäftigte ich mich mit der Erschließung des Rio-Tibagy-Flußgebietes, in dem Gold und Diamanten gefunden werden. Man bezeichnete daher den Rio Tibagy als Fluß der tausend Abenteuer. Mit Schürfkübel und Waschpfanne ausgerüstet, tauchen die Diamantensucher selbst auf den Grund des Stromes, holen den Kies herauf und sieben ihn in ihrer ‚Bateira', einer Waschschüssel, die in schüttelnde Bewegungen versetzt wird. Andere benutzen Taucherglocken, die auf Einbäumen angebracht sind. Sehen Sie her — ich habe selbst einen zehnkarätigen Stein aus dem Rio Tibagy gewaschen! Der größte im Sand des Stromes gefundene wog 138 Karat."

Nachdem die Erforschung des Rio-Tibagy-Flußgebietes beendet war, organisierte Maack die Diamantensucher im Auftrage einer von der Regierung unterstützten Landeserkundungsgesellschaft. wurde jedoch in dieser Tätigkeit durch die Revolutionen von 1930 und 1932 empfindlich gestört und schließlich gezwungen, den Betrieb gänzlich einzustellen. Er wandte sich nun dem noch vollkommen unerforschten Westen und Nordwesten von Parana zu, der von riesigen Waldgebieten im Umfange von 90—100 000 Quadratkilometer eingenommen wird, die etwa zwei Drittel des Staates ausmachen, dabei aber noch fast gänzlich unbewohnt sind.

Der Forscher als Schweinezüchter

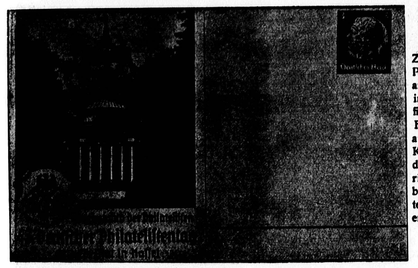
„Wir Brasilianer", erzählt uns der Forschungsreisende weiter „waren meine ständigen Begleiter, die sich als treue Kameraden erwiesen. Als Beförderungsmittel dienten uns ein Faltboot und zwei aus Zedernholz selbsterbaute Einbäume. Leider ist gleich am ersten Reisetag ein Boot in einer Stromschnelle gekentert, wodurch wir den größten Teil unserer Lebensmittel verloren. Auf 780 Kilometer Reiseweg, wozu wir auf dem Fluß über einen Monat benötigten, haben wir nicht einen einzigen Menschen getroffen. Im Urwald, in dem wir uns mit Winchesterbüchse, Browning, Buschmesser und Stückchen Schritt für Schritt mühsam erkämpfen mußten, konnten täglich nicht mehr als sechs Kilometer zurückgelegt werden."

„Da über die ungeheuren Waldgebiete von Parana noch keinerlei Klima- oder sonstige meteorologische Angaben vorlagen, errichtete ich nacheinander in Tibagy, Barreirinho, südwestlich von Fachinal, und San Sebastian weiterhin solche Stationen, die in meiner Abwesenheit von meiner Frau bedient wurden. Als Forscher, der sich völlig unabhängig verproviantieren wollte, richtete ich in nächster Umgebung von San Sebastian eine große Schweinesiedlerei ein und baute daneben Kartoffeln, Mais, Reis, Manihoka und Obst an. Die Farm gedieh vortrefflich, und bald hielt ich 700—800 Schweine. Zwei Jahre lang trieb ich dabei meteorologische Beobachtungen und studierte die Verbreitung tropischer Infektionskrankheiten."

Raubfisch — der Schrecken Brasiliens

„Nicht Riesen- und Giftschlangen, Skorpione oder Krokodile", berichtet Maack, „sind in Brasilien die größten Feinde des Menschen, sondern die Millionen und Abermillionen von Moskitos, Zecken, Spinnen und anderen Blutsaugern, so daß man nicht mit Unrecht von einem

Plakette zum „Tag der Deutschen Kunst" 1937 Von dem bekannten Münchener Bildhauer Prof. Richard Klein stammt der Entwurf zu dieser Plakette. (Weltbild, K.)



Zum 43. Deutschen Philatelistentag, der am 22. und 23. Mai in Kassel stattfindet, wird eine Festpostkarte herausgegeben. Diese Karte ist beim Landesverband Thüringen des Reichsbundes der Philatelisten in Erfurt erhältlich. (Weltbild, K.)

„Land des schwirrenden Schreckens" spricht. Am schlimmsten sind die Sandfläbe, die selbst stärkstes Schuhwerk durchdringen, und sich unter den Zehen festsetzen, wodurch schon in wenigen Tagen ein erbsengroßer, eiternder Blutsack entsteht, der unerträglichen Juckreiz verursacht und gewaltsam beseitigt werden muß. Außerdem gibt es im Innern Brasiliens noch die furchtbaren Hakenwürmer, deren Larven vom Boden aus durch den Fuß in den menschlichen Darm gelangen, sich dort mit unheimlicher Schnelligkeit vermehren, die Schleimhaut allmählich zerfressen und den von ihnen befallenen schließlich in geistiger Umnachtung enden lassen. Ich habe die Verbreitung dieser Seuche eingehend untersucht und dabei festgestellt, daß diese durch lockeren und feuchten Boden in tropischen Gebieten besonders begünstigt wird."

Zum Schluß erzählt der Forschungsreisende, der seine siebenjährige Brasilien-Expedition mit Hilfe der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft unternahm und sich insgesamt 2400 km durch fast undurchdringliche Urwälder hindurchgeschlagen hat, noch von den Piranhas, jenen blutdürstigen Raubfischen, die an Mordlust und Freßgier sich von keinem anderen Lebewesen der Erde übertreffen lassen sollen. Sie kommen hauptsächlich in den nach Norden fließenden Strömen und ruhigen Lagunen vor, fehlen dagegen in den an Stromschnellen reichen Flüssen Südbrasiliens. Ueber die Gefräßigkeit der Piranhas weiß Maack ein erschütterndes Erlebnis zu berichten. Ein Pferdedieb aus Minas Geraes, der am Rio San Franzisco Pferde gestohlen hatte, war auf der Flucht von seinen Verfolgern eingeholt und gestellt worden. Als er keinen anderen Ausweg mehr sah, sprang er von einer Brücke in den San Franzisco und unglücklicherweise gerade mitten in einen Piranhaschwarm hinein. Ein wüstes Gewimmel und schäumendes Blut bezeichnete sein schreckliches Ende. Aber trotz aller gefahrvollen Abenteuer konnte der deutsche Forscher seine Heimat nach siebenjähriger Abwesenheit wohlbehalten erreichen.

Christi Himmelfahrt

Ostern liegt nun schon weit zurück, und ganz nahe ist das hohe Fest der Pfingsten. Zwischen diesen beiden Hochfesten aber liegt — 40 Tage nach Ostern und 10 Tage vor Pfingsten — Christi Himmelfahrt. Die christliche Welt feiert an diesem Tage die Heimkehr Christi zu seinem Vater im Himmel, nachdem er verklärt unter seinen Jüngern geweilt und ihnen den Geist der Tröstung versprochen hat.

Die aufschauenden Jünger
Relief in der Akademie der schönen Künste in Venedig. — Florenz, 15. Jahrh. (Scherl Bilderd.)

Seit dem 4. Jahrhundert ist dieser Tag als Feiertag der Christen bezeugt; in unserem Vaterland gehört er zu den staatlich anerkannten und geschützten Feiertagen.

*

Wie so viele christliche Feiertage so ist auch dieser Tag Christi Himmelfahrt in seinem Brauchtum mit der nordisch-germanischen Sagenwelt verknüpft. Unsere Vorväter feierten in der ersten Mainacht und in den ersten zwölf Tagen das Fest der Vermählung Wotans mit Freya. Große Opferfeste wurden draußen im Wald begangen mit Gelagen, Tanz und Spiel; sie hießen das „Maifeld" oder das „Mailager". Und heute noch ist es alter Brauch in deutschen Landen, den Himmelfahrtstag zu fröhlichem Ausflug in Wald und Heide, zur ersten Frühlingsrast auf Bergen und Hügeln zu benutzen. Wie die Väter in diesen Tagen den Segen der Gottheit für die Saaten der Felder herabflehten, so begeht das christliche Volk vor Christi Himmelfahrt die Bittage mit den Erntebittgottesdiensten. Drei Tage bittet die Kirche Gott um seinen Segen für die Früchte der Felder, daß er das Unwetter wenden und die Saaten gedeihen lassen möge.

Maientau ist kräftigend und heilsam, wenn man sich damit wäscht. Am Himmelfahrtstage pflückten in Schlesien die Burschen einen Strauß aus Gräsern und Maiblumen und überreichten ihn ihrer Auserwählten am Kammerfenster; wer sich mit dem Tau aus diesen Blumen das Gesicht bestreicht, bewahrt sich eine fleckenreine Haut und gesunde Augen, und welche Maid hat nicht den Wunsch nach frischen Wangen und klaren Augen? Weniger zart bei der Wahl der Mittel verfahren die Knechte im Westfälischen, indem sie die Dirnde am Himmelfahrtstage schlankweg in die Hofjauche werfen — und das nennen sie dann noch gemütvoll: „Maibad!" Zuguterletzt der Burschen spricht noch der mägische Mittelweg, daß die Mädchen einen Fuß oder wenigstens den Holzschuh in das Wasser der „Hofjauche" stecken; dann sind sie vom Bad befreit, vorausgesetzt, daß sie nicht auf die Burschen schimpfen. Diese Voraussetzung kann man wohl als mildernden Umstand für die Dorfkavaliere dahin auslegen, daß die höflichen Evastöchter ihr Mundwerk auch nicht immer ganz und säuberlich handhaben. Im übrigen findet sich Männlein und Fräulein abends bei der Himmelfahrtsfeier zum Tanz wieder friedlich und vergnügt beisammen.

Dies nebenbei

Auch in diesem Jahr sind die Schafherden aus Süddeutschland wieder unterwegs, um auf den großen Heideflächen des Nordens eine geeignete Weide zu suchen. Sie brauchen kein anderes Beförderungsmittel als ihre Beine, die sie sicher durch die Lande tragen. Wo sich eine gute Weidefläche bietet, wird Halt gemacht. Die Erde sättigt ihren Hunger und am nächsten Tage geht es dann wieder weiter. Vor drei Wochen begann eine Herde von 350 Stück württembergischer Schafe, die zur Weide nach Wenzendorf bei Hollenstedt in der Heide bestimmt waren, ihre etappenreiche Wanderung. Geleitet wurde die Herde von zwei Schäfern und zwei Hunden; die siebenhundert Kilometer bis zum Ziel sind jetzt zurückgelegt und die Tiere haben den beschwerlichen Marsch verhältnismäßig gut überstanden. Ein paar der Schafe, die lahm geworden waren, mußten wohl unterwegs verkauft werden, aber das ist bei solchen Riesenwanderungen üblich und läßt sich nicht vermeiden. Unterwegs ist dann die Herde durch den natürlichen Zuwachs kleiner Lämmer wieder größer geworden. Die beiden Schäfer haben sich auf dem langen Weg keine Mühe verdrießen lassen, ihren Pflegebefohlenen den Weg zu erleichtern. Wenn eines der guten Schafe ganz und gar nicht mehr weiter konnte, so wurde es in einen mitgenommenen Kinderwagen verladen, den einer der Schäfer hinter der Herde herschob. Nach einiger Zeit hatte dann das Tier seine müden Beine ausgeruht und konnte wieder rüstig weiterlaufen. Jedenfalls sind die 350 Schafe in gutem Zustande am Ort ihrer Bestimmung angelangt. Sie haben ihre Weide bezogen, und es bleibt nur zu hoffen, daß der Regen ein Ende nimmt, der für das Gedeihen einer Schafherde nicht gerade förderlich ist.

*

Nach der englischen Königskrönung wird Großbritannien eine „blaue Armee" besitzen. Tatsächlich soll die blaue Uniform, die eigens für die Festlichkeiten geschaffen wurde, von allen Waffengattungen, mit Ausnahme der Garderegimenter, übernommen werden. Wie der Kriegsminister A. Duff-Cooper gestern erklärte, will man die neue blaue Uniform erst einmal ausprobieren; er hoffe aber, daß sie als ständige Einrichtung an Stelle der alten Farben treten könne. Man habe ihm, dem Kriegsminister, nahegelegt, doch die alten farbenprächtigen Uniformen der Vorkriegszeit wieder einzuführen, einen Wunsch, den er aber habe ablehnen müssen, da der Engländer erfahrungsgemäß auffallende Farben nicht liebe. Freilich verkennt man nicht, daß die neue Uniform für den Kriegsfall keineswegs geeignet ist, und so wird jeder britische Soldat neben seiner blauen Montur noch eine Khakiuniform in Reserve haben müssen. Was die Herstellungskosten der blauen Uniform angeht, so klärte Duff-Cooper seine Interpelanten darüber auf, daß diese billiger sei, als die rote Uniform der Vorkriegszeit, jedoch teurer als Khaki. Es ist beabsichtigt, für die Garderegimenter bei Manövern die bisherige Khakiuniform beizubehalten.

*

Eine Firma in Rom, die seit langem für ihre ausgezeichneten Karamellen und Schokoladenerzeugnisse bekannt ist, hat neuerdings sog. „Laulose Karamellen" auf den Markt gebracht, die sich sofort großer Beliebtheit erfreuten. Es handelt sich um Folgendes: Theater- und Kinobesucher lieben es bekanntlich, Süßigkeiten mit in die Vorstellung zu nehmen, Nun war es bisher immer unangenehm, Bonbons oder Karamellen mitten während der Vorstellung auszupacken, weil das Papier, in das die Süßigkeiten eingewickelt zu sein pflegen, knisterte und raschelte. Die von der römischen Firma nunmehr herausgebrachten Karamellen, Bonbons und Schokoladetäfelchen sind daher jetzt in ganz knitter- und knisterfreies Papier verpackt worden, so daß sich das Auspacken ganz lautlos vollzieht. Es fallen somit alle Störungen weg und der Besucher eines Kinos oder Theaters kann ohne Aufsehen zu erregen, naschen, soviel er will. Der Umsatz an Karamellen soll sich in den letzten Wochen so gehoben haben, daß man fast von einer Verdoppelung sprechen kann — der beste Beweis dafür, daß man hier eine zwar unbedeutende, aber praktische Erfindung gemacht hat.

*

Mr. Henry Gershmann, Inhaber eines Kolonialwarenladens in Grand Forks im Staate Dakota, mußte die betriebliche Erfahrung machen, daß in den letzten 6 Monaten nicht weniger als 6 mal in seinem Geschäfte eingebrochen wurde. Die Diebe benützten in allen Fällen die Schaufenster, um in den Laden zu gelangen. Natürlich gingen bei dieser Gelegenheit die großen Scheiben in Trümmer. Nunmehr hat Herr Gershmann im Lokalblatt eine Anzeige folgenden Wortlauts aufgegeben: „Verehrte Herren Diebe! Wenn Sie nächstens wieder einbrechen, bitte durch den Haupteingang zu gehen. Ich habe es satt, dauernd neue Fensterscheiben einsetzen zu lassen." Natürlich ist niemand gespannter als Mr. Gershmann, ob die Einbrecher seine Mahnung beherzigen werden.

Der Führer der italienischen Jugend an den Münchener Ehrentempeln
Unterstaatssekretär Ricci, der Führer der italienischen Jugend, ist mit 24 Balilla-Offizieren zu einem Besuch in Deutschland eingetroffen. Hier legt er einen Kranz an den Stätten der ersten Blutzeugen der Bewegung in München nieder. In der Mitte oben der Jugendführer des Deutschen Reiches, Baldur von Schirach. (Weltbild, K.)

Feier am Grabe der Eltern des Führers

Am Geburtstag des Führers und Reichskanzlers fand am Grabe seiner Eltern in Leoding bei Linz eine stille Gedenkfeier statt, bei der der deutsche Vizekonsul in Linz im Auftrage des deutschen Botschafters einen Kranz niederlegte. Auch die Landesgruppe Oesterreich der Auslandsorganisation der NSDAP. legte einen prächtigen Kranz nieder. — Unser Bild zeigt das geschmückte Grab der Eltern des Führers. (Scherl Bilderdienst, K.)

Er fiel für Deutschland

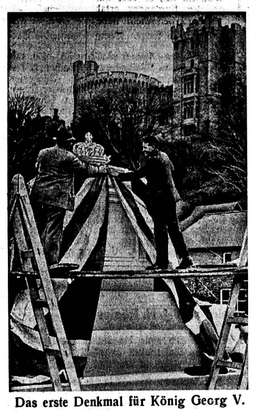
Der ermordete Blockleiter der Ortsgruppe Villa Ballester der Landesgruppe Argentinien der Auslandsorganisation der NSDAP., Joseph Riedle, mit seiner Gattin. (Weltbild, K.)

Deutschland schlug Belgien 1:0

Vor 55 000 Zuschauern trat die deutsche Fußball-Nationalmannschaft in der Hindenburg-Kampfbahn in Hannover gegen die „Roten Teufel" von Belgien an, die sie, wenn auch nur knapp, mit 1:0 besiegen konnte. — Hier schießt Hohmann das siegbringende Tor. (Pressephoto, K.)

Generalmajor Ernst Udet

Der berühmte Pour-le-mérite-Flieger und jetziger Amtschef im Reichsluftfahrtministerium wurde am Tage der Luftwaffe zum Generalmajor befördert. (Schirner, Archiv, K.)



Das erste Denkmal für König Georg V.

Im Garten des Schlosses von Windsor wird König Georg VI. ein Denkmal für seinen Vater, König Georg V., einweihen. Hier wird das Denkmal für die Einweihung verhüllt. (Weltbild, K.)

Maschinenmensch soll eine Messe eröffnen

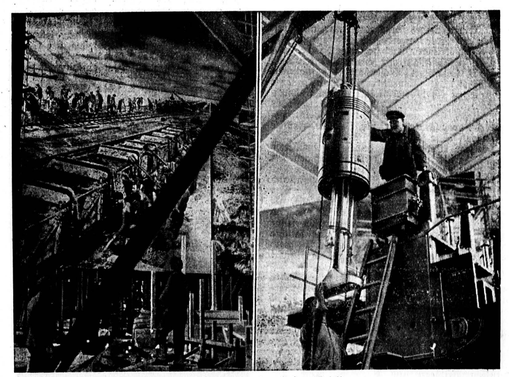
Die diesjährige Internationale Budapester Messe wird eine noch nicht dagewesene Sensation bringen, und zwar soll sie nicht durch eine hohe Persönlichkeit, sondern von einem Maschinenmenschen eröffnet werden, zu dem wir hier den Entwurf sehen.

Das größte Kriegsschiff der Welt lief beim Blockadebruch

Der 42 000 Tonnen große englische Schlachtkreuzer „Hood", durch dessen Eingreifen es den englischen Lebensmittelschiffen möglich wurde, die Blockade vor Bilbao zu durchbrechen. In den englischen Blättern herrscht über die Entwicklung der Lage bereits große Besorgnis, zumal viel weitere Nahrungsmittelschiffe die Sperrzone überschritten haben. (Erich Zander, Archiv, K.)

Der „fliegende Mensch" abgestürzt

Der berühmte „fliegende Mensch", der 22jährige Amerikaner Clem Sohn, fand auf dem französischen Flugfeld von Vicennes ein furchtbares Ende. Der Kunstflieger hatte das Ikarus-Problem auf seine eigene Weise gelöst, indem er auf alle besonderen technischen und flugzeugähnlichen Einrichtungen verzichtete, sondern lediglich mit fledermausähnlichen Flugvorrichtungen in 3000 Meter Höhe aus dem Flugzeug sprang und dann einen Gleitflug ausführte. Etwa 500 Meter über der Erde öffnete er einen Fallschirm, der ihn dann sicher zu Boden brachte. Bei der letzten Vorführung öffnete sich der Fallschirm nicht, und der „Vogelmensch" stürzte bei seiner Vorführung, der Zehntausende von Menschen beiwohnten, wie ein Stein zur Erde, wo seine Leiche furchtbar verstümmelt geborgen wurde. (Erich Zander, Archiv, K.)



„Gebt mir vier Jahre Zeit"

Zwei Bilder von der gewaltigen Schau des Nationalsozialismus am Kaiserdamm zu Berlin. Links eines der großen Wandbilder, das eine Autobahn darstellt. Rechts das Symbol der Arbeit und der technischen Leistung wird ein gewaltiger Schiffsdiesel sein, zu dessen Transport fünf Eisenbahnwagen nötig waren. Hier wird einer der riesigen Kolben in den Motor eingesetzt, der sechs Zylinder besitzt und 1500 PS entwickelt. (Pressephoto 2, K.)

Brodersen kehrt heim

Von Georg Büsing

Brodersen kam mit der letzten Fähre, spät am Abend. Der Nebel zog in durchsichtigen, silbernen Schwaden über den leise rauschenden Strom. Es war Sommer. Still und lau die Nacht.

Fährmann Jensen, der alte Seemann mit dem eisgrauen Vollbart, hatte den späten Gast nicht erkannt, und das Fragen war nicht seine Art. Er stand wie ein Steinbild am Steuer, den stahlgrauen Blick voraus gerichtet. Brodersen saß auf der Hinterbank in dem kleinen Boot und rauchte aus einer kurzen Pfeife. Der Motor ging unregelmäßig. Manchmal holte er rasselnd Atem und klopfte dann dreimal so rasch, gleichsam, um alle Versäumnis nachzuholen. Brodersen lächelte still vor sich hin. So war das nun auch schon vor acht Jahren gewesen. Vor acht Jahren!

Die Flut kam auf, Tief und mächtig holte der Strom. Atem, und ein fernes Donnern zitterte in der Luft. Das war das nahe Meer! Der riesige Ozean, den Brodersen nach allen Richtungen durchquert hatte, acht Jahre lang. Da waren die Tempel Chinas und die Wolkenkratzer von New York. Da waren die Palmenhaine von Samoa und die Eisberge von Grönland. Irgendwo, dahinten . . .

Die Pfeife war erloschen. Brodersen saß verwirrt, aufgeregt und wartete. Bald mußte das Licht der Insel auftauchen. Das ruhige, klare Licht, das all den großen Ozeanriesen zu Hilfe sind. Da ist das kleine Haus, wo Vater und Mutter wohnten, und so geborgen ist es dort. Wenn spät im März schüchtern der Frühling kommt, wenn die gelben Dünen sich mit einem Hauch von Grün überziehen, wenn aus den kargen Ackern der erste Halm bricht wie ein ängstliches Kind, das zum erstenmal die Sonne sieht, dann liegt dort ein stiller, gläubiger Zudel über allem, und die harten Gesichter der Menschen sind weich und mild. Und dann im Winter. Wenn wochen- und oft monatelang das Eis auf dem Strom geht, wenn es die Nächte hindurch an den Küsten knirscht, schreit und kracht, dann ist jedes der kleinen, strohgedeckten Häuser wie eine sichere Insel in der unendlichen Welt, wo man geborgen sitzt und warm. Und wenn dann Sonntags die Glocke der Kirche läutet, wenn aus den achtzehn Häusern die festlich gekleideten Menschen kommen und den Hügel hinaufsteigen, schweigsam und gesammelt, dann ist das eine Stunde voll solch ungekünstelter einfacher Feierlichkeit, daß man unwillkürlich die Hände faltete. Nichts Unechtes war dort. Einfache Menschen, die sagten, was sie dachten, die einander halfen, wenn es nötig war, und nicht lange davon redeten.

Immer wieder hatte Brodersen das alles empfunden, wenn er das Licht von Westerlund sah. Er stand dann an der Reeling und spürte eine Stunde lang, wie einsam er auf diesen großen lauten Schiffen doch war. Aber wenn dann die große Hafenstadt kam, wenn der Lärm in den Straßen brandete und die Musikkapellen in den Vergnügungslokalen lockten, dann lächelte Brodersen oft verächtlich über seine Schwäche. Hier war ja das Leben! Hier flutete das Abenteuer in breiten Strömen durch die Häuserschlichte, bis hinunter zum Hafen, hinein in die Kabinen der Riesendampfer und weit über das Meer. Hier begann das Wunder der Welt, hier fand seine Unrast Erfüllung! Und immer wieder fuhr Brodersen hinaus. Weiter ging die hastige Fahrt. Hongkong, New York, Honolulu, Bergen. Geheimnisse, fremde Länder, Abenteuer.

Acht Jahre lang. Acht Jahre lang Suchen, Rausch und Uebermut. Und nun saß er hier, der wilde Abenteurer, mit dem großen, ungebuldigen Herzen in der Brust, ganz still und versunken vor dem winzigen Licht von Westerlund. Und irgendwo in der Ferne versanken die acht Jahre im Nebel, mit jedem Keuchen des kleinen Motors tiefer und tiefer. Brodersen wunderte sich nicht einmal darüber, wie rasch dieser ganze, fiebernde Erdball, den er durchteilt hatte, mit durstigen Augen, in einer einzigen Stunde versank.

Dann tauchte als dunkler Streifen über dem Wasser Westerlund auf. Brodersen erhob sich ungestüm, so daß die Fähre heftig ins Schaukeln kam, und trat neben den alten Steuermann: „Ich bin Brodersen, Vadder Jensen!“ Nun konnte er es auf einmal nicht erwarten, sich bemerkbar zu machen.

Vadder Jensen sah bald beiseite, schob die Pfeife in seinen Mund von links nach rechts und entgegnete trocken: „Darum brauchst du mir nicht das Boot außer Kurs zu bringen, mein Jung.“ Brodersen war einen Augenblick verblüfft. Aber dann stieg ein helles, glückliches Lächeln aus seinem Herzen auf. Ja, so waren die Leute von Westerlund! So war Vadder Knufe, so war Vadder Heming, so waren Antje Westerkamp, sein Rüter und all die anderen! Brodersen sog in tiefen, gierigen Zügen die mit dem Geruch von Fischtran und Teer gesättigte Luft ein, die von der Insel herüberkam.

Die Fähre legte an. Mit einem Kopfnicker verabschiedete sich Jensen und stocherte schaukelnden Schrittes den Hügel hinauf. Brodersen blieb allein. Langsam schritt er durch den saugenden Sand der Dünen. Ganz langsam. Kein Laut in der Runde. Aber Brodersen fühlte sich nicht einsam, wie er so über die Insel schritt. Alles sprach. Alles war lebendig um ihn. Der schadhafte Anlegesteg, der Sand des Strandes, das harte Gras der Dünen, die verblichenen Kreuze auf dem einsamen Friedhof, der Kartoffelacker von Vadder Knufe, die kleinen, dunklen Häuser, jeder Balken der Kirche. Bei Muadder Runge war der Gartenzaun noch genau so schief und schadhaft wie vor acht Jahren Bei Fischer Johannsen hingen die Netze wie immer auf dem zerzausten Dach. Nichts hatte sich geändert. Alles so still und so einfach wie damals. Ruhig und regelmäßig kamen und gingen die Atemzüge der Menschen hinter den verhangenen Fenstern wie das Rauschen der Brandung am Strand. Diese ganzen wirren Jahre voller Suchen und Abenteuer, die hinter Brodersen lagen — hier waren sie vorübergeweht wie ein unendlich fernes Gewitter.

Brodersen saß die ganze Nacht auf dem Kirchenhügel und sann. Was würden wohl Millionen Menschen dieser Erde darum geben, wenn die Zeit einmal so still stünde wie hier, wenn der ewige Wechsel des Lebens nur Säen und Ernten wäre, wie das gesammelte Schweigen über den ewigen Acker. — Brodersen wußte, daß er dort draußen in der lauten Welt nie eine solche stille Nacht mit sich ganz allein ertragen hätte. Als gegen Morgen ein Ozeanriese vorüberkam, war in Brodersen nichts anderes mehr als ein großes Fragen, warum er in jener Welt so lange nach Wundern gesucht hatte.

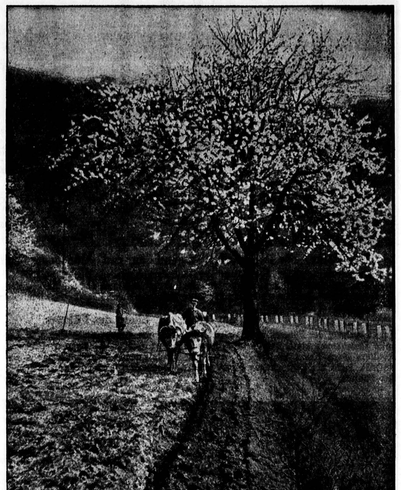
Die Sonne kam früh. In breiten, goldenen Streifen flutete sie über die leise rauschende See und tauchte alles in ein Meer voll Licht. Brodersen wusch sich am Strand und krankte seine Reisetagskleider aus dem Koffer. Er hatte sie schon vor acht Jahren hier auf der Insel getragen, und eine letzte Scheu hatte ihn da draußen in der Welt immer wieder davon abgehalten, sie fortzuwerfen. Er zog sich um und wanderte dann auf das Erwachen der Insel. Es war Sonntag.

Gegen neun begann die Glocke der Kirche zu läuten. Ihr Ton klang voll und warm über die Insel hin und weit auf das Meer hinaus. Brodersen stand barhäuptig im strahlenden Sonnenlicht und faltete die Hände. Acht Jahre lang hatte er nicht daran gedacht, nun war es ganz selbstverständlich. Er hätte gar nichts anderes tun können in dieser Stunde.

Die Türen der Häuser öffneten sich und die Fischer, Bauern und Arbeiter zogen den Kirchhügel hinauf. Brodersen wunde ganz eigentümlich zumute, als er dies alte Bild wiedersah — die feierlich gekleideten Menschen unter dem blauen Himmel. Still trat er unter sie. Keiner nahm weiter Notiz davon. — Jan Brodersen ist heimgekommen, das war alles, was sie heute dachten.

In der kleinen Kirche war es kühl und dämmerig. Nur über dem Altar kam ein schmaler Streifen Sonnenlicht durch das bunte Fenster. Still saßen die Menschen, die Orgel spielte und alle sangen mit ihren rauhen Stimmen. Dann kam Pfarrer Klüver. Mein, sehnig, wettergebräunt sag das Haupt. Er war mit uns an der Front, vorne im Graben, dachte Brodersen und sah ihm fest ins Auge. Dann begann die Predigt.

Pfarrer Klüver sprach plattdeutsch. So, wie die Menschen von Westerlund, einfach und kernig. Jader verstand, was er sagte. Brodersen blickte still in die Runde. Da saß Vadder Knufe, da Muadder Dreiers. Neben dem höckerigen Pfeiler war ihr Platz, so lange man zurückdenken konnte. Eine Reihe weiter Antje Westerkamp, Hans Rück und Karl Bunjes. Sie waren alle da, wie vor acht Jahren. — Ist es wirklich so lange her, fragte sich Brodersen. Er schüttelte leise den Kopf und schloß die Augen. Zu viel war da auf einmal. Die Worte des Pfarrers kamen wie ein ruhiger, breiter Strom an sein Ohr. Er erfaßte in seiner Benommenheit nicht den Sinn aller Worte, aber er spürte, daß sie gut waren und nichts Fremdes in sich trugen, das zu erforschen war. Jan Brodersen fühlte sich ganz geborgen. Er hatte das Wunder der Welt gefunden. Er war zu Hause.



Der Lenz ist gekommen

(Scherl-Archiv, K.)

Die Rosen

Humoreske von J. H. Rösler

Es war schon neun Uhr vorüber. Das Feuer knisterte leise im Ofen. Da schellte es an der Flurtür. Der alte Herr erhob sich mühsam aus seinem Sessel und öffnete. Ein junges Mädchen stand vor der Tür und hielt ein Paket in weißem Seidenpapier in der Hand.

„Kann ich Fräulein Anna sprechen?“ fragte es.

„Meine Töchin,“

„Ja.“

Der alte Herr schüttelte freundlich den Kopf.

„Die Anna ist schon zu Bett gegangen,“ sagte er, „die Anna hat heute große Wäsche gehabt — das macht müde.“

Das junge Mädchen sah ziemlich verständnislos drein.

„Ich soll das Paket für sie abgeben,“ sagte sie.

„Für die Anna?“

„Ja.“

Und sie reichte dem Alten das Paket in dem weißen Seidenpapier.

„Geben Sie nur her, kleines Fräulein. Ich werde es wohl verwahren.“ —

Als das junge Mädchen gegangen war, trug der alte Herr das Paket in die Küche. Und da er ein wenig neugierig war, wie alle alten Herren, und auch sonst seine Nase gern in jeden Brief steckte, dachte er darüber nach, was wohl darin sei. Und da es bunt durchschimmerte, half er seinen Gedanken ein wenig mit dem Finger nach, nicht viel, denn fremdes Geheimnis war ihm heilig, aber doch so viel, daß er, ohne das dünne Papier zu zerfetzen und ohne die Nadel herauszuziehen, mit der das Paket oben angesteckt war, erkannte, daß prächtige Rosen in dem Paket waren.

„Schau, schau, die Anna!“ dachte er bedächtig und schmunzelte, „man schickt der Anna Blumen? Dabei hat sie morgen keinen Geburtstag, aber — wer weiß?“

Und da er es gut mit der Anna meinte, die zwanzig Jahre im Hause war und ihn mütterlich betreute, holte er eine große Schüssel unter dem Tisch hervor, füllte sie mit Wasser und legte das Blumenpaket sorgsam hinein.

„Da wird die Anna aber morgen eine Freude haben,“ dachte er, als er wieder langsam in sein Zimmer ging.

Aber die Anna schien gar keine Freude zu haben. Denn am nächsten Morgen erwachte der alte Herr durch ein so wildes Schreien aus der Küche, daß er glaubte, es wäre zumindest ein Dachziegel der Anna auf den Kopf gefallen. Und da dieses erboste Schreien nicht aufhörte, schlüpfte er in seine Pantoffel, hüllte sich in seinen Schlafrock und ging, so schnell ihn seine Füße trugen, dem Lärm nach.

„Was ist denn los, Anna? Was haben Sie denn,“

Anna stand wie eine Furie mitten in der Küche.

„Was ist denn nur los, Anna?“

Anna schluchzte verzweifelt:

„Denken Sie sich nur, gestern abend ist für mich mein neuer Hut abgegeben worden, und den hat mir so ein Esel mitten ins Wasser gelegt!“

Schlesisches Gebirgsdorf (Deike M)

Mai

Von ganzem Herzen grüß' ich dich:
Willkommen, lieber Mai!
Vor deinem Liebessturm entwich,
Was dunkel noch und winterlich;
Nun ist die Erde frei.

Das keimt und knospt und sprießt und blüht:
Gesegnet seist du, Mai!
Und wie die Welt im Licht erglüht,
Wie's leuchtet, funkelt, glänzt und sprüht,
Als ob's ein Märchen sei,

So jubelt's auch in meiner Brust:
Hab Dank, du lieber Mai!
Jetzt weiß ich, was ich nie gewußt,
Was mir dein Traum erst sagen mußt':
Was Glück und Liebe sei.

Und freudig bitten wir zu zwei'n:
Bleib ewig, junger Mai!
Dann wird trotz Sturm und Wetterschein
Das Leben warm und licht noch sein,
Wenn einst der Lenz vorbei.

K. Hansen

Spiel des Schicksals

ROMAN VON JUSTUS EHRHARDT

7. Fortsetzung

„Ihr Zeit lassen, vielleicht ist nichts weiter nötig. Morgen werde ich abreisen. Ich muß erst wieder jemand für die Kinder haben. Wir sind allein. Eine Hilfe haben wir nicht, weil wir ja noch nicht wissen, wie alles kommt . . .“

„Ja,“ Frau Hiller schämte sich vor dieser tapferen Frau, die sich ohne Ueberlegung an die schwere Aufgabe machte. Nom. „Ich werde ihn dort finden, atmete Frau Rusch auf, endlich bin ich am Ziel . . .

„Kann ich gar nichts dabei tun? Ich könnte noch den Kindern sehen oder unser Mädchne Babett. Sie ist wirklich sehr kinderlieb und . . .“

Frau Rusch wehrte ab. Sie werde noch alles ordnen. Ihre Schwester Grete könnte allerdings vor morgen noch nicht eintreffen. Ein Gedanke stieg in ihr auf. „Wenn Sie aber noch Bismarckstraße 9, 2 Treppen, Herrn Vornhagen und Herrn Planck benachrichtigen könnten, daß ich sie dringend sprechen muß, wäre mir sehr geholfen!“

Bis ans Ende der Welt wäre Frau Hiller gegangen, wenn sie damit nur das trostlose Gefühl der Schwäche und Hilflosigkeit verloren hätte. Morgen wolle sie noch einmal vorbeikommen, vielleicht könne sie doch irgend etwas tun.

„Nur die beiden Herren benachrichtigen, mehr ist vorläufig wirklich nicht nötig,“ versicherte Frau Rusch.

Eilig und von einer immer mehr auflackernden Hoffnung getrieben, verließ Frau Hiller das Haus. Draußen wirbelten noch immer die weißen Flocken um die Laternen. Wenig Menschen kamen ihr schnell und lautlos entgegen.

Eine Taxe wartete verschneit an der nächsten Straßenecke. Brummend erwachte der Fahrer, und dann glitt der Wagen unter dem Flockentanz über die weiße Fläche.

„Nein, auch Herr Planck ist nicht zu Hause. Herr Planck hat eine Einladung bei Herrn Professor Görsch. Vielleicht könnte ich anrufen. Er wird auch wissen, wo Herr Vornhagen zu erreichen ist.“

Frau Roemer telephonierte, es dauerte eine Ewigkeit, bis die Verbindung zustande kam. Das Mädchen am Apparat wußte nicht, ob ein Herr Planck da war. Es sei große Gesellschaft und sie wisse nichts, aber sie wolle sofort nachfragen.

„Wer, wer ist da?“ Frau Doktor Rusch? Martin? Ist er da?“ Rudi Planck schien alle Beherrschung zu verlieren.

Frau Hiller stand diesem Ausbruch hilflos gegenüber: „Nein!“ sagte sie schuldbewußt. „Frau Doktor Rusch bittet Sie und Herrn Vornhagen, möglichst bald zu ihr zu kommen. Ich rufe nur im Auftrage von Frau Rusch an. Würden Sie . . .“

„Ob wir würden. Klar. Sofort. Ich bin in zehn Minuten mit Vornhagen da!“

Knapp. Er hatte schon eingehängt. Frau Rusch und zu dieser Stunde. Es mußte doch schon zehn Uhr vorbei sein. Gut, daß wenigstens noch das Motorrad an der Vordrschwelle stand. Martin sprang der Motor an. Der Schnee peitschte ins Gesicht, verklebte die Augen. Vorschriftsmäßig raste die Maschine über eine Straßenkreuzung. Es konnte sich ja nur um Martin handeln. Vielleicht hat er Frau Rusch geschrieben. Mensch, Martin, alter Rindvieh, bist du wieder da?

Das Motorrad stoppte vor der Halle des Sportklubs.

Zwischen Zivilisten und Sportlern, zwischen einem Hochsprunggerät und einem Ruderkasten zwängte er sich hindurch, und da stieg eben Werner Vornhagen schwitzend und schimpfend aus dem Ruderkasten.

„Los, los, mitkommen,“ stieß ihn Planck vor sich her zu dem Umkleideraum.

„Erst duschen . . ., ich muß mich doch abbrausen,“ wehrte sich Vornhagen, der nichts von Plancks Anfreuung verstand.

„Kannst du draußen im Schnee . . ., anziehen, anziehen!“

„Ich hole mir den Tod, geschwitzt und jetzt im Zug!“

„Du holst die keinen Tod,“ schrie Planck über die Schulter zurück. „Frau Rusch will uns sofort sprechen.“

Der Schnee fiel in dicken schweren Flocken über die Straße. Die Laternen brannten hinter einem Schleier, und manchmal glitt ein Wagen gespenstisch leise vorbei. Werner Vornhagen hatte nichts mehr zu fragen. Wenn Frau Rusch sie um diese Zeit sprechen wollte, dann hieß das: Martin.

„Mensch, Mensch!“ stotterte Vornhagen auf dem Sozius sitz.

„Abwarten. Wir werden ja gleich sehen!“

„Ich fahre morgen nach Rom,“ sagte Frau Rusch, die ihnen die Haustür öffnete. „Vielleicht finden wir Martin Rönnebeck. Monika Hiller hat geschrieben,“ singend hob sich der Fahrstuhl. Die beiden schwiegen.

„Rave scheint Monika verlassen zu haben,“ berichtete Frau Rusch weiter. „Rave fürchtet sich vor Martin, oder aber zwischen ihm und Martin hat es schon etwas gegeben.“

„Meine Vermutung!“ nickte Vornhagen. Eigentlich kam alles so, wie er es erwartet hatte. Martin war es gelungen, Monikas Aufenthalt herauszubekommen. Er hatte Rave zur Rede gestellt. Vielleicht mit der Pistole in der Hand. Recht so, Martin . . .

Aber Planck verzog das Gesicht, als er den Brief gelesen hatte: „Ich bin doch etwas skeptisch. Hier steht kein Wort davon, daß er schon in Erscheinung getreten ist. Selbstverständlich müssen Sie fahren, schon wegen des Mädchens. Soll Sie einer von uns begleiten? Natürlich. Ich werde Sie begleiten.“

„Nein. Ich fahre allein. Ist Martin nicht da, sind Sie ja überflüssig, und ist er wirklich da, können Sie im Augenblick ja auch nichts tun. Ich muß Monika Hiller in Verwahrung nehmen. Was mit ihr geschieht, weiß ich noch nicht. Vielleicht komme ich auch zu spät hin, in diesem Fall benachrichtigen junge Mädchen leicht Dummheiten.“

Frau Rusch würde also mit dem Frühzuge nach München fahren. Rudi Planck hatte dafür zu sorgen, daß telephonisch mit dem Konsulat in München alles vereinbart würde, was die Reise erleichterte. Daß die amtlichen Stellen alles tun würden, was Licht in die Angelegenheit Rönnebeck bringen konnte, war selbstverständlich. Werner Vornhagen müsse natürlich auch etwas tun. Etwas Wichtiges sogar. Frau Rusch wurde ein bißchen verlegen: „Eigentlich könne man das Herrn Vornhagen ja nicht zumuten, aber er sei mit den Kindern neulich doch ganz gut ausgekommen. Die sechsjährige Lore sei ja schon vernünftig, aber der dreijährige Hans . . .“

Bis morgen abend, bis zu dem Zeitpunkt, da die verheiratete Schwester von Frau Rusch eintraf, mußte doch jemand die Kinder betreuen. Ob wohl Herr Vornhagen so lange bei den Kindern bleiben würde?

„Natürlich, gewiß. Nichts lieber als das!“ stimmte Werner zu. Stundenlang mit den Kindern spielen, und wenn alles schief ging, konnte man eine mächtige Tüte Bonbons kaufen . . .

Die Ernährungsverhältnisse und -zeiten der Kinder wurden besprochen. Werner hörte nicht ganz zu. Daß Planck sich so leicht finden. Ein Tag verging so sehr schnell. Wenn Martin in Rom aufgetaucht war, woran ja kein Zweifel mehr sein konnte, war er vielleicht in drei, vier Tagen schon da . . .

„Milch für die Kinder und mittags Obst. Aber ich weiß gar nicht, ob das richtig ist. Ihnen diese Verantwortung aufzupacken.“ Frau Rusch wurde wieder zögernd. „Vielleicht bitte ich doch lieber eine Nachbarin.“

„Ich bin zehn Minuten mit Vornhagen da!“ Aber die einzige Nachbarin, die in Frage kam, war sehr redselig. Eine Andeutung über die Reise, und sofort würden Gerüchte in aller Munde sein. Vornhagen könnte hier schlafen. Herr Planck brachte sie zum Bahnhof, noch ehe die Kinder erwachten. Viel Zeit zu Ueberlegungen blieb wirklich nicht mehr. Sie packte ihre Sachen zusammen. Vielleicht war sie übermorgen schon wieder zurück. Vielleicht blieb sie eine Woche. Einmal nickte Rusch aus seinem Bild an der Wand erwunternd herüber. Es war richtig, was sie tat.

Nichts leichter als das, hatte Werner noch beim Abschied gesagt. Für Martin würde er alles tun, ganz abgesehen davon, daß er die beiden Ruschkinge, wie er sie sonst nannte, gern leiden mochte. Er lag ausgestreckt auf dem Ruhebett. Die Tür zum Kinderzimmer war geöffnet, damit er das Erwachen der Kinder sofort hören konnte, und er leitete den kommenden Tag ein. Erst die Kinder anziehen, dann vielleicht zwei Stunden spielen. Wenn das Wetter gut war, eine Stunde in den Schnee hinaus . . . Ach, es würde sich schon alles finden . . . Darüber schlief er dann endlich ein.

Er erwachte von einem Gewisper und Tuscheln, für das er mit geschlossenen Augen keine Erklärung fand. Die Wirklichkeit drückte wie Blei auf die Lider, und vielleicht begann erst jetzt die Nacht. Er drehte sich entschlossen herum, zog die Decke höher und schlief wieder ein. Das Tuscheln wurde aber stärker, jemand in seinem Zimmer lachte. Das riß ihn doch die Augen auf, und die beiden Kinder, die im Schlafanzug neben ihm standen, erregten seine grenzenlose Verwunderung. Als er sich endlich auf seine Pflicht besann und in gesetzten Worten davon sprach, daß die Mutti nur mal eben schnell wohingefahren sei, unterbrach Lore ihn mit der eindringlichen Frage, ob Herrenschuhe schwimmen könnten. Lore und Hans hatten sich darüber nicht einigen können, und so sollte der praktische Versuch im Badezimmer entscheiden.

Murrend und dann mit hellem Krachen und Klingen sprang eben wieder ein Bob gegen den Wall, bohrte sich in den gefrorenen Schnee und zögerte eine Sekunde, eine kostbare Sekunde, ehe er weiterraste.

„Rübezahl II. Die machen genau denselben Fehler wie wir, haben Sie gesehen?“ triumphierte Jasper augenblicklich abgelenkt. „Sie schwingen vorher nicht genug aus und sitzen nachher wie die reinsten Buddhafiguren!“ Der Gedanke, daß andere Menschen auch ihre Fehler hatten, beruhigte und versöhnte. Ein Lächeln drang sogar über sein Gesicht. „Die schlechtesten sind wir ja vielleicht doch nicht!“

„Man darf nur den Mut nicht sinken lassen!“ stimmte Ina ermunternd zu.

„Gilt das mir oder dem Training?“ Jasper sah erwartungsvoll auf.

„Mein Gott, Jasper, was ist heute eigentlich in Sie gefahren? Wollen Sie mir wirklich den Tag verderben? Kein Wort kann ich sagen, ohne daß Sie es drehen, wie es Ihnen gerade paßt. Sie sind heute abscheulich. Ich will aber nicht für Ihre schlechte Laune herhalten!“

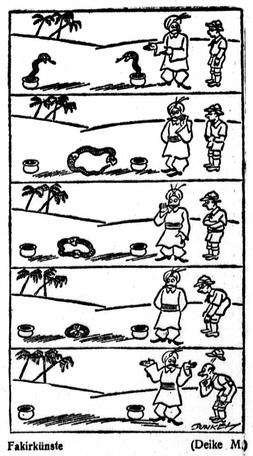
Jasper verbrannte sich: „Danke, also galt es doch nicht mir? Uebrigens, ich kann doch nichts dafür, daß Sie so wenig schlafen und dann gereizt sind, wenn einem mal ein schiefes Wort herausfährt!“

„Wenig schlafen? Erst beschimpfen Sie mich, weil ich so lange schlafe . . ., schlafen ist gesund, aber zuviel schlafen macht dumm!“ wiederholte sie seine Worte. „Nun schlafe ich wieder zu wenig. Sie fangen allmählich an, albern zu werden. Kommen Sie erst wieder zu sich, bis dahin: Auf Wiedersehen!“ Langsam glitten die Schier über den Hang, dann immer schneller. Ina breitete die Arme aus. Nein, nicht ärgern lassen. Die Welt war schön. Aber da überholte sie Jaspers Stimme noch einmal. Sie war nicht freundlich und nicht bittend, auch nicht kameradschaftlich wie sonst:

„Man kann lange schlafen und schläft doch nicht lange!“ Ein fremder Ton war in der Stimme, vielleicht Enttäuschung und Kummer. Oder sollte dies eine Warnung sein? Niemand hat mich gesehen, überlegte Ina, immer schneller glitt sie aus dem Walde heraus und über den glitzernden, silberspritzenden Hang. Das Haus schlief, und die anderen tanzten. Als ich zurückkam, schlief alles. Schliefen wirklich alle? Und der Schatten am Haus? Wieder das große Erschrecken. Hatte sie jemand beobachtet? Jasper?

Wie eine Wand richteten sich die Tannen am Ende des Hanges auf. Pfeilschnell sagte sie direkt auf die Tannen los, da ließ endlich die Spannung nach. Die Gedanken schalteten wieder ein: eins, zwei, drei. Herumgerissen vom Körper, noch mehr, und im steilen Telemark glitt sie haarscharf an der Wand vorbei und dann noch ein Stück den Hang wieder hinauf. Aber dann gaben die Knie doch nach. Wie eine glühende weiße Scheibe hing die Sonne über dem Wald und über dem weichen Schnee. Ina hätte so liegen bleiben mögen, geschützt von dem Wald und halb zugedeckt vom Schnee. Geschrei und fröhlicher Spott trieben sie wieder auf. Sie riß sich hoch und lief weiter, sie lachte sogar zurück und warf nach einem allzu kühnen Käufer mit einem Schneeball. In dem ausgelassenen Trubel der anderen Läufer übergelegte sie angestrengt: es konnte kein Zweifel mehr sein, man hatte ihre späten Ausflüge doch entdeckt. Jetzt noch ein winziger Fehler, und der Mann im Jägerhäuschen wurde aufgestöbert. Er mußte ja dann an Verrat glauben . . .

Erst mittags im Speisesaal sah sie Jasper wieder. Sein Gesicht war harmlos, als sei nichts vorgefallen. Aber Ina ging geraden-



Fakirkünste (Deike M.)

wegs auf ihn zu: „Was wollten Sie mit Ihrem Zuruf heute sagen?"

„Zuruf? Ach so! Nichts weiter, gar nichts. Man sagt doch mal so was hin ohne Ueberlegung und ohne Sinn, nicht wahr? Vielleicht ein Wortspiel, man kann lange schlafen und schläft doch nicht lange. Ulkig? Nicht wahr? Ueberhaupt Wortspiele . . ."

Ina lief rot an. Er verulkte sie. In ihren Augen entzündete sich roter ehrlicher Zorn. Eine messerscharfe Antwort schwebte ihr auf der Zunge, sie biß die Zähne zusammen, drehte sich kurz um und ließ Jasper stehen.

Geschmeichelt und sehr erfreut stand Doktor Richter sofort auf, als Ina an seinem Tisch Platz nahm: „Gestatten, Richter! Wie Schiedsrichter, so, wunderbares Wetter heute, nicht wahr? Hatte wohl schon die Ehre . . . Uebrigens, was ist eigentlich mit Burres Mannschaft los? Jeder sitzt heute an einem besonderen Tisch, Krach gewesen, Training klappt nicht so richtig, na, wird schon wieder werden."

Ina sah, wie er manchmal Blicke zu dem Tisch hinüberwarf, an dem Burre schweigsam und offenbar sehr mißgestimmt sein Essen hinunterwürgte. Burre erwiderte die Blicke nicht, aber Jasper rückte unruhig auf seinem Sitz herum. Zum erstenmal saß Ina an einem anderen Tisch, und er hatte sie vertrieben. Vielleicht genügte eine Entschuldigung sie wieder zu versöhnen. Aber jedesmal, wenn er sich zu einem Bittgang aufraffen wollte, stand Burre am Fenster und machte mit der Hand eine unmißverständliche Bewegung nach der Stirn. Das hieß: Du bist verrückt, mein Kind. Eine Stunde, zwei, drei, vier im Schnee unter einem höhnisch glitzernden, funkelnden Sternenhimmel. Ina glitt aus dem Wald heraus, es war geradezu unheimlich auszudenken, daß sie mitten in der Nacht und allein diesen verlassenen und gefährlichen Weg kam.

Wie sie sich mit dem frechen Menschen, mit diesem Doktor Richter, unterhielt! Bis hierher tönte seine aufgeblasene Stimme, und wie sie lachte! Jaspers Eifersucht prasselte eine ganze Weile wie ein Feuerwerk gegen die Decke. Dann wurde er ruhiger. Richter war ein Mensch wie alle anderen auch, aber Ina hatte sich verändert, vielleicht wußte sie es selber nicht und befand sich in irgendeiner großen Gefahr. Man mußte die Augen offen halten, vielleicht gab es noch einmal Gelegenheit, im richtigen Augenblick Retter zu spielen, und dann würde sich ja alles weitere von selbst ergeben.

Jasper, die Augen offen halten! . . .

*

Jasper hielt die Augen offen und war wachsam wie ein Schießhund. Wie ein Schatten begleitete er in sicherer Entfernung Ina, wortlos und geduldig. Während der drei oder vier Trainingsfahrten am Nachmittag zitterte er, daß Burre ihn anbrüllte: „Du schmeißt uns noch alle um! Paß auf, Kurve!" Die letzte Kurve fuhren sie an wie einen Preßkopf. Die Kurve gab nicht nach. Bis auf die Erde setzten sie die Bahn auf, es krachte und donnerte, als würden sie über den Wall hinaus gegen die Bäume geworfen. Sie verloren soviel Fahrt, daß Jasper in der Geraden abspringen und nachhelfen mußte. Burre konnte sich zuletzt nicht mehr vor Wut und Ärger allen Beteiligten, lieber mit einem Rodelschlitten über einen Müllhaufen zu fahren. Restlos futsch war die Stimmung. Keiner hätte in dieser Verfassung auch nur einen Pfennig auf einen guten Ausgang des Rennens gesetzt.

Als Sündenbock wurde Jasper abgeschlachtet. Zu früh gebremst! Prellbockfahrer! Aber Jaspers Gleichgültigkeit war durch nichts mehr zu erschüttern. Erst als Burre ankündigte, die Meldung zum Rennen zurückzuziehen, wurde Jasper wach.

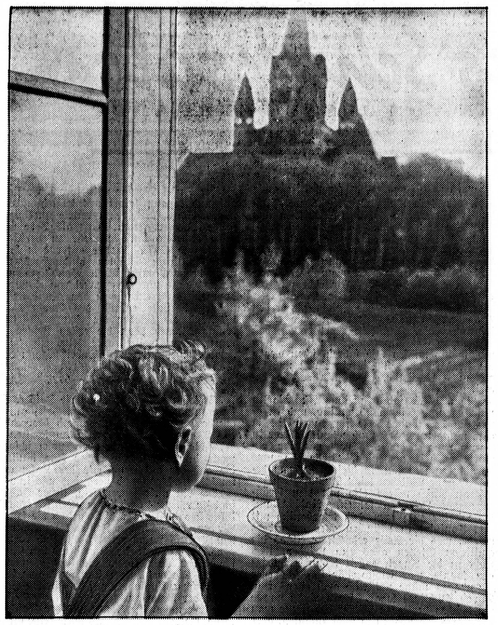
Wenn die anderen keine Sorgen hätten, würden sie ihn vielleicht verstehen können. Burre brach jedenfalls das Training ab, und Jasper lächelte dazu. Er lächelte dünn und gefroren, als sie durch den Schnee zum Hotel zurückstapften. Burre stieß den neben ihm gehenden kleinen Fänger an, aber der machte nur eine Bewegung mit der Hand nach der Stirn und zuckte im übrigen mit der Schulter. Es wußte keiner, was plötzlich in Jasper gefahren war.

Sein Gesicht wurde erst wieder heller und zufrieden, als er Ina am Hang Wendungen und Schwünge üben sah.

Am Abend lehnte sich Jasper mit dem Rücken gemütlich gegen das Treppengeländer und rauchte. Drin sei es zu heiß und draußen zu kalt, deshalb müsse er gerade hier stehen, sagte er einsilbig. Aber eine Weile später baute er sich vor der Haustür auf, weil er frische Luft schnappen wollte. „Irgend etwas muß der Mensch doch schnappen", versetzte er bissig, als Ina vorbeikam und wortlose Verwunderung zeigte.

Sie konnte ihn vom Fenster aus gut beobachten. Er schien sich auf längeren Aufenthalt einzurichten, marschierte mit langsamen, großen Schritten die Hotelfront entlang, kehrte zurück und besah sich die weißen Wolken, die in langsamer Fahrt über den schwarzen Himmel, den Mond und die Sterne schwammen.

Nach einer Stunde bewegte sich sein Schatten immer noch vor dem Hotel. Ina hörte, wie er sich mit jemand unterhielt. Sie schloß leise das Fenster, und die freundliche Wärme erfüllte sofort wieder das Zimmer. Wärme **macht müde. Sie sehnte sich mit dem Rücken**



Blick in die Welt (Weltbild)

gegen die Wand, wie sie es im Jägerhäuschen immer tat und wartete, bis das Gesicht aus der Dunkelheit heraus vor ihr lebendig wurde. Ich kann heute nicht kommen, sagte sie. Es geht wirklich nicht. Jasper steht unten und bewacht mich. Morgen weiß sonst die ganze Welt, wer im Jägerhäuschen wohnt. Aber morgen, morgen am Tage komme ich. Ich komme! Ich muß ja kommen. Und darüber schlief sie, von Wärme und Müdigkeit endlich bezwungen, ein.

*

Tag und Nacht, Hunger und Kälte gingen am Jägerhäuschen vorüber. Martin Rönnebeck achtete nicht auf die Sonne, die wie eine glühende Scheibe den Schnee von den Zweigen und Hängen lekte. Oben glitzerte und wärmte die Sonne, im Schatten aber fror das Wasser zu Nadelspitzen, klingenden Zapfen. Der Frost drang in das Holz, sprengte es von innen auseinander, riß dicke Stämme krachend und splitternd zu Boden.

Martin hob einmal den Kopf, horchte auf das fremde und doch so vertraute Dröhnen. Es erinnerte an den großen Marsch, der viele Monate oder eine Ewigkeit dauerte. Dann schrieb er weiter, es schrieb aus ihm heraus, lief über die Bogen, schneller, immer schneller. Hunger und Durst, der Tod in jeder Gestalt, liefen vor ihm her, und immer wieder nickte ihm Rusch zu, zufrieden und anerkennend.

Eine Feder krakte und zerbrach. Martin schrieb weiter. Das Papier, die schönen glatten Bogen, war zu Ende. Er riß Blatt für Blatt aus den Vermessungs- und Tagebüchern, jede freie Seite bedeckte sich mit eiligen Schriftzeichen. Stunde um Stunde saß er über den Tisch gebeugt. Manchmal wurde die Kälte übermächtig, das Blut erstarrte ihm in den Adern, dann kapste er wie im Traum vor die Tür, riß dürres Holz und geborstene Stämme aus dem Schnee, zerrte sie mit dem Fuß und kehrte zur Hütte zurück. Manchmal aß er ein paar Bissen trockenes Brot und Speck.

In der Dunkelheit kam dann das riesengroße Atemholen. Wenn das Feuer knisterte und knackte, wurde der Herzschlag ruhiger. Der glühende Kampf um den Urwald verebbte. Die Stille strömte von draußen herein, und Martin horchte oft zwischen Tür und Angel, ob das Schleifen und Rauschen näher kam. Der Wald knisterte, und manchmal trabte hungriges Wild vorbei.

Aber es kam niemand, solange auch Martin Rönnebeck wartete und horchte. Vielleicht war ihre Erkältung schlimmer geworden. Oder das Geheimnisvolle und die Finsternis des Lebens stießen sie doch ab. Es konnte ja nicht anders sein. Martin versuchte, Worte und Gedanken des letzten Zusammenseins zurückzuholen, es gelang ihm nicht. Da war ein zartes Gesicht, dunkle, durchdringende Augen, eine hohe, glatte Stirn, ein biegsamer, schlanker Körper. Jetzt tanzte sie oben im Sporthotel. Da war Musik, leise, wiegende Tanzmusik, Lachen, viele Stimmen **liefen durcheinander. Ferienfreude, junge** Menschen. Keiner hatte Sorgen, morgen war auch noch ein Tag . . .

Hier saß er, in einer kalten, unfreundlichen Hütte, und verbarg sich vor diesem wirbelnden und lachenden Leben, das falsch und voll Verrat war. Sie kam nicht. Die Wolken ruderten in gemächlicher Fahrt über einen bläulichen Himmel. Die Sterne bewegten sich in ungeheuren Welten über dieser vergessenen Hütte.

Ein Rest von der Kerze lag da noch vom letzten Besuch. Sie fiel um und erlosch, als der Besuch mit sonderbar erregter Stimme zum erstenmal den Namen Martin Rönnebeck aussprach. Es war recht so, daß das Geheimnis nun kein Geheimnis mehr war. Ein einziger Mensch sollte wissen und vielleicht verstehen. Deshalb hatte er auch die Bogen nicht fortgeräumt, und ihn so auf das Geheimnis gestoßen.

Das Licht flammte auf, da saß Martin schon wieder über den Blättern. Die Feder flog, er hätte mit geschlossenen Augen schreiben können. Größer als alle Hindernisse ist der Wille eines Menschen. Was sind Feuer und Wasser, Hunger und Durst und der Tod in jeder Gestalt gegen den eisernen Willen zu siegen! Rusch hatte gesiegt, weil er nicht einen Augenblick das große Ziel aus den Augen verlor. Sein blasses, durchsichtiges Gesichtrengesicht wurde unter der mörderischen Sonne braun und verbrannt, die feine Schreibtischhand bedeckte sich mit Narben und Schwielen. Ein Wunder aber waren die Augen, diese Augen, die durch alles hindurchsehen konnten, die durch Widerstände, über Entfernungen und Mutlosigkeiten hinweg brannten, vorwärts, immer dem Ziel entgegen. Wenn man will, kann man alles!

So wuchs die Geschichte der Expedition unter Martins Feder zu dem Hohelied von Kameradschaft, Mut und unbeugsamen Willen. Rusch, immer wieder Rusch und dann José, der alte Indianer. Was klein und zweifelerisch gewesen war, verbrannte jetzt in der Glut dankbarer Erinnerung. Es wurde ein Hymnus an die Kraft und an das lebendige Leben, das zuletzt doch alle Schwere überwindet.

Erst als die Kerze zitternd auslöschte und das Feuer im Herd nicht mehr knisterte, schob Martin die Bogen zurück. Er ließ sich auf die Pritsche gleiten, zog den Mantel über sich und versank in der großen beruhigenden Stille des Schlafes.

Die Sonne begann wieder ihre Reise und versank dann wieder hinter den Bergen. Der Mond lekte mit stumpfem, silbernem Glanz alle Schatten aus den Tälern fort. Tag und Nacht lösten sich wie treue Wächter vor dem Jägerhäuschen ab. Zuletzt saß Martin die Zeiten nicht mehr. Die Erinnerung und eine alles beschwingende Kraft erfüllten ihn bei seiner Arbeit.

Mer an einem Abend kehrte die Unruhe wieder. Er wußte sich das Gesicht mit Schnee, bis es glühte, ordnete die Papiere auf dem Tisch, fegte den Boden mit Zweigen sauber **und schürte das Feuer unter der Herdplatte** zur prasselnden Flamme. Das Wasser im Topf summte und zischte. Es konnte ja doch sein, daß sich noch einmal jemand in diese Verlassenheit verirrte. Leer und ermattet sehnte sich Martin jetzt nach einem Kameraden, nach der Wärme einer menschlichen Stimme. Wenn sie jetzt käme, müßte sie von ihren Freunden erzählen. Vielleicht auch von jemand, den sie liebte. Aber hier wurde Martin schon wieder unzufrieden. Sie sollte vom Sporthotel erzählen, von den Schneeschuhfahrten und vom Training der Bobfahrer. Martin wollte still daneben sitzen und zuhören. Hinter dem Wald, jenseits der Berge, war das Leben mit Lachen und Tränen, mit Freude und Schmerz; hier in dieser Hütte blieben nur noch die Einsamkeit und das große Schweigen.

Aus weiter Ferne flimmerten die Sterne über den Berg. Martin sah das Flimmern und hörte den schweren Atem des schlafenden Waldes. Der Schnee leuchtete stumpf und ermattet. Da löste sich ein Schatten von der weiten Schneefläche ab, kam rasch näher. Sie war es wirklich. Martin war so erfüllt von Freude, daß es ihm entfuhr: „Ich hatte Sie gar nicht mehr erwartet!" Er streckte ihr die Hand entgegen.

„Soll das wieder eine Grobheit sein?" fragte sie zurück, mißtrauisch und mit raschem Atem vom schnellen Lauf.

„Nein, ganz bestimmt nicht!" wies er den Verdacht weit von sich. „Sie waren so lange nicht hier. Ich dachte schon, Sie wären vielleicht abgereist . . . oder Sie hätten mich vergessen!"

„Alle Achtung. Sie haben wirklich an mich gedacht. Das ist bestimmt ein Fortschritt. Ich wollte jeden Abend kommen, aber ich muß vorsichtig sein. Man ist doch mißtrauisch. Jasper bewacht mich . . ." Sie unterbrach sich mitten im Satz.

Wer ist Jasper, dachte Martin. Warum bewacht er sie? Sie gingen nebeneinander den Weg zwischen den Tannen hindurch bis zur Hütte. Unruhe und Beklommenheit bedrängten Martin schon wieder. Aber Ina hatte sich schon wieder in der Gewalt. Sie plauderte leicht und sorglos. „Kerzen habe ich mitgebracht, richtige dicke Festlichter, und Kuchen. Ist das nicht allerhand?"

„Doch, doch!" beeilte sich Martin zu versichern. Der ganze Raum war wirklich wie verwandelt, als die beiden Kerzen angezündet wurden. Gut, daß sie gekommen ist, dachte Martin.

Das ist ja ein ganzes Buch geworden, wunderte sich Ina und sagte: „Sie waren sehr fleißig! Wahrhaftig, ein ganzes Buch. Wann haben Sie das denn alles geschrieben?" Und: „Aber das ist doch gar nicht möglich!"

„Sie haben recht. Vielleicht habe ich das wirklich nicht geschrieben. Ich lege mich an diesen Tisch, und wenn ich dann erwache, liegen die Bogen um mich her!" Martin stand neben dem Herd. Sie durfte die Bogen sogar in die Hand nehmen, natürlich durfte sie lesen, es war gut, wenn ein Mensch zu Gesicht bekam, was er da geschrieben hatte. Ein Mensch? Dieser Mensch! Er sollte ja doch etwas von seinem Schicksal erfahren, sollte kennenlernen, wie schwer das Leben in Wirklichkeit war.

Wie ein Kind kniete Ina auf dem wackligen Schemel. Nur eine Probe, bald aus Höflichkeit und halb aus Neugier. Den Kopf stützte sie zwischen die Hände und las. Sie wollte nur eine Probe aufnehmen, einen flüchtigen Augenblick, aber sie kam nicht davon los. Zeile um Zeile wuchs ein Kampf um das hohe Ziel vor ihr auf. Die Menschen allein im Urwald, den vorher noch keines Weißen Fuß betreten hatte. In der Ferne gurgelte und brauste der alles überflutende Strom. Das Fieber schüttelte Rusch, aber das Ziel war noch nicht erreicht. Die Hütte versank vor der Gewalt und Eindringlichkeit der Sprache. Das hier war Erlebnis der Kameradschaft und eines kämpferischen Lebens, eine Dichtung von packender Größe und Schönheit entstand hier. Still und bescheiden trat Rönnebeck neben allem zurück, immer nur Rusch und manchmal der alte treue Indianer José. Einer rettete den anderen schweigend vor dem Tode. Einer bewachte den anderen, teilte die letzten Bissen mit ihm und trug ihn den Weg zurück auf den Schultern. Dann die Entdeckung der untergegangenen Indianerstadt. Das Ziel der Expedition war erreicht. Paläste und Jahrtausende alte Kultur standen wieder auf. Säulen aus Basalt, und Denkmäler aus fremdem Stein, Schmuck und Geräte aus Silber und weichem, blasgelbem Gold.

Einmal wandte Ina den Kopf. Der Gedanke, daß der Mann, der das alles erlebte und beschrieb, zwei Schritte von ihr entfernt, vor den Flammen eines alten Herdes stand, ein Flüchtling, einsam und verlassen, vielleicht in Not und ganz allein, nahm ihr den Atem. Die Zeilen liefen ineinander, die Buchstaben verwirrten sich. Sie konnte nicht mehr weiterlesen, weil ihre Augen flimmerten. Nicht weich werden, Ina. Dem Mann konnten Tränen nicht helfen. Vielleicht nur die Stille und die Zeit.

Sie wußte nicht, was sie sagen sollte. Der Mann saß immer noch nicht herüber. Er war ganz allein auf einer Welt, in der es endlose Urwälder mit tausend Gefahren gab, und Berge, die so verborgen waren, daß sich in ihrem Schatten ein Mensch verstecken konnte.

Fortsetzung folgt.

Deutscher Frühling – mit der Palette eingefangen

Der deutsche Frühling in der Kunst

Besonntes dörfliches Idyll
Karl Seibels: „Der Frühlingsmorgen"

Deutscher Frühling: dieses völlig einzigartige Erlebnis, das es auf der ganzen Welt sonst wirklich nirgendwo anders gibt . . . es ist wahrhaftig kein Wunder, daß dieses Motiv die deutschen Maler immer und immer wieder zur Darstellung angeregt hat. Es ist selbstverständlich, daß unter ihnen vor allem die Romantiker den Frühling besonders gern und häufig dargestellt haben. Vergleicht man diese „Frühlingsbilder" untereinander, so zeigt sich, daß sie fast alle eine gewisse Ähnlichkeit miteinander haben. Die blumigen Wiesen, der Wald mit seinem zarten Grün sind oft belebt durch jauchzende Kinder, die vor Lebenslust tanzen und springen, manchmal finden wir an Stelle der Kinder kleine Engelsgestalten. Vögelchen, deren munteres Lied man beim Anblick dieser lebensnahen Bilder beinahe zu hören meint, fehlen nie, und die Tiere des Waldes, vor allem die Rehe, sind fast auf jedem „romantischen" Frühlingsbild anzutreffen.

Der deutscheste aller deutschen Maler, Ludwig Richter, hat das Frühlingsmotiv oft behandelt. In seiner Sammlung „Fir's Haus" räumt er den vier Jahreszeiten je ein Kapitel ein, und die Bilder, die den Frühling in allen seinen Beziehungen zum menschlichen Leben zeigen, sind ihm besonders gut gelungen. Dieser Maler, der stets in engster Verbundenheit mit der ihn umgebenden Natur lebte, der das Wesen des deutschen Menschen so besonders innig erfaßt und dargestellt hat, ist so recht der Schilderer des deutschen Frühlings geworden. Auf seinen Bildern grünt und blüht es, die Kinder wissen sich nicht zu lassen vor Munterkeit und Ausgelassenheit nach dem langen Stubenhocken des Winters.

Verwandte Züge zeigen die Bilder des Wiener Malers Ferd. Waldmüller. Seine Frühlingsmotive schöpft er vor allem aus seinem geliebten Wiener Prater. Meisterhaft trifft er besonders die Vorfrühlingsstimmung des Waldes mit seinen schüchtern belaubten Ästen in zartesten Tönen, die sich silhouettenhaft vom tiefblauen Himmel abheben. Wie bei Richter sind auch seine Bilder meist von Kindern oder jungen Liebesleuten belebt, das ganze jauchzende, so oft gerühmte Wiener Praterleben scheint aus seinen Bildern zu sprechen.

Ein anderer Maler, der uns die deutsche Landschaft besonders nahe gebracht hat, ist Hans Thoma. Seine zwischen Wirklichkeit und Dichtung stehenden Schöpfungen sind aus der Landschaft geboren; er ist ein deutscher Malerpoet im wahrsten Sinne des Wortes. Seine Verträumtheit und Märchenseligkeit offenbart sich besonders in seinen Frühlingsbildern. Tanzende Kinder oder Engel treten auf allen diesen Werken auf, von dieser Tanzseligkeit werden sogar die Tiere ergriffen; auf seinem „Frühlingsreigen" zeigen die Ziegen ihrerseits in lustigen Bocksprüngen die Freude über das neue Leben in der Natur. Echt deutsch ist die Landschaft Hans Thomas. Im Hintergrund ragt das Kirchlein eines deutschen Gebirgsdörfchens hervor; die in der Ferne leuchtenden Schneeberge bilden einen wirksamen Kontrast zu den schon im vollen Frühlingskleide stehenden Wiesen im Vordergrund. Thomas Phantasie sieht ringsherum Märchengestalten. Die weißen Wolken droben im Äether sind lauter kleine Putten, die nichts weiter zu tun haben, als im Frühling die Erde zu schmücken, mit Blumen zu bestreuen und ihre ausgelassenen Tänze zu vollführen. Das Märchen selbst tritt auf einem anderen Bilde als holdes Jungfräulein mit einem Kranz im Haar aus dem Walde, die Rehe und andere Tiere kommen zutraulich näher, das Bächlein sprudelt lustig und scheint sich auch zu freuen, daß Schnee und Eis nicht mehr seinen Lauf hemmen.

Lichtverklärte Welt
So malte Hans Thoma den „Frühlingsreigen"

Und E. Steinle schenkte uns die „Madonna in den Blüten". Auch das ist ein echtes deutsches Frühlingsmotiv. Wie unsere Väter einstens den Frühling vor allem der Göttin der Fruchtbarkeit, Freya, weihten, so die spätere Zeit der Gottesmutter, deren Bild deutsche Maler immer wieder in die Frühlingslandschaft hineinstellten und dadurch die innige Verbundenheit bekunden, in der die deutsche Seele so gern die Natur und das Himmlische sich gedacht.

Häufig begegnen uns auch religiöse Frühlingsmotive:
Eduard Steinle: Die Madonna in den Blüten

Arnold Böcklin, der sonst meistens heroische Motive in der Landschaft gemalt hat und dessen Wesen sich nicht so heiter und lebensüberschäumend in seinen Werken zeigt, hat uns in seinem Bild „Maiveilchen" doch auch ein recht deutsches Frühlingsbild geschenkt. Ein größerer Knabe blickt freundlich lächelnd auf einige kleinere Kinder, die sich aus Schilf Pfeifchen geschnitzt haben und lustig in die Welt flöten. Das ganze Bild atmet reine Frühlingsluft.

Zu den deutschen Malerpoeten ist auch Karl Seibels zu zählen, der uns in seinem „Frühlingsmorgen auf dem Lande" ein sächsisches Bild des spezifisch norddeutschen Frühlings gibt. Naiv und frisch, unbefangen und kindlich ist seine Auffassung der Natur. Seine Landschaften malt er hell, aber nicht bunt. Ein zarter Dunst liegt über seiner morgendlichen Frühlingslandschaft. In ruhigem Schritt zieht die Herde aus dem Stalle auf die Weide. Nichts von übersprudelnder Lebensfreude ist in diesem Bilde zu spüren, und doch geht ein frohes Ahnen des Frühlings auch von diesem Bilde aus.

Lust am Plaudern und tiefe Innigkeit des Gemüts verrät Ludwig Richters Frühlingsbild

Photos (4) Wissenschaftliche Nachrichten-Zentrale, Leipzig.

Welt der Frau

Dein Küchenzettel / Wann machst Du ihn?

Was soll ich bloß heute kochen? Wie oft kann man nicht diesen fragenden, klagenden Ausruf aus Hausfrauenmunde hören! Als berufstätige Frau empfinde ich ihn immer als etwas beschämend für die betreffende Hausfrau. Die berufstätigen Frauen stehen ihren Berufe in einem ständigen Selbstbehauptungskampf. In ihrer Arbeit darf niemals ein Augenblick eintreten, in dem sie sich nicht zu helfen wissen. Das Leben zwingt sie, ihre Eignung und Leistungsfähigkeit täglich aufs neue zu beweisen, und wenn sie das nicht können, dann wird ihnen eben der Platz streitig gemacht von denen, die die bessere Leistungsfähigkeit, die größere Eignung besitzen. Angesichts dieser unaufgesetzten innern Anspannung erscheint eine Hausfrau, die nicht weiß, was sie kochen soll, recht kläglich. Dabei ist die Ursache dieser Aeußerung oft nur mangelndes Nachdenken. Morgens, wenn man mit der Arbeit beginnt, denkt man schnell: Was koche ich bloß! Und wenn einem dann den ganzen Vormittag nichts eingefallen ist, wird mittags schnell etwas „zusammengewischt" — und es werden dann immer wieder Beefsteaks.

Dabei ist es gar nicht so schwer, täglich zu wissen, was man kochen wird. Man muß es nur vernünftig anfangen und sich unter allen Umständen am Sonntag seinen Küchenzettel machen. Am Sonntag, wenn der Hände Arbeit einmal ruht, sinnt man seinen Kopf an und baut den Küchenzettel für die ganze Woche. Wenn man nicht gewiß ist, ob man das, was man kochen will, an dem betreffenden Tage auch bekommen wird, nun, dann überlegt man sich beizeiten, was im Notfall an dessen Stelle treten soll. Auf diese Weise verschafft man sich eine abwechslungsreiche Küche. Man ist ja an seinen Küchenzettel auch nicht unbedingt gebunden; wenn man an einem Tage gerade besonders schönes Gemüse sieht, stößt man ihn schnell um und kocht statt der Klöße Gemüse zum Fleisch.

Es gibt Hausfrauen, die haben ihren festen Küchenzettel, die wissen immer, was sie kochen werden. Montags wird der Sonntagsbraten aufgewärmt, Dienstags gibt's Mindfleisch mit Reis, Bohnen oder Wirsingkohl, Mittwochs wird das übriggebliebene Rindfleisch durch die Fleischmaschine gedreht und Beefsteaks oder Königsberger Klopfe daraus fabriziert, Donnerstags und Freitags gibt es Herzfalls jede Woche dasselbe, und Sonnabend für Sonnabend kommen mit tödlicher Sicherheit marinierte Heringe mit Pellkartoffeln auf den Tisch. Ein solcher „Küchenzettel" ist ein Anzeichen geistiger Trägheit. Die Hausfrau, die ihn jede Woche durchexerziert, kann freilich nie in Verlegenheit darüber kommen, was sie kochen soll, aber vielleicht doch eines Tages in Verlegenheit gegenüber ihren Angehörigen, die sich über die Eintönigkeit ihres Mittagsessens beklagen. Mann und Kinder wissen schon Tag, wenn sie nach Hause kommen, was auf dem Tisch stehen wird. Niemals können sie, wenn sie zur kurzen Ruhepause nach Hause eilen, die gegenüber der Abgebetheit ihres Berufslebens angenehme Spannung empfinden: Was es wohl heute zu Mittag geben mag? Man soll das Bedürfnis danach nicht als materielle Gesinnung schelten. Der alltägliche Trott der Berufsarbeit weckt den Wunsch nach

Die Porzellanmalerin

Sie gibt all dem geliebten Hauskram — Tassen, Schalen, Tellern — den wir täglich gebrauchen, „das gewisse Etwas". Manchmal ist es eine Blume, manchmal eine strenge Linienführung oder eine anmutige Verzierung — immer aber die Note auf dem Eßtisch.

Aus „Tagewerk und Feierabend der schaffenden deutschen Frau", im Auftrag der Reichsfrauenführerin herausgegeben und bearbeitet vom Frauenamt der Deutschen Arbeitsfront. Verlag Otto Beyer, Leipzig.

In Stadt und Land gehen allmorgendlich viele Tausende der berufstätigen deutschen Frauen an ihre Arbeitsstätten, um dort ihr Tagewerk zu vollbringen. Sie wissen, daß es seinen letzten Sinn nicht durch Geld und Verdienst erhält, sondern durch das Bewußtsein, mitschaffend ihrem Volke zu dienen. Jeder Feierabend, den sie gemeinsam oder für sich allein erleben, erhält erst seine Weihe durch das Tagewerk, das ihm vorausgegangen ist.

Gertrud Scholtz-Klink
Reichsfrauenführerin

einer Abwechslung wenigstens außerhalb des Berufes, und es ist für einen berufstätigen Menschen geradezu ein erfreidendes Gefühl, wenn er jeden Mittag mit dem Bewußtsein nach Hause geht: Zu Hause setzt sich der Trott in Gestalt des allwöchentlich wiederkehrenden Mittagsessens fort.

Einen abwechslungsreichen Küchenzettel zustande zu bringen, ist wirklich nicht schwer. Man muß nur seinen Gedanken etwas anstrengen und beim Einkaufen die Augen aufmachen und auch die Ohren — was andere einkaufen, kann uns zuweilen Anregung sein. Nun müssen nur noch ein bißchen guter Wille und Bemühen auf Seiten der Hausfrau hinzukommen, und sie kann gar nicht in Verlegenheit kommen. Sie darf dann das Berufsleben haben, ihre Familie mit ihrer Kochkunst auf das Beste zu dienen und damit zugleich beisortragen zu einer neuen Wertschätzung der Hausfrauenarbeit, die wir ja alle erstreben.

Auch ein Stückchen Arbeitsbeschaffung:

Der Korbmacher nimmt sich unserer schadhalten Flechtwaren an

Große Anzeigen kann er freilich nicht in die Zeitungen setzen, und so selbstverständlich wie der Laden des Schuhmachers in jeder Straße ist die Werkstatt des Korbmachers auch nicht zu finden, aber es gibt doch Meister genug, die das Korbmacherhandwerk ausüben und nur darauf warten, hilfreiche Freunde der Hausfrauen zu werden. Aber denen ist es meist noch gar nicht

bewußt geworden, wieviel Aerger und Schaden im Haushalt sie auf diese Weise abwenden könnten.

Wenn das Wasserrohr platzt oder der Ofen raucht, wenn Sprungfedern in den Matratzen brechen oder das Sofa einen Abgrund aufweist, dann bleibt nichts anderes übrig, als schleunigst den passenden Handwerker zur Hilfe zu holen. Aber in ganz geordneten Haushalten kann man in einer Ecke den Wäschekorb mit dem traurig herabhängenden Griffende, den Marktkorb, der sich am Rande auflöst, die Korbsessel, an denen die munteren Beißversuche aus des Hundes Kindertagen zu sehen sind, entdecken. Und mancher Hausfrau ist es noch gar nicht zum Bewußtsein gekommen, daß das gerissene Ende einer Matte mit dem freiliegenden festen Bindungsstück eine dauernde Bedrohung der Mitmenschen bedeutet, bis sich wirklich einmal einer darin verfängt und vornüberstürzt.

Irgendwie sind Körbe ein wenig in Mißkredit geraten. Vielleicht, weil sie oft so billig sind, daß man glaubt, sie nicht wertbalten zu müssen — vielleicht, weil der gute, alte Marktkorb, in dem eigentlich empfindliche Lebensmittel doch am besten liegen, unmodern geworden ist. Dazu kam die traurige Mode, Körbe, die man auf den Familientisch stellen wollte, so intensiv mit Stickereien, Häkeleien oder sonstigem bunten Schmuck zu versehen, daß man gar keine Freude mehr an dem feinen Geflecht hatte. So mag man sich allmählich den Sinn dafür verdorben haben, welche Schönheiten in den feinen und großen Korbgeflechten so mannigfaltiger Art, die wir täglich in die Hand nehmen, verborgen sind, und damit auch die liebevolle Sorgfalt, mit der wir sie pflegen sollten.

Das ist unrecht den Dingen gegenüber, die einst mit viel Mühe hergestellt wurden, und vor allem ist es Verschwendung kostbaren Materials: wird ein kleiner Schaden nicht ausgebessert, so ist der Korb, der Stuhlsitz, die Matte bald unbrauchbar und muß ganz fortgetan werden.

Und dabei ist das ja gerade ein Vorzug echter Korbwaren, daß man sie so gut ausbessern lassen kann. Ist eine schadhafte Stelle kunstgerecht neu eingeflochten, so ist sie nicht mehr wiederzufinden. Aber es liegt auch in der Natur des Geflechts, daß ein gerissenes Stück weitertrennen muß. Korbwaren, die uns so gut dienen sollen, wie sie es wirklich können, verlangen deshalb unbedingt Pflege. Der Korb kann nichts dafür — wie man ihn nur gar zu gern beschuldigen möchte — wenn auf einmal die Wäsche in der schwärzesten Straßenpfütze liegt, wenn die Eier über den Markt sich ergießen oder wenn die Hausfrau mit Unbehagen spürt, wie sich die Blicke ihrer Gäste unwillkürlich immer wieder dem häßlich schiefen Henkel des Brotkorbes zuwenden. Schuld an solchen Unglücksfällen ist nur die Hausfrau selber, die nicht darauf geachtet hat, wie sich durch Unachtsamkeit ein kleines Geflechtstückchen am Rande löste und wie der Schaden langsam wuchs.

Es hilft auch nichts, wenn sie versucht, erst einmal ein Kissen über den eingerissenen Stuhlsitz zu legen und dann selber Flickversuche zu machen. Flechten ist nicht so einfach, wie es aussieht. Man muß dazu die verschiedensten Werkstoffe gut kennen und wissen, wie man sie geschmeidig macht

und ineinander fügt. Allerleinste, schneeweiße Körbchen sind oft aus mehrfach gespaltener Weide hergestellt — keiner sieht ihnen die Herkunft von so schlichtem Werkstoff mehr an . . . Und der Mann im Nebenhaus, den die Nachbarin zum Einflechten von Stuhlsitzen und ähnlichen „Gelegenheitsarbeiten" empfohlen hat, der weiß das alles auch nicht. Korbflechten ist keine Nebenarbeit, wie sie die Schwarzarbeiter aller Art den Hausfrauen gern darstellen möchten. Was so nebenbei mit ausgebessert wurde, das ist nicht wirklich sachgemäß erneuert worden. Es lohnt schon die Mühe, sich einen wirklichen Handwerker, der die ganze Flechtkunst beherrscht, zu besorgen. In jedem kleinen Ort kennt man die Handwerker von selber. In größeren gibt es eine Innungsadresse oder eine Kreishandwerkerschaft, die auf einen Anruf hin zu Hilfe kommt. In Berlin sitzt außer der Innung noch der Reichsinnungsverband des Korbmacherhandwerks, und alle diese Stellen sind in einem Telefonbuch zu finden. Wenige Handwerke haben so gegen die Schwarzarbeit

zu kämpfen wie das der Korbmacher, in das jeder hineinpfuschen zu können glaubt. Wenn sich nun die Hausfrau entschließt, ihre Sorgfalt auch den Korbwaren wieder zuzuwenden, so daß sie bald alle neu erstrahlen sollen, wäre es doch schade, wenn sie mit so guten Absichten an eine falsche Adresse geriete . . .

Die alte Waschfrau

Von Adalbert v. Chamisso

Du siehst geschäftig bei dem Linnen
Die Alte dort in weißem Haar,
Die rüstigste der Wäscherinnen.
Im sechsundsiebenzigsten Jahr.
So hat sie stets mit saurem Schweiß
Ihr Brot in Ehr' und Zucht gegessen
Und ausgefüllt mit treuem Fleiß
Den Kreis, den Gott ihr zugemessen.

Sie hat in ihren jungen Tagen
Geliebt, gehofft und sich vermählt;
Sie hat des Weibes Los getragen,
Die Sorgen haben nicht gefehlt;
Sie hat den kranken Mann gepflegt,
Sie hat drei Kinder ihm geboren,
Sie hat ihn in das Grab gelegt
Und Glaub' und Hoffnung nicht verloren.

Da galt's, die Kinder zu ernähren;
Sie griff es an mit heiterm Mut,
Sie zog sie auf in Zucht und Ehren,
Der Fleiß, die Ordnung sind ihr Gut.
Zu suchen ihren Unterhalt
Entließ sie segnend ihre Lieben;
So stand sie nun allein und alt,
Ihr war ihr heitrer Mut geblieben.

Sie hat gespart und hat gesonnen
Und Flachs gekauft und nachts gewacht,
Den Flachs zu feinem Garn gesponnen,
Das Garn dem Weber hingebracht.
Der hat's gewebt zu Leinewand;
Die Schere brauchte sie, die Nadel,
Und nähte sich mit eigner Hand
Ihr Sterbehemde sonder Tadel.

Ihr Hemd, ihr Sterbehemd, sie schätzt es,
Verwahrt's im Schrein am Ehrenplatz;
Es ist ihr Erstes und ihr Letztes,
Ihr Kleinod, ihr ersparter Schatz.
Sie legt es an, des Herren Wort
Am Sonntag früh sich einzuprägen:
Dann legt sie's wohlgefällig fort,
Bis sie darin zur Ruh' sie legen.

Und ich, an meinem Abend, wollte,
Ich hätte, diesem Weibe gleich,
Erfüllt, was ich ertüllen sollte
In meinen Grenzen und Bereich;
Ich wollt', ich hätte so gewußt,
Am Kelch des Le.ens mich zu laben,
Und könnt' am Ende gleiche Lust
An meinem Sterbehemde haben!

Fernöstliche Skizzen

In den Bazaren wird manch köstliche Arbeit feilgeboten. Für den lächerlichen Preis von drei Rupien erhalte ich eine wundervolle aus Messing handgearbeitete Schale, die aussieht wie leuchtendes Gold. Der Händler meint allerdings, mein Angebot sei zu niedrig, aber er geht darauf ein, weil es sein erster Verkauf an diesem Tage sei. Er glaubt, daß ihm das Glück bringe.

Außerordentlich abwechslungsreich sind die Straßenbilder. Da drängen sich Pferde, Esel, Ziegen, Schafe, Kamele, Kühe, Büffel, Wasserbüffel, Wägelchen mit Pferden, Lastwagen und Autos. Die Hitze genießen eine herrliche Freiheit. Morgens werden sie gemolken, tagsüber gehen sie spazieren und lassen sich von frommen Hindus füttern; abends gehen sie wieder nach Hause.

Ein Ausflug führt mich am späten Nachmittag nach Sarnath. Ich sehe das Monument, welches daran erinnert, daß Buddha hier seine ersten Schüler fand. Auch die Stätte seiner ersten Predigt wird besonders heilig gehalten. Ein archäologisches Museum birgt zahlreiche Funde von den Ausgrabungen. Absdann fletzere ich in den Ruinen des alten Klosterbezirks umher. Endloses Mauerwerk aus längst vergangenen Zeiten. Aber auch ein neuer buddhistischer Tempel ist in der Nähe errichtet, vor dessen Eingang sich eine Tafel sonderbarerweise auf die bekannte Stelle im Buche Exodes bezieht, um einem klar zu machen, daß man hier die Schuhe ausziehen soll, da der Ort, wo man steht, heilig sei.

Und erst der Abend hereingebrochen, kommt für mich das ganz große Erlebnis, eine Fahrt auf dem heiligen Strome Ganges im Angesicht der Tempel und der Maharadschapaläste. Ein paar braune Jünglinge lassen mich in langsamer Fahrt an diesen wechselvollen Bildern vorüberziehen an einer Szenerie, die wohl das Selksamste und Pittoreskeste ist, was man in Indien erleben kann. Die Ghats von Benares! Mächtige Treppen von Stein winden sich unregelmäßig zwischen den Bauten zum Strome nieder. Riesige Gebäude von phantastischen Formen verkünden den Reichtum, und den frommen Sinn ihrer Erbauer. Jeder Maharadscha des weiten Landes hat in Benares seine Residenz, um hier sterben zu können und so den Eingang ins Nirwana zu finden.

Ein furchtbares Erdbeben hat gelegentlich die Pracht eines Palastes oder eines Tempels in Trümmer geschlagen. Riesige Fragmente vergangener Herrlichkeit sind unregelmäßig, aber gerade deshalb in um so phantastischerer Wirkung am Ufer dahingestreut, kolossale Blöcke einer Fürstenresidenz, und daneben, ganz schief zum Himmel aufragend, die mächtige Turmspitze eines zerstörten Götzentempels.

Und nun sehe ich, wie in einiger Entfernung die dunklen Gesteinsmassen magisch beleuchtet werden von furchtbaren Feuerbränden. Unser Schiffsein gleitet näher heran. Wir sind an einer der Verbrennungsstätten, die den Lebenslauf der Hindus zum Abschluß bringen. Vor dem malerischen Hintergrund eines Turmes, einer Kuppel und sonstiger Pracht sehe ich die Leichtragenden, sitzend und stehend auf den Stufen oberhalb des Stromes. In zwei Reihen übereinander finden gerade fünf Verbrennungen statt. Der eine Scheiterhaufen ist fast erloschen, die vier anderen leuchten und prasseln in voller Glut. Einer der Angehörigen schleudert gerade am Ende der Zeremonien sein Tongefäß mit Wasser zu Boden, daß es an den Steinen zerschellt. Eine Pilgerin schüttet Gangeswasser in den Mund der die Gebeine eines Verwandten verzehrt. Auch Blumen werden hineingeworfen.

Am nächsten Morgen mache ich, während über dem rechten Ufer des Flusses die Sonne strahlend emporsteigt, nochmals eine Fahrt auf dem Ganges, kilometerweit vorüber an dem unvergleichlichen Architekturbild. Jetzt ist der Strom in der ganzen Länge dieser seltsamen Szenerien in der Nähe des Ufers von zahllosen Badenden bevölkert. Die Väter für Männer und Frauen sind meistens gesondert. Die Frauen gehen in voller Kleidung ins Wasser. Am Ufer sitzen unter mächtigen Schirmen die Brahmanen, die den Hindus nach dem Bade ihre Zeichen auf die Stirn malen in weißer, gelber oder roter Farbe. Auch Mohammedaner haben im Fluß, aber getrennt von der hinduistischen Bevölkerung.

Gelegentlich kann sich der jetzt so ruhig dahingleitende Fluß zu furchtbarer Macht erheben. An den fensterlosen Riesenmauern, die den unteren Teil der Paläste bilden, sehe ich manchmal die Zeichen des Hochwasserstandes in erstaunlicher Höhe angebracht.

Delhi

Und nun gelange ich in eine ganz andere Kulturwelt, in die Städte, die uns von den großen Moguln berichten, welche vor wenigen Jahrhunderten hier geherrscht und unsterbliche, unvergängliche Werke geschaffen haben.

Delhi. Es sind acht Städte, durch deren Bezirk wir hier wandern. Eine riesenhafte Anlage. Meine erste Aussahrt gilt dem Fort. Prachtvolle Gärten und Bauten. Hindufrauen in bunten Gewändern besuchen gerade gleichzeitig diese märchenhafte Welt, die im übrigen so einsam, so verlassen in leuchtender Sonnenpracht vor mir liegt und von vergangenen Tagen träumt.

Was hat die Phantasie der mächtigen Herrscher hier alles ersonnen! Wie originell sind beispielsweise die Nischen, die am Tage mit Blumenvasen und des Abends mit Lampen geschmückt waren, über welche künstliche Wasserkaskaden herniederströmten! Genau wie in den märchenhaften Alhambra. Nicht umsonst verkündet eine Inschrift in persischen Zeichen:

„Wenn es ein Paradies auf Erden gibt,
Es ist hier, es ist hier, es ist hier."

Nach dem Besuche dieser Wunder fahre ich zur Jama Maslid, zur großen Moschee. Einer der schönsten religiösen Bauten in der ganzen weiten Welt. Roter Sandstein und weißer Marmor. Ein riesenhafter offener Raum, durch zahlreiche Riesenportale mit einem gewaltigen freien Platz verbunden, den an bestimmten Tagen unermeßliche Scharen mohammedanischen Volkes erfüllen, und überragt von gewaltigen Kuppeln und schlanken Minaretten.

Am Nachmittag unternehme ich eine Fahrt nach Neu-Delhi. Mehr und mehr kommt es mir zum Bewußtsein, welch eine Geschichte der Raum der acht Städte verkündet. Während Alt-Delhi etwa am Ende des 12. Jahrhunderts gegründet ist, hatieren vier weitere Städte, Siri, Thughlaquabad, Jahanpannah, Firozabd aus dem 14. Jahrhundert, Purana Kila aus dem 16. Shahjahanabd aus dem 17. Jahrhundert, während Neu-Delhi eine Schöpfung des 20. ist. Die Engländer können sich sehen lassen mit dem, was sie auf diesem althistorischen Boden geschaffen. Eine vornehme Straße von ungeheurer Breite führt zum Palast des Vizekönigs. Zu beiden Seiten dieser Prachtstraße erheben sich die gewaltigen Bauten, die das Sekretariat für alle Angelegenheiten ziviler und militärischer Natur bergen, eine weitläufige glänzende Anlage. Nicht weit davon steht der monumentale Rundbau des Parlaments. Und schließlich ragt in weiter Entfernung, genau dem Palast des Vizekönigs gegenüber, als Abschluß des Bildes das Weltkriegsmonument zum Himmel. Die ganze Macht und Größe des weltbeherrschenden Albion in Stein verkörpert. Man sollte meinen, daß solch eine Macht den Stürmen aller Jahrhunderte trotzen könnte. Aber die weiten Ebenen ringsumher, die untergegangenen Städte, die riesigen Grabmonumente der Großen und Mächtigen der vergangenen Zeiten predigen uns die Vergänglichkeit des Irdischen.

Eines der bemerkenswertesten Denkmäler ist ein riesiges Minarett von unerhörten Dimensionen, Kuts Minar, das mit Recht als eines der architektonischen Wunder von Indien gepriesen wird. Man hat gemeint, es sei ein Siegesmonument, wahrscheinlich aber diente es auch dem Zweck der gewöhnlichen Minarette, der Muezzin rief von seinen Höhen die Gläubigen zum Gebet. Der Bau besteht aus fünf, sich elegant verjüngenden Stockwerken. Der Stein ist reich geschmückt mit Koranversen. Außerordentlich wirkungsvoll ist die Farbe, das purpurne Rot des Sandsteins in den unteren Stufen des Turmes, weiter oben Mosaikfärbung, dann dunkle Orangefarbe. Jedes Stockwerk wird überragt von einer balkonartigen Umrahmung. In der Nähe dieses wolkerhaltenen Wunderwerks sehen wir die Ruinen eines Hirtenfests und einer Moschee. Und nicht weit davon haben die Mohammedaner eine beschiedene Gebetsstätte, die sich nicht vergleichen kann mit dem, was die Zeit hier zerstört hat.

Und so sonderbar vieles scheint, was uns in der mohammedanischen Gedankenwelt und Kultur begegnet, eines muß man diesen Mohammedanern nachrühmen: den Ernst, mit dem sie ihrer Verpflichtung zum Gebet gedenken. Auch hier erlebte ich eine kleine Probe davon. Mein Führer Abdullah, der doch wissen mußte, daß ich ihn engagiert und daß er von mir seine Bezahlung zu erwarten hatte, fand, als der Abend hereingebrochen und von dieser kleinen, unscheinbaren Moschee her der Ruf zum Gebete in langgezogenen Tönen herüberschall, den Mut, mich ohne alle Menschenfurcht um einen kurzen Urlaub zu bitten, den ich natürlich ohne weiteres bewilligte. Und nun konnte ich aus einiger Entfernung beobachten, wie meine Schar von etwa zwölf Muselmännern, nachdem sie die vorgeschriebenen Waschungen erledigt, unter vielen Zeremonien ihr Abendgebet verrichteten. Dann kehrte mein Führer befriedigt zu mir zurück, um weitere Expeditionen nach meinen Wünschen auszuführen.

Schließlich war es vollständig dunkel geworden. Aber ich veranlaßte Abdullah dennoch, mit mir zum Grabe Humayuns zu fahren, das Kaiser Akbar zu Ehren seines Vaters errichtet hat. Es ist im Jahre 1572 vollendet, eines der drei berühmten Großmogul-Mausoleen. Gar zu gerne hätte ich den weitläufigen Prachtbau mit seiner erhabenen Kuppel wenigstens noch unbestimmt in seinen äußeren Umrissen gesehen. Aber das Tor des Eingangsgebäudes war schon verschlossen. Deshalb forderte ich meinen Begleiter auf, mit mir den Bezirk zu umwandern, um wenigstens einen Blick auf das riesige Monument zu erlangen. Das Heulen der Schakale schreckte uns nicht ab. Wir schritten ruhig weiter. Aber schließlich konnte mein Führer es doch nicht unterlassen, mir zu erklären: „Es ist gefährlich hier." „Sind böse Menschen in der Gegend?" „Wir könnten eine Kobra treffen." „Aber Sie haben mir doch gesagt", erwiderte ich, „hier seien jetzt keine Schlangen." Und er gab freimütig zu: „Sometimes", „bisweilen".

Nun, wenn ich auch von Humayuns Mausoleum kaum einen Schimmer gesehen, so nahm ich doch von Delhi, dem alten wie dem neuen, einen großen, unvergeßlichen Eindruck mit auf die weite Reise. Und eines ist auch nicht zu verachten: Es ist jedenfalls viel feiner und vornehmer als Benares.

Agra

Agra ist heute eine bessere Provinzstadt mit 186 000 Einwohner, aber groß ist es als „Grab einer großen Vergangenheit". Wer von Agra spricht, denkt an die Moguizeit, an den Großmogul Akbar, an Akbar, den Großen, an Schah Jehan und Aurangzeb. Die Herrlichkeit der mächtigen Herrscher hat freilich nicht allzu lange gedauert. Von dem mongolischen Eroberer aus Timur Lengs Geschlecht bis zu den Söhnen und Enkeln Aurangzebs, mit deren Thronstreitigkeiten der Verfall des Reiches unvermeidlich wurde, sind es kaum zwei Jahrhunderte. Was dann noch folgte, bedeutete den tragischen Abschluß eines großen, gewaltigen Werkes. Die letzten Großmogulen vom Beginnen bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts können nichts mehr als Schatten. Die sich an einem inhaltlos gewordenen Namen erfreuen mochten.

Wer was hat das Reich, was haben die mächtigen Herrscher der Blütezeit nicht alles geschaffen! Imposante Gestalten, groß in kriegerischen Taten wie in Schöpfungen des Friedens tauchen auf vor unserer Erinnerung. Und wir brauchen ihre Größe nicht erst mühsam zu studieren in vergilbten Akten, in halbvermoderten Dokumenten, sondern wir erleben das alles in riesigen Monumenten, ungerstörbaren Befestigungen, die mit trotzigen, zinnengekrönten Mauern vor uns auftragen, in prachtvollen Moscheen, in prunkvollen Palästen, in Wunderwerken aus rotleuchtendem Sandstein und schimmernd weißem Marmor. Es ist ein unvergeßliches Erlebnis, durch diese Audienzsäle, diese Säulenhallen, diese Pavillons, diese entzückenden Innenhöfe dahinzuwandern, in denen edle Architektur und feiner Schmuck miteinander wetteifern.

Das größte Wunder aber, das Agra bietet, ist der Taj Mahal, in dem die mohammedanische Kunst ihre höchsten Gipfel erstiegen. In einer Zonga mit unterstützendem Pferdchen fahre ich die wenigen Kilometer hinaus zu dem Märchenbau. Durch ein riesiges, palastartig wirkendes Eingangsgebäude gelange ich in den Garten. Wie gebannt und verzaubert bleibt man hier stehen unter dem Eindruck eines Bildes von unvergleichlicher Schönheit. Ein üppiges Paradies voll herrlichster Vegetation breitet sich aus, durchzogen vom klaren Gewässer der Kanäle. Marmorne Bänke laden ein zu erquickender Rast am plätschernden Springbrunnen. Im Hintergrunde erhebt sich zur Linken der mächtige rote Sandsteinbau einer Moschee, zur Rechten ein Rast- und Versammlungshaus für die Pilger. In der Mitte ragt aus weißem Marmor getürmt, das riesige Mausoleum, das Shah Jehan seiner Lieblingsfrau Arjumand zu ehren, die sie gewöhnlich genannt wird, Mumtaz-i-Mahal, „Schmuck des Palastes", errichtet hat, zum Himmel empor. Er hatte sie im Jahre 1612 geheiratet und glückliche Tage mit ihr verlebt, voll Bewunderung ihrer Schönheit und ihrer vornehmen Gesinnung. Als sie ihm das 14. Kind geschenkt, wurde sie ihm durch den Tod entrissen, und der mächtige Kaiser setzte nun zwei Jahrzehnte seines Lebens daran, ihr ein Grabmonument zu schaffen, wie es noch niemals einer Frau zuteil geworden.

Auf einem mächtigen Unterbau erhebt sich das Mausoleum auf einer quadratischen Grundfläche mit prächtigen Nischen und Fenstern, die in Spitzbogen enden. Das Viereck wandelt sich zum Achteck, und schließlich wird das Ganze überragt von der gewaltigen 65 Meter hohen Kuppel, die von vier kleineren Kuppeln umrahmt wird. An den vier Seiten des Bauwerks ragen hohe schlanke Minaretts. Von der unterirdischen Lage der Sarkophagen ist schimmernder Marmor. (Schluß folgt.)

Riksha-Kulis im fernen Osten

Immer wieder stießen unsere Leser in unseren Berichten aus dem fernen Osten auf die Worte „Riksha-Kuli" oder einfach „Riksha". Nachstehend sei zur Erläuterung einiges aus dem harten Leben der Kulis berichtet.

In den Städten Chinas fällt den Fremden als erstes stets die Riksha auf, dieses seltsame, zweirädrige, von einem Kuli gezogene Gefährt. Es soll Mitte des vorigen Jahrhunderts dadurch entstanden sein, daß ein reicher Japaner in Tokio, der leidend war und es daher schwer vertrug, in der Sänfte getragen zu werden, auf den Gedanken kam, an einer Art Lehnstuhl zwei hohe Räder anbringen zu lassen, so daß er von einem einzigen Kuli durch die Straßen gezogen werden konnte, während zum Tragen der Sänfte acht Kulis nötig gewesen waren. Nach einer anderen Ansicht soll ein amerikanischer Missionar der Erfinder des Gefährtes gewesen sein. Auf jeden Fall aber ist Japan als Ursprungsland der Riksha anzusehen, die man aber heute nicht nur in Japan und China, sondern auch auf den Malaiischen Inseln, in Indien usw. findet. Bei den Mohammedanern werden jedoch keine Riksha gebraucht, weil es dem Gebot des Korans widerspricht, sich durch Menschenkraft befördern zu lassen.

Das Wort Riksha ist eine von den Engländern erfundene Verkürzung des japanischen Wortes Jin-Rik-Sha, was bedeutet: von einem Mann gezogener Wagen. Die Japaner selber kennen auch eine Abkürzung dafür, nämlich Jinriki. In China, Siam und Indien benennt man die Riksha wieder mit anderen Namen.

Schon im Jahre 1890 gab es allein in Tokio über 33 000 Rikshas, was wohl zur Genüge dartut, welcher Beliebtheit sich dieses Beförderungsmittel erfreut. Zum Teil befinden sich die Rikshas in Privatbesitz, zum Teil sind sie, wie unsere Taxen, ein öffentliches Verkehrsmittel, das man gegen Zahlung eines bestimmten Entgelts benutzen kann.

Das Leben, das die Riksha-Kulis führen, ist wirklich nicht beneidenswert. An ihrem Platz sind eigentlich nur die jungen, kräftigen Kulis, denen das Ziehen des Wagens noch keine allzugroße Arbeit bedeutet. Sobald ein Kuli aber älter und schwächer wird, führt er ein beklagenswertes Dasein. In der Millionenstadt Schanghai gab es im Jahre 1934 nicht weniger als 68 000 Rikshas, und jedes dieser Fahrzeuge muß für etwa drei Kulis den Lebensunterhalt liefern! Denn da in den Straßen von Schanghai der Verkehr auch zur Nachtzeit nicht aufhört, muß die Riksha 24 Stunden lang täglich bereit stehen. Ein Kuli aber kann nur etwa acht Stunden Dienst tun. Wenn man noch in Rechnung zieht, daß die Kulis entweder verheiratet sind oder für ihre Eltern zu sorgen haben, so ist ihre Lage geradezu entsetzlich schlecht. Es wird schätzungsweise angenommen, daß in Schanghai allein etwa 400 000 Menschen entweder direkt oder indirekt von den Rikshas leben.

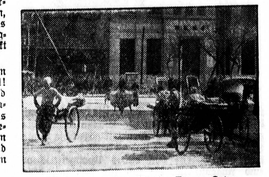
Das schlimmste ist, daß sich in China von den Rikshas noch ein Zwischen-Unternehmertum mästet! Die eigentlichen Besitzer verpachten sie weiter, und an einer Riksha verdient in erster Reihe der „Kapitalist", dem der Wagen gehört. Er verpachtet das Recht, das Fahrzeug an einen anderen zu vermieten, der ihm eine bestimmte Abgabe dafür zahlen muß; dieser wiederum mietet dann die Kulis und verdient seinerseits auch noch recht gut an dem Geschäft.

In China betrug der Fahrpreis für ein Kilometer in unserem Gelde etwa fünf Pfennige, bei längeren Strecken weniger. Es müssen also große Strecken zurückgelegt werden, ehe eine nennenswerte Summe zusammenkommt.

Die Bedürfnisse und Lebensansprüche eines Kulis sind unvorstellbar gering. Ein Kuli in Schanghai kommt mit ein paar Dollar monatlich aus. Er leistet sich einmal am Tage eine Mahlzeit, die aus warmem Reis mit etwas Gemüse, selten aus Fisch oder Fleisch besteht, und nährt sich im übrigen von Hirsekuchen und Tee.

Die Arbeit des Ziehens, durch die der Brustkasten dauernd zusammengepreßt wird, ist sehr ungesund. Etwa 90 Prozent aller Kulis bekommen sehr bald Lungenkrankheiten, die sie zwingen, ihre Arbeit aufzugeben und jungen, frischen Kräften Platz zu machen. Der krank gewordene Kuli aber hat wenig Verdienstmöglichkeiten und verfällt oft dem Hungertode.

Wenige der Kulis haben eine regelrechte Behausung. Die meisten schlafen, in eine Decke gehüllt, in irgendeinem Winkel der Straße oder der Höfe. Die glücklichsten unter den Kulis bekommen die Erlaubnis, auf dem Boden des Speichers zu schlafen, in dem die Rikshas untergestellt sind. Auf diesen schmutzigen, niedrigen Bodenräumen liegen sie oft zu zwanzig und mehr zusammen. Kulis, die noch bei den Eltern leben oder die verheiratet sind,



Rikshas — typisch für den Fernen Osten
Noch immer ist der Kuli die billigste Kraft!
(Weltbild)

wohnen in unsagbar primitiven Lehmhütten oder Bretterschuppen am Außenrande der Städte.

Die Kulis setzen sich aus allen möglichen Gesellschaftsschichten zusammen. Viele von ihnen sind vom Lande in die Stadt gekommen, angelockt von der Hoffnung, hier etwas zu erreichen. Aber diese Hoffnung erweist sich fast immer als trügerisch. In der Tat gibt es nur wenige Kulis, die diese Rikscha-Arbeit länger als drei bis fünf Jahre aushalten. Neuerdings ist die Vorschrift eingeführt worden, daß jeder, der Kuli werden will, sich einer ärztlichen Untersuchung unterziehen muß, so daß die Schwächlichen von vornherein ausgeschieden werden. Auch sorgt versucht man bestimmte Verbesserungen einzuführen, aber es wird noch lange dauern, bis das Elend der Kulis durch diese neuen Maßnahmen wirklich gemildert wird.

Ein „Wolf" frißt Lumpen

Anzugstoff aus Reißwolle — Ein Vorurteil fällt

Der einstige „gute Anzug", die zerschlissene Sofadecke, der über und über gestopfte Strumpf, sie haben lange Jahre ihren Dienst getan und werden beiseite gelegt, jedoch nicht mehr, um wie einst der Vernichtung preisgegeben zu sein, sondern um einen neuen Kreislauf im Rahmen der Textilwirtschaft anzutreten. „Dowisen stecken im Strumpf", so kann man heute im wahrsten Sinne des Wortes sagen, denn die Altstoffe aller Art stellen große Werte für die Volkswirtschaft dar, aus denen Erfindergeist und der Fleiß des Arbeiters wieder nützliche Dinge schaffen können. Das trifft besonders auf die verachteten Lumpen zu. Warum besteht eigentlich ein so großes Vorurteil gegen die Lumpen? In erster Linie sind es wohl der Schmutz und der Begriff von etwas Unappetitlichem und Abgenutztem, die sich für uns mit dem Wort „Lumpen" verbinden. Aber schon seit Jahrzehnten, lange Jahre vor dem Kriege, wurden auf diese Weise wertvolle Rohstoffe erhalten, und bis vor wenigen Jahren noch mußten Lumpen in großem Maßstabe aus dem Ausland eingeführt werden, ein Beweis, wie wichtig jenes Abfallprodukt zu nehmen ist. Und heute sind wir gezwungen, sparsam zu wirtschaften und unsere Devisen für andere Dinge freizuhalten.

Die gefetteten Rohstoffe gehen zwei- bis dreimal durch einen Mischwolf

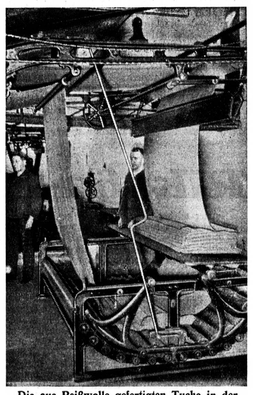
Die Deutsche Wollwarenmanufaktur A.-G. in Grünberg in Schlesien befaßt sich seit Jahren schon mit der Herstellung von Anzugstoffen aus diesen Abfallprodukten. Die gesamte Erzeugung in dieser Fabrik ist in entscheidendem Maße auf den Lumpen eingestellt, der in mühseliger Kleinarbeit von den Altwarenhändlern in ganzen Reihe gesammelt und so einer neuen Bestimmung zugeführt wird. Es ist allerdings ein langer Weg, der zum fertigen Anzugstoff führt.

Erst einmal werden die Lumpen genau sortiert. Für den Laien genügt es, zu wissen, daß in erster Linie nach der Art der Faser, also beispielsweise zwischen Wolle und Leinen, genauestens unterschieden wird. Die so sortierten Lumpen werden zuerst von „Wölfen gefressen", so nennt der Fachmann jene Maschinen, die an dem Anfang des langen Prozesses stehen. Da gibt es erst die sogenannten Schüttelwölfe, in denen die vorsortierten Lumpen entstaubt und gelockert werden. Nachdem sie mit einem auswaschbaren Oel eingefettet sind, wandern sie in den Rachen der Reißwölfe, die die Fasern zerreißen und als „Reißwolle" ausspeien. Diese Reißwolle ist der Beginn für die neue Verwendung. Sie läuft über breite Walzen und wird zu einem dünnen Flor geschichtet, der bereits wieder in verschiedene Streifen geteilt ist, in das sogenannte Vorgarn.

Die Lumpen werden sortiert

Nun beginnt das Spinnen. Durch schnelles Drehen wird aus dem Vorgarn ein Faden, je verschieden nach Stärke und Farbe, dem nach Bedarf noch Wolle und sonstiges Material zugesetzt wird. Der Webstuhl besorgt das übrige. Zwar ist das fertiggewebte Stück noch lange nicht brauchbar. Es ist hart wie Steifleinen. Es wird dieserhalb gepuzt, gewalkt und aufgerauht. Das geschieht durch Dornstegflechte oder eine Distelart, deren Köpfe zu Hunderten auf Walzen befestigt werden. Wenn man am Ende eines zweistündigen Ganges durch die Hallen der Fabrik, in denen 2000 Menschen Arbeit und Brot finden, im Versandraum angelangt ist und das fertige Stück sieht, will man einfach nicht glauben, daß diese wunderschönen Ballen, für die ein anständiges Stück Geld aufgeboten wird, aus den häßlichen Lumpen entstanden sind.

Viele glauben, daß diese Art der Textilfabrikation ein Notbehelf der letzten Jahre ist. In Wirklichkeit hat man schon lange Jahre vor dem Kriege, wie gesagt, nach derartigen Grundsätzen gearbeitet, wenn auch noch viel zahlreicher als heute jene Abfallprodukte ein unrühmliches Ende auf der Müllhalde fanden. Dies muß auf alle Fälle verhindert werden. Keiner von uns, im besonderen die Hausfrau, wird daher müßig bleiben, wenn die Stimme des Altwarenhändlers im Hof ertönt.



Die Zettelmaschine
Hier entsteht die sogenannte Webkette.

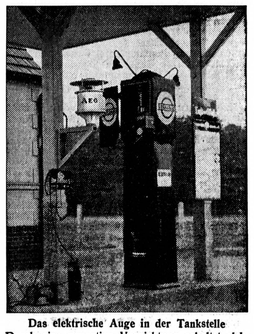
Die aus Reißwolle gefertigten Tuche in der Rauherei

Ein Warenlager neuer Stoffe, die alle aus „wertlosen" Lumpen gewonnen wurden

Ueberraschung für den Autofahrer

Taghell ward die Nacht gelichtet ...

Eine reizvolle Ueberraschung erlebt der Autofahrer, der sich mit seinem mehr oder minder komfortablen Fahrzeug nächtlings auf der Reichsstraße Herzberg—Neuruppin in der weiteren Umgebung der Reichshauptstadt vorwärtsbewegt. Vielleicht sitzt er voller Ungeduld am Steuer, weil der Brennstoff zur Neige geht, vielleicht späht er sorgenvoll nach der nächsten Tankstelle aus, Kilometer um Kilometer, vergebens hoffend, denn die nächtliche Dunkelheit deckt ihren Schleier über die Lande, und kein rettender Strahl hellbeleuchteter Tankstellen erreicht sein Auge. Da plötzlich flammt ein paar hundert Meter weiter vorn am Straßensaum das strahlende Licht der langersehnten Tankstelle auf, flammt auf an einem noch Sekundenbruchteile zuvor in schwarze Nacht getauchten Platz! Flammt auf, als wäre der Tankwärter plötzlich erwacht, als hätte er den herannahenden Wagen beobachtet, seine Brennstoffnöte geahnt, und wollte nun tröstliches Licht dem Fahrer spenden und die Zuversicht,



Das elektrische Auge in der Tankstelle
Durch eine neuartige Vorrichtung schaltet sich in der Nacht die Beleuchtung von Tankstellen selbsttätig ein, wenn ein Kraftwagen herannaht. (Werkbild)

(Weltbild 5, Presse-Bild-Zentrale f, K.)

neues Futter für den brennstoffhungrigen Motor zu finden.

Mit aufreißendem Bremsen hält das Gefährt. Der Fahrer springt heraus, gewärtig, den Tankwart schon an der Pumpe bereit zu finden. Nichts indessen rührt sich. Die noch vor Sekunden in Dunkelheit gehüllte, nun im ganzen Glanz ihrer Glühlampen erstrahlende Tankstelle schweigt. Aus dem Unterkunftsraum des Wärters dringen Schnarchtöne. Kein Zweifel: der Tankwart schläft! Er ruht von anstrengendem Tagewerk aus, und trotzdem ist das Merkwürdige geschehen: die Tankstellenbeleuchtung hat sich auf geheimnisvolle Weise von selber eingeschaltet!

Die Weckerglocke reißt den Schläfer aus seinen Träumen. Er eilt herbei, den nächtlichen Kunden zu bedienen. Es paar kurze, drängende Fragen. Ob es denn Täuschung gewesen sei, daß die Tankstelle noch kurz vorher in Dunkel lag und sich erst vor wenigen Sekunden erhellt habe. Ueber des Tankwarts Gesicht geht ein verschmitztes Lächeln: nein, das sei keine Täuschung, sondern die neueste Errungenschaft der Technik! Da hätten sich unlängst ein paar Ingenieure der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft eingefunden, mit einem kleinen Apparat, dem man dieses Wunder zu verdanken habe. Dieser Apparat nämlich sei ein elektrisches Auge, das die Scheinwerfer eines bei Nacht herannahenden Kraftwagens auf 400 Meter zu sehen vermöge und dann das tue, was auch der Tankwart tut, wenn er wach und aufmerksam ist und einen Wagen herannahen sieht: die Beleuchtung einschalten!

Man besieht sich das eigenartige Gerät: ein runder Blechkasten, ziemlich hoch an einem der Dachpfeiler angebracht und dicht an den Straßenrand herangebogen. So daß das Licht der Scheinwerfer ihn auf alle Fälle treffen muß. Ein paar Leitungen und einfache Nebengeräte dazu, fertig ist das ganze Geheimnis. Es ist der erste Apparat dieser Art, der hier erprobt wird, und man hat ihn zunächst auch nur versuchsweise hier angebracht. Indessen ist anzunehmen, daß die hübsche und reizvolle Einrichtung sicher rasch weiter Eingang finden wird. Sie spart dem Tankwart einerseits Licht, ferner aber — und das ist noch viel wichtiger — lenkt sie den Blick und die Aufmerksamkeit des Kraftfahrers wirkungsvoll auf die Tankstelle. Es ist immerhin überraschend, wenn plötzlich und unvorhergesehen das Licht einer Tankstelle im Dunkeln aufleuchtet. Dadurch veranlaßt sie den Kraftfahrer, an seinen Brennstoff zu denken und rechtzeitig zu tanken.

Haus, Hof und Garten

Vom bunten Volk der Sommerblumen

Von staatl. dipl. Gartenbauinspektor H. Schieferdecke

Die Zahl der Sommerblumenarten, die ihren bunten Blumenflor in unseren Gärten entfalten können, ist riesengroß. Klein aber ist zumeist die Zahl derer, die wir in der Tat in unseren Gärten entreffen. Und doch ist das Volk der Sommerblumen, das da nur ein Jahr lebt, so recht geeignet, durch seine Fülle und Vielgestaltigkeit nicht nur manche Lücke im Ziergarten auszufüllen, sondern einzelnen Gartenteilen ein besonderes Gepräge zu geben, schöne Abwechselung zu schaffen und Schmuck für Vase und Zimmer zu liefern. Wir wollen hier nicht alles aufzählen, was gesät werden kann, wir greifen nur einiges aus dem bunten Allerlei heraus, und zwar sollen uns nur die Blumen beschäftigen, die wir dorthin säen können, wo sie nachher auch blühen sollen.

Abb. 1. Coreopsis

Wer die gelbe Farbe liebt, der wird vor allem an die goldgelbe Bartonie (April), an die zierlichen Coreopsis (April), siehe Abb. 1, und die mohnähnlichen, farbenprächtigen Scholtzien (April oder Herbst) denken. Aber auch von der

Abb. 2. Godetia

Godetia (Abb. 2) (April oder Herbst) gibt es gelbe Formen. Die kräftigen Farben der allbekannten Kapuzinerkresse (Ende April), der nahezu unkrautartig sich selbst aussäenden Ringelblume, Calendula (April), und der schönen Sonnenblume, der Helianthus annuus (April bis Mai) seien für den Gartenfreund ins Gedächtnis gerufen.

Zart blau bis violett sind die zierlichen Blüten der sicher vielen nicht bekannten Brachycome iberidifolia (Mai oder Spätsommer), einer etwa 30 cm hohen Sommerblume mit kamillenartigen Blättern. Blau sind die Blüten der Centaurea cyanus-Formen (April oder Spätsommer). Wenn wir sie statt Centaurea Kornblume nennen, werden die meisten Leser diese Pflanze besser kennen. Blau blühen auch viele der duftigen Wicken, der Lathyrus odoratus (Februar bis April), der Lupinen (April, Mai oder Herbst). Blau blüht auch das zierliche Gretchen im Busch, Nigella (April), siehe Abbildung 3, und viele andere Sommerblumen.

Abb. 3 Nigella Zeichnungen (3): Blumberg M

Die Farbe der Liebe zeigen von den schon genannten Arten manche Scholtzien, Godetia- und Lathyrus-Sorten. Adonis aleppica (Mai oder Herbst), das Blutsträhpchen, blüht im Juni/Juli. Schön sind die roten Blüten der rankenden Purpurwinde, Ipomoea purpurea (April), die seltsamen Blüten der roten Sorten des Schizanthus (April oder Herbst) und viele andere.

Wir werden aber oft nicht nur Rot oder Blau oder Gelb wählen, sondern bunte Farben, bunt die einzelnen Blüten und bunt das ganze Sommerblumenbeet. Und dann gibt es in der Form noch allerlei Besonderes. Wer kennt nicht den Fuchsschwanz (Mai) mit den überhängenden Blütenständen und den merkwürdigen Hahnenkamm, der allerdings im warmen Frühbeet aufgezogen werden muß. Eine merkwürdige Pflanze ist dann Datura ceratocaula (April) mit ihren weißplatinlichen duftenden Blüten. An das Gretchen im Busch mit den blauen Blüten im zierlichen Laub und an die seltenen Blütenformen des Schizanthus, den die Engländer Schmetterlingsblume nennen, wurden wir schon erinnert.

Wann, wo und wie säen wir das alles aus? Wann, das wurde uns schon durch die in Klammern aufgeführten Monate gesagt. Wo das Sommerblumenbeet, die bunte Blumenrabatte oder die farbige Gartenecke entstehen soll, das muß jeder Blumenfreund selbst wissen. Aber schattig soll das Fleckchen Erde nicht sein, damit die Blumenkinder, die nur ein Jahr leben, viel Sonnenschein genießen können. Im Herbst kann gut verrotteter Stalldünger untergegraben sein, auch Kompost, der nicht viel Unkrautsamen enthält, ist zu verwenden, wenn auch die Sommerblumen keine hohen Ansprüche stellen. Größere Samenkörner bringen wir in Rillen, feinere werden breit gesät. Und wenn der Samen zu dicht gesäen ist, wie das leicht einmal geschieht, muß nachher verzogen werden. Saat werden dann gedeihen, wenn wir in der ersten Zeit das Unkraut fernhalten und das Gießen bei trockenem Wetter nicht vergessen.

Arbeitsparende Einrichtung am Kaninchenstall

Von Diplomlandwirt Dr. Hubmann

Dem mit Arbeit stets gesegneten Kaninchenhalter wird die Kaninchenzucht nur dann eine Freude bereiten, wenn die damit verbundenen Arbeiten ihn nicht zu stark belasten. Da müssen wir uns eben nach Einrichtungen umsehen, die die Kaninchenhaltung erleichtern. Insbesondere ist die Fütterung sowie die Reinigung der Ställe so leicht wie nur möglich zu gestalten, wobei aber gleichzeitig dafür zu sorgen ist, daß die Tiere in jeder Hinsicht günstige und gesunde Lebensbedingungen haben.

Am gesündesten werden die Tiere in Außenstallungen gehalten. Auch die Qualität des Felles ist hier besser. Eine Selbstverständlichkeit müßte es sein, daß der Stallboden nicht auf der Erde aufsitzen darf. Dadurch kommt die Bodenfeuchtigkeit in den Stall. Das ist nachteilig für die Gesundheit der Tiere und auch für die Dauerhaftigkeit des Stalles. Der Kaninchenstall muß auf Holz- oder Steinstützen stehen, so daß unten die Luft hinziehen und der Stall trocknen kann. Das beste Baumaterial für die Kaninchenställe ist Holz. Holzställe sind leichter trocken zu halten und sind im Winter wärmer als Zement- oder Steinbauten. Das Dach, das man zweckmäßig borne übersteh.n läßt, ist am besten mit Teerpappe zu beschlagen. Die Vorderfront soll aus einem mit Drahtgitter bespannten Holzrahmen bestehen, damit Licht und Luft ungehindert Zutritt haben. Kälte schadet den Tieren durchaus nicht. Auf den Boden ist zweckmäßig ein Lattenrost oder ein Rahmen mit Maschendraht zu legen. Die Tiere sitzen dadurch stets trocken. Außerdem kann durch den Lattenrost der Dung immer leicht herausgebracht werden. Der Boden selbst ist mit gewöhnlicher Dachpappe auszulegen, die mit Teer und Pech im Gemisch angeklebt wird. Auf die Dachpappe kommt Torfmull, der die ganze durch den Lattenrost oder den Drahtrahmen gelaufene Flüssigkeit auffangt.

Kaninchenstall mit nur einer Tür Zeichnung: Blumberg M

Die einzelnen Bogen sind herausnehmbar, ebenso wie die Futterraufen

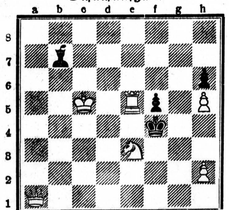
Die Decke als Rock

(Deike M)

Man sitzt im Wagen, man rüstet sich zum Mittagsschlaf auf dem Sofa. Man hat die Decke vorsorglich um sich geschlagen, sie rutscht; man stopft sie rechts wieder ein, man zupft sie links, weil es „zieht". Kurz, es gibt einen beständigen Kampf mit der Decke. Er hört auf, wenn man die neue Rockdecke benutzt. Sie ist an ihrem oberen Rand mit einem Gummizug und einer Druckknopfreihe versehen. Der Gummizug sorgt dafür, daß sich die Decke fest an den Körper anschließt. Mit Hilfe der Druckknopfleiste ist sie verstellbar und paßt sich jeder Körperfülle an. Die Decke ist reichlich groß, sie bildet einen breiten Untertritt, so daß sie beim Sitzen nicht etwa auseinander klafft, sondern den Körper vorn sogar in doppelter Lage umhüllt. Mit einem einzigen Griff ist sie abgestreift. Sie braucht aber beim Aufstehen oder Aussteigen gar nicht abgetan zu werden, denn rockartig umschließt sie auch dann den Körper, ohne ihn in der Bewegung zu hindern. Um aller Bequemlichkeit zu genügen, ist an ihrer Außenseite eine große Tasche eingearbeitet, in der man Handschuhe, Taschentuch, oder was man sonst gern zur Hand hat, unterbringen kann. Diese mit allen Vorzügen ausgestattete, neuartige Reise- oder Schlafdecke kann in verschiedenen Stoffarten und Mustern gewählt werden.

Das wären die allgemeinen Grundsätze, nach denen man sich bei der Herstellung von Kaninchenställen richten soll. Besonders arbeitsparend wirken sich dann noch folgende Maßnahmen aus. Für mehrere Einzelställe sind zweckmäßig nur ein bis zwei Türen vorhanden, die lediglich aus einem entsprechend untergeteilten Holzrahmen bestehen, der mit Maschendraht bespannt ist. Werden nun die Tiere gefüttert, so braucht nur einmal die Tür auf- und zugemacht zu werden. An Grünfutter bzw. Heuraufen sind immer für je zwei Stallabteilungen nur eine vorhanden, die einzelnen Ställe bestehen lediglich aus Holzkästen, die zur leichteren Reinigung herausgenommen werden können. In jedem Holzkasten befindet sich ein Lattenrost oder ein Drahtrahmen, und unten in den Kasten ist recht viel Torfmull gestreut. Bei solchen Erleichterungen für die Kaninchenhaltung können auch auf dem Bauernhof noch Kaninchen großgezogen werden, die zumeist von Abfällen zu ernähren sind und die dafür ein wertvolles Fleisch, ein gutes Fell oder eine kostbare Wolle liefern.

Schachaufgabe



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Kontrollstellung (10). Weiß (6): Kc5; Da1; Te5; Se3; Bb2 u. h5. Schwarz (4): Kf4; Lb7; Bf5 u. h6.

Versteckrätsel.

In jeder der nachfolgenden Dichterstellen befindet sich ein Wort, das einen geographischen Namen enthält:

1. Die Grazien sind leider ausgeblieben. (Goethe.) — Stadt in Steiermark.
2. Bist du denn nicht auch zugrunde gerichtet? (Goethe.) — Stadt im Harz.
3. Sei nicht Amboß deinem Leid, nein, sei deines Leides Hammer. (Marggraf.) — Stadt in Westfalen.
4. Der Dichter steht auf einer höheren Warte als auf den Zinnen der Partei. (Freiligrath.) — Nebenfluß der Donau
5. Oft kommt ein nützlich Wort aus schlechtem Munde. (Schiller.) — Nebenfluß der Donau.

Silbenrätsel.

au — bus — de — dec — dith — e — ek — foe — heit — ho — hof — ir — fer — la — nim — nis — zamb — zaub — reif — rub — san — ten — tisch — u.

Aus vorstehenden 24 Silben bilde man zwölf zweisilbige Wörter mit folgender Bedeutung:

1. fürstliche Anrede, 2. berühmter Schauspieler, 3. Naturerscheinung, 4. Stadt in Thüringen, 5. Nebenfluß des Ob, 6. Stadt in Galizien, 7. Ballziel, 8. englischer Dichter, 9. weiblicher Vorname, 10. Dorf bei Verdstesgaden, 11. Fluß im Odergebiet, 12. Heiligenschein.

Hat man die Wörter richtig gebildet, ergeben diese in ihren Anfangsbuchstaben, von vorn nach hinten, und Endbuchstaben, von hinten nach vorn, ein Zitat aus Goethes Faust. 2. Teil.

Magisches Kreuz- und Querworträtsel.

Die Wörter bedeuten von links nach rechts und von oben nach unten: 1a. Landfriesicher ib. deutscher Seeheld, 2. Spitze eines Truppenkörpers, 3. Stadt im Rheinland, 4. weiblicher Name, 5. männlicher Name, 6. Schachmeister, 8. Stadt in Böhmen, 9. Wettkelle beim Rennen (Kurzform), 10. Gemüse, 11. weiblicher Name, 12. Widerwille, 13. chinesischer Tagelöhner, 14. weiblicher Name. — Die Diagonale 7. bis 15. nennt einen griechischen Sagenhelden.

Rätselsonett.

Hoch recht die erste ihre mächt'gen Glieder,
Sie öffnet die die gastlich offnen Hallen,
Gern läßt du dir's bei ihr als Gast gefallen
Und läßt in ihrem Schutze froh dich nieder.
Die beiden letzten sieht du, schlicht und bieder,
In fleiß'ger Arbeit durch das Leben wallen,
Ein Sorgenlos ist ihnen oft gefallen,
Zum Ehrentitel schuf die Zeit sie wieder.
Das Ganze such' im ersten, willst du's finden,
Durch süßen Duft wird's seine Nähe künden,
Dann wirst du seinen Geist mit Geist verbinden.
Auf dich wird dann der Doppelgeist sich senken,
Wird Herz und Seele zur Begeist'rung lenken,
Und dankbar wirst du dann des Ganzen denken.

Zahlenrätsel.

1 2 3 4 5 6 7 8 9 0 Wetterprophet aus dem Tierreich.
2 6 9 7 Kurort am Gardasee.
3 6 1 2 3 4 Ferienzeit.
4 3 8 9 0 Dunworit.
5 1 2 3 8 9 0 zottiges Zeug.
6 7 0 6 Hohlmaße.
7 7 8 Ort in Baden.
8 9 0 2 9 0 Brettspiel.
9 0 3 6 Stadt in der Schweiz.
0 3 8 9 0 kurzdauernde Handlung.

Silbenwechselrätsel.

Lina, Spargel, Binse, Grönland, Bowle, Muster, Toga, Soraw, Hobel, Peking, Gummi, Suppe.

Die erste Silbe vorstehender zwölf Wörter soll durch eine der nachfolgenden derart ausgewechselt werden, daß die Anfangsbuchstaben, aneinandergereiht, Vor- und Zunamen der treuen Lebenskameradin eines großen Tonkünstlers ergeben.

a — aa — chi — em — gie — in — mo — nan — or — rau — sen — we.

Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe: 1. Dd3—a4/—. . . ., Ke5 nimmt b6; 2. Le7—b6 . . ., Sa8—c7; 3. Db6—c5 matt. a) 1. . . . Ke6—c7; 2. Le7—b8 +. . . ., beliebig; 3. D gibt matt.

Füllrätsel: 1. Vorsahren — vorsahren, 2. nach Sicht — Nachsicht, 3. Teilhaber — Teil Haber, 4. Wachholder — wach, Holder.

Silbenrätsel: 1. Dalles, 2. Eugenie, 3. Rebell, 4. Automobil, 5. Rheuma, 6. Mammut, 7. Ungenannt, 8. Trousseau, 9. Fiskus, 10. Eigenlob, 11. Hydra, 12. Lindbergh, 13. Temperänzler, 14. Voltaire, 15. Jtkland, 16. Egoismus, 17. Lappalie. — „Der Armut fehlt vieles, der Habsucht alles."

Streichrätsel: Traube, Auge, Schiff, Hand, Juwelen, Stempel. — Trau, schau, wem.

Illustriertes Kreuzworträtsel: Waagerecht: Null, Esel, Arm, Welt, Sarg. — Senkrecht: Pudel, Blatt, Gemse, Zebra. In dieser Reihenfolge sind die Wörter einzustellen.

Steigerungsrätsel: Wels; Welser

Hononym: Geladen.

Rechnen wir mal: Die Zahl heißt 29.

Ersatz

Madame de Maintenon, die Geliebte und spätere Gattin Ludwigs XIV., war, bevor sie die Gunst des Königs fand, mit dem Dichter Scarron verheiratet. Madame de Maintenon war schön und geistreich und verstand es besonders gut, Gesellschaften durch ihr Geplauder zu unterhalten.

Im Hause Scarrons, der grundhäßlich und gelähmt war ging es nicht selten recht knapp zu. Als wieder einmal Gesellschaft geladen war und die Gäste der amüsanten Erzählerin lauschten, trat unauffällig ein Bediensteter zu ihr und flüsterte:

„Bitte, Madame, erzählen Sie weiter, wir haben keinen Braten!"

Arthur-Heinz Lehmann.

Kleiner Schwatz auf der Treppe

Frau Strecker wohnte noch nicht lange in dem Stadtviertel, aber sie war doch schon etwas bekannt geworden und unterhielt sich gerade mit ihrer Nachbarin, Frau Knoll.

„Meinen Mann habe ich durch eine Heiratsanzeige für sechs Mark bekommen!"

„Das war aber teuer!" sagte Frau Knoll unbedacht. (Husmorbladet.)

Der Lehrer fragt

„Emil, was ist mit den Worten gemeint: Auge um Auge, Zahn um Zahn?"

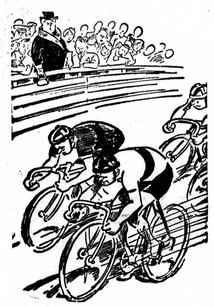
Emil überlegt ein Weilchen und sagt dann zaghaft: „Genau weiß ich es nicht, Herr Lehrer, aber wahrscheinlich hat es etwas mit Boxen zu tun!" (Karikaturen.)

Heidepriem war auf dem Ball

Er forderte eine hübsche junge Dame auf. Nachdem sie eine Weile getanzt hatten, fragte seine Tänzerin: „Sagen Sie mal, kennen Sie den Unterschied zwischen Tango und Foxtrott?"

„Nein . . . leider nicht!" stammelte Heidepriem.

„Das habe ich mir schon gedacht", meinte die junge Dame sanft, „aber wollen wir uns dann nicht lieber setzen?" (Dagens Nyheter.)



Die Tante des Rennfahrers: „Gerade sitzen, Hans!"

Große Oper

Räuber: „Hier will ich mich verbergen, wohl hinter dieser Eiche!" — Gräfin: „Wo mag er sein, ich kann ihn nicht gewahren?" — Chor: „Wo mag er sein, wo mag er sein?"

(Das interessante Blatt)

Das gefällt ihm nicht

„Guten Tag, Peter!"

„Guten Tag, Joachim!"

„Was bist du aber dick geworden!"

„Nu, die Leute sagen es wohl!"

„Hast du denn nicht mal versucht zu fasten?"

„Gewiß habe ich das . . . aber man wird so hungrig davon!" (Svenska Journalen.)

Trost genug

Der Pastor besuchte Jansen, der kürzlich Witwer geworden war. Jansen hatte eine halbgeleerte Flasche Branntwein vor sich stehen.

„Ist das der einzige Trost in Ihrer Einsamkeit?" fragte der Pastor.

„Nein, Herr Pastor", antwortete Jansen beruhigend, „ich habe noch eine ganze Flasche im Schrank!" (Fidens Tegn.)

Studentenbude

Blomberg besuchte die Pension, in der er als Student gewohnt hatte. Seine alte Wirtin öffnete die Tür zu seinem früheren Zimmer und er sah sich mit einem Seufzer darin um: „Dasselbe alte Zimmer mit denselben alten Möbeln und der Aussicht auf dieselben Dächer!"

In diesem Augenblick kam der jetzige Mieter mit einer jungen Dame und wollte sein Zimmer betreten. „Das ist mein, Kusine, Frau Hansen!" sagte der Student erklärend.

Blomberg nickte: „Und dieselbe alte Ausrede!" (Oslo Illustrerte.)

Dann muß sie es ja wissen

„Diese Frau Neuendorf taugt doch rein garnichts! Den ganzen Tag tut sie nichts als Zigaretten rauchen und auf der Straße umherschlendern. Und kauf ist sie . . ."

„Aber — — —?"

„Und heimtückisch und verleumderisch . . ."

„Aber woher wissen Sie denn das alles?"

„Na, ich bin doch ihre beste Freundin!" (Svenska Dagbladet.)

Alles Gute ist nicht beisammen

„Gratuliere zu deiner Verlobung, lieber Freund! Ist sie jung?"

„Ja, jung und reich!"

„Hm . . . na, dann kann ich mir ungefähr denken, wie sie aussieht!" (Vara Nöjen.)

„Du hast die Wette gewonnen, Magda — es ist eine Perücke!"

Sonntag Vormittag

Sie: „Gib mir mal die Zeitung!"

Er: „Augenblick, ich lese gerade den Leitartikel!"

Sie: „Dann gib mir schon die Familienanzeigen — ich will mal sehen, ob in Bekannter geboren ist . . ." (Lektyr.)

Unter dem Strich

„Ich habe Ihnen neulich ein paar Witze eingeschickt", sagte der Mitarbeiter, „haben Sie die gelesen?"

„Ja", sagte der Schriftleiter, „schon unzählige Male!" (Morgenbladet.)

Das Wunder

Im Deutschen Museum steht das Modell der Cheopspyramide. Wenn man auf einen Knopf drückt, versinkt ein Viertel des Modells, und man kann die Königsgräber und die Gänge im Innern sehen. Sprachlos steht ein Ehepaar vor diesem Wunder. Viermal haben sie schon auf den Knopf gedrückt, und jedesmal treten die Gänge und die Königsgräber hervor.

„Wunderbar", entringt es sich darauf dem Mann, „diese hochentwickelte Technik des Altertums! Wie die Aegypter das bloß fertiggebracht haben!"

*

„Deine Kusine ist ein entzückendes Wesen! Die möchte ich zur Frau haben!"

„Um des Himmels willen nicht!"

„Warum denn nicht?"

„Sie kann nicht Klavier spielen."

„Nun, das ist doch kein Unglück."

„Erlaube, sie kann nicht Klavierspielen, spielt aber dennoch!"

„Wer von euch hat das gezeichnet?"

„— — — —."

„So, also keine Antwort! Schade, der Betreffende sollte nämlich ‚sehr gut' im Zeichnen bekommen!"

Fritz lacht nicht

Mein Sohn Fritzchen ist eine Marke. Ich kenne ihn. Deshalb nahm ich ihn am letzten Sonntagmorgen ins Gebet.

„Fritz", sagte ich mit väterlicher Würde. „Heute mittag kommt Onkel Gustav zu Besuch. Onkel Gustav hat sehr krumme Beine. Ich bitte mir aus, daß du nicht darüber lachst."

„Aber, Papa, wo werde ich!"

Es war mittags 12 Uhr. Onkel Gustav saß auf dem Kanapee, die dickbauchige Likörflasche vor sich. Fritz betrat das Zimmer, ging in großem Bogen um ihn herum und murmelte: „Und wenn eener gar keene Beene hat, ick lache nich!" (Mitt. Ztg.)

Die arme Hausfrau

„Wie ist denn dein neues Mädchen?" fragte die Freundin.

„Ich bin garnicht zufrieden", klagte die Hausfrau, „den ganzen Tag tut sie nichts, und selbst das tut sie noch unwillig!" (Humorbladet.)

Die Wünsche sind erfüllt

Sie: „Ich kann mir nur eine Ehe denken, in der mir Sicherheit und Schutz geboten werden!"

Er: „Das paßt ja ausgezeichnet, mein Fräulein — ich bin Versicherungsbeamter und mein Vater ist Schutzmann!" (Söndagsnisse.)

Knipp-Haarwuchs-Mittel — das vielbewährte Vertrauenspulver gegen Schuppenbildung, Haarausfall, Kopfjucken, Schwindelgefühl, Kopfschmerzen, Ohrensausen, Ohnmacht, Nervosität, Haarschwund, Glatzenbildung usw. — auch für Kinder geeignet! Knipp-Haarwuchs-Mittel ist ärztlich empfohlen und wird seit 30 Jahren mit bestem Erfolg angewandt. Packung mit Broschüre RM 3.—. Knipp-Haarwasser, Knipp-Haarseife, Knipp-Haarcreme. Knipp-Mittel-Zentrale (Kaltpapawerke) Bremen

Für Fenster und Balkon nur „Gebirgshängenelken" Preisl. gr. u. franko 4 Anzucht Pflanz.-Z. Trudering 178 Dbb.

Ohnzugummi — wasserdichter Alltagsschuh aus schwarzem Lackgummi. Gr. 27-35 M 1.75, 36-38 1.95, 41-42 2.25, 43-46 2.50. Bestpreist auf dem größten Schuheinkaufsplatz Deutschlands. 84 Seiten Musterauswahlübermappe können Sie für die ganze Familie wählen. Schreibenpostkarte genügt. Übermorgen ist es Ihnen kostenlos! Speier Überlanddienst Frankfurt a. M. MK 40

Pfui Knoblauch - sagen Sie nicht mehr, wenn Sie die bek. „Lukusta-Knoblauchöl-Kapseln" kennen? Ideal in Form und Wirkung, völlig geruch- u. geschmackfrei! Packung -.90, Großpackung M. 1.75. Wenn nicht am Ort erhältlich Direktversand gegen vorh. Einsendung des Gegenwertes in Briefmarken Lukusta-Vertrieb M. Stargardt, Breslau 13, Schließfach 76.

. . . denn nur in der Wiederholung der Anzeige liegt der Erfolg!

Klein-Anzeigen haben immer Erfolg

echte schöne Dirndlstoffe, flott, praktisch u. billig. Die neue große Muster-Auswahl erhalten Sie frei hin u. zurück. Tuch-Kaufmann München 101 Reichenbachstraße 3

Raucher Einfache Abgewöhnung. Prämiert mit goldener Medaille. Broschüre Kostenlos. Rosenhain Nr. 8 Fach

Fisch-Feinkost
ca. 5-kg-Paket 11 Dos. „nur erste Marken, milde Mar. Rollmops, Bratheringe in pik. Tunken usw. RM 3.95
ca. 5-kg-Paket wie oben I. besond. erlesene Auswahl RM 4.45
Salztettheringe 5-kg-Eimer, netto 9 Pfd. 2.50 ab Bremen, Verp. frei
TH. MARTENS u. Co. Bremen 1/34

Kaufe bar und spare!! Billige aber zuverlässige Uhren
m. Garantieschein. Bei Nichtgefall. Umtausch oder Geld zurück. Nr. 3. Herrentaschenuhr m. geprüft., 3steilnd. Ank. 1.90 Werk, vernickt. M 1.90
Nr. 4. Versilbert. Ovalhügel, 2 Goldränder . . . M. 2.30
Nr. 5. Besseres Werk, flache Form. M. 3.40
Nr. 6. Sonnendeckel-Uhr, 3 Deck., vergold. 4.90
Nr. 6b. Dto., stoßsicher 6,40, besseres Werk 7.40
Nr. 8. Armbanduhr, vernickelt, mit Lederarmband . . M. 2.60
Nr. 8b. Dto., für Damen, kleine Form, mit Ripsband. M. 4.—
Nr. 9b. Dto., Golddoublé, 3 Jahre Gar., 8 Steine. Für Damen, mit Ripsband . M. 5.90
Für Herren, viereckige Form. M. 6.90
Nr. 1461. Geschnitzte Kuckucksuhr, 1/2stündl. Kuckuck rufend M 2.50
Weckeruhr, gutes Werk. M 1.70
Nickelkette - .25. Doppelkette, vergoldet, M. - .70. Kapsel M. - .25
Nr. 612. Monogramm-Siegelring für Damen od. Herren, 18karvergold., einschl. Monogramm M. 1.10
Siegelring, eckige Platte, M. 1.35
Nr. 2803. Siegelring, moderne Form. 1.40
Freundschaftsring - .90
Trauring, Double 1.20
Double-Ring mit Simili M. - .80
Alle Ringm. Papierstr. eins. - Vers. geg. Nachn. Jahresversand 30 000 Uhren, 70 000 Ringe.
Katalog gratis u. unverbindlich
Fritz Heinecke, Braunschweig

Gute Musik — Klingendorff — Tonreich — HANDHARMONIKAS — Katalog fr. von Musik-Spezialfirma HEROLD & CO. Klingenthal Sa. Nr. 15 — Für andere Instrumente Sonderliste anfordern

Zu Pfingsten reizendes Backwerk nach Dr. Oetker-Rezepten mit Dr. Oetker's Backpulver „Backin"!

Herdfeger für Herd und Messer

Recht deutliche Schrift bei Anzeigen-Manuskripten

Heiraten

Jung. Mann, mit sicherer Existenz, sucht häuslichen, kath. Mädel bis 26 J. alt, zwecks baldiger Heirat kennen zu lernen. Diskretion Ehrensache. Angeb. mit Bild erbeten u. Nr. 7/151 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Mitteldeutschland, Ig. Mann, 28 J., kath. dunkelblond, Handw. in fester Stellung, wünscht die Bekanntschaft eines lieb., netten Mädel, 24—27 J., kath., zwecks Heirat Umgeh. m. Bild u. Nr. 7/152 an „Der 7. Tag", Paderb.

Lehrerstocht., 26 J. alt, katholisch, mittelbegabt, wirtschaftlich erzogen, sucht die Bekanntschaft eines soliden Herrn in sicherer Position (Beamter). Nur ernstgemeinte, aussichtsreiche Zuschrift mit Bild erbeten unter Nr. 7/153 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Nähmaschinen seit 60 Jahren gut u. preisw. bei Ritter Paderborn Dom gegenüb. frei Haus überall hin.

Mehrmalige Wiederholung von Anzeigen verbilligt die Werbung ganz wesentlich. Bitte, lassen Sie sich von unserer Anzeigen-Abteilung unverbindlich beraten

Märkte erschließen ist Aufgabe planmäßiger Werbung!

Damenbart Radikal beseitigt fällt Haare durch die weltbekannte Herwatakur. Keratol. empfohl. u. klinisch erprobt. Reichspatentamt. Wg. 466 569 Gold Medaille. Grand Prix Gräfstl 1930, London 1935. Dankerfüllte Zuschriften über Dauererfolge (Ausbleiben des Nachwuchses.) Kleiner RM 3.75, Kur RM 5.85, f. grß. Flächen RM 5.50 und 6.50 Nachnahme. Herwata G. m. b. H., Köln 174

Kleine Anzeigen in unserer Zeitung haben den besten Erfolg u. kosten wenig

Motorfahrrad ab 148.- Frontantrieb Außenlötung Beleuchtung Stricker-Herrenrad prüfen . . RM 36.- Drei-Sperrenrad mit Fr. K. Br. RM 29.- Katalog kostenlos E. & P. Stricker, Fahrradfabrik Brackwede-Bielefeld 565

Nehmen Sie bitte bei allen Bestell. Anfragen, Bewerbungen usw. auf d. Angebot u. „7. Tag" Bezug. Wir so wird den Inserenten bekannt, daß die Anzeig. im „7 Tag" vollen Erfolg haben

Hafstetter's Kräuterkuren gegen Kropf u. Basedow Tee zum Trinken und Umschläge Unschädl. u. glänzend. Bew. Sie kostenlos Broschüre Nr. 2 Friedr. Hafstetter Gauting bei München

Jede Hausfrau sagt einmal: imi ist mein Ideal!

3135 c/36

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Johanna Tops; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Johannes Link; Bildverantwortlich: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Oftergeld, sämtlich in Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. „Der 7. Tag": IV. VI. 36: 34 130. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 8 gültig. Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erziehungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Ost- und Südwestfalen und dem oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag Westfälisches Volksblatt. G. m. b. H., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 138.

6. Jahrg. – Nr. 19 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 9. Mai 1937
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pfg. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

„Meine Mutter und Schwester" / Gemälde von Hans Thoma (Siehe auch unseren Artikel „Das Bildnis der Mutter" im Innern dieser Nummer. (Foto: Badische Kunsthalle)

Die Mutter

„. . . Jemand erzählt von seiner Mutter. Ein Deutscher offenbar. Laut und langsam setzt er seine Worte. Wie ein Mädchen, das Blumen bindet, nachdenklich Blume um Blume probt und noch nicht weiß, was aus dem Ganzen wird —: So setzt er seine Worte. Zu Lust? Zu Leid? Alle lauschen . . . Und wer das Deutsche nicht kennt in den Haufen, der versteht es auf einmal, fühlt einzelne Worte: „. . . Abends . . ." „. . . klein war . . ."

„Da sind sie alle einander nah, diese Herren, die aus Frankreich kamen und aus Burgund, aus den Niederlanden, aus Kärtens Tälern, von den böhmischen Burgen und vom Kaiser Leopold . . . Denn was der eine erzählt, das haben auch sie erfahren und gerade so. Als ob es nur eine Mutter gäbe . . ."

Ich hätte statt dieses Lobpreises aus Rilkes „Cornett" ein Füllhorn anderer an dieser Stelle ausschütten können, die den Dank und die Liebe und die Verherrlichung von Mutterlein und Muttertum so ausprechen, daß man beim Lesen immer wieder meint: Das ist das schönste, das jemals, die Mutter zu ehren, gesagt worden ist. — Und ach, eines ist schön wie das andere, . . ." als ob es nur eine Mutter gäbe".

Von dem Irdischen, das uns ans Himmliche bindet, werden zwei Dinge vor allem Ewigkeit haben: Mutterliebe und Liebe zur Mutter. Aus einem Erdreich, das aus unerschöpflichen Tiefen gespeist wird, blühen diese Blumen auf; ohne Winterfrost und Sommerschwüle leuchten sie in lichten, klaren Farben.

„. . . als ob es nur eine Mutter gäbe . . .!" So müßte ich, wollte ich zu dieser Stunde den Dank des Schweigens zum Bekenntnis der Worte wandeln, doch von dir sprechen, Mutter, selbst wenn ich die Mutter liebe nur da ehrfürchtig begriffen wollte, wo sie mir, auf allen Wegen meines Lebens, sonst entgegentrat. So aber muß ich schweigen. Ich habe ja nicht einmal vermocht, dir selbst die Tiefen meiner Seele aufzuschließen, in verschwiegener Scham, die die kindliche Ehrfurcht wie einen Madonnenschleier um das Heiligtum der Liebe zwischen Mutter und Kind geschlungen hat. Ich weiß wohl, daß dieser Schleier oft nicht unverletzt geblieben ist, und daß es einmal Sitte geworden war, von der „Kameradschaft" zwischen Mutter und Kind zu sprechen. — Und doch möchte ich gegen nichts in der Welt die ehrfürchtige Liebe zur Mutter eintauschen.

So gern hätt' ich ein schönes Lied gemacht
Von deiner Liebe, deiner treuen Weise,
Die Gabe, die für andre immer wacht,
Hätt' ich so gern geweckt zu deinem Preise.

Doch wie ich auch gesonnen mehr und mehr,
Und wie ich auch die Reime mochte stellen,
Des Herzens Fluten wallten drüber her,
Zerstörten mir des Liedes zarte Wellen.

So nimm die einfach schlichte Gabe hin,
Von einfach ungeschmücktem Wort getragen,
Und meine Seele nimm darin;
Wo man am meisten fühlt, weiß man am wenigsten
zu sagen.

Annette von Droste-Hülshoff

Kameradin bist du mir trotzdem gewesen, Mutter! Was soll ein Kamerad Besseres tun als helfen in den Stunden der Not? Stünde nicht die stumme Bitte in deinen Augen, die mich auch heute, da du mich allein gelassen hast, ansehen, so möchte ich zu zählen beginnen, wo überall du mir geholfen hast, du allein oder gemeinsam mit dem Vater, der, ach, so lange schon von uns gegangen ist. Beginnen würde ich, aber nie zu Ende kommen. Und wenn auch die Gedanken sich beschleunigen und die Stunden sich dehnen könnten und ich zum Ende gekommen wäre und nichts vergessen hätte: wie vieles würde doch nicht gesagt sein, weil du in entscheidenden Stunden echt mütterlich geholfen hast, aber klug verstandest, mich nichts wissen zu lassen.

Mutter! Du mahnst mich mit deiner stummen Bitte, nicht von Dingen zu sprechen, die dir selbstverständlich erschienen, weil sie dir wesenhaft waren, und ich will schweigen. Denn das, was ich sagen würde, das sprechen Tausende und Wiedertausende gleichen Mundes wie ich, „als ob es nur eine Mutter gäbe." Was du mir darüber gewesen bist,

das will ich nicht sagen, nicht einmal denken, nur durch mein Leben tragen.

Wanderer zwischen zwei Welten, suchen wir Menschen unserer Tage den ewigen Sinn des Lebens neu zu finden. Vom lauten Markt dahingesunkener Jahre müde geworden, drängen wir nach Rast und Besinnung und Einkehr in Stunden der Stille, die ganz nur uns selbst gehören. Wo vermöchten wir das Geheimnis dieser Ruhe und Stille besser zu durchleben als da, wo du, Mutter, bei uns bist. Dein stilles Leben gibt Licht für das Dunkel und Sonne für die Schatten auch des eingeengten Wandesweges. Deine beruhigende Hand nimmt Krankheit und Fieber fort; deine Blicke bannen den aufbrausenden Zorn. Dein Gebet hat unsere Seelen rein gehalten und ihnen Kraft gegeben, dem Hohen zu dienen; dein Segen baut den Kindern Häuser, in denen sie wohnen, während die Mutter der eigenen Kinder wirkend und segnend durch die Räume schreitet, dein eigenes Leben in der großen und stillen Mutteraufgabe erneuernd. „... als ob es nur eine Mutter gäbe."

W. Wulff.

Haben Artisten ein „feines Leben?"

Rastelli probte acht Jahre an einem Trick — Harte Arbeit in der Zirkusmanege — Ueberall zuhause, im Eigenheim aber doch am liebsten

Kein Artist wird sagen, er trete da oder dort auf. Ein Artist „arbeitet" in einem Varieté oder im Zirkus. Und es gibt immer noch Menschen, denen der Beruf eines Artisten der erstrebenswerteste von der Welt erscheint. So ein Künstler tritt des Abends 10, 15 Minuten lang auf, wird durch Beifall für seine Leistung belohnt (während ich nie ein Lob für meine Arbeit bekomme, sagt man noch zur Bestätigung der Meinung), schminkt sich ab, ist dann wieder 24 Stunden sein freier Mann und kommt dabei in aller Welt herum.

Es kann nicht bestritten werden, daß das alles richtig ist. Nur eines wurde vergessen: Daß eben der Artist „arbeitet". Nicht nur den Bruchteil einer Stunde, wo er auf der Bühne steht, nein, Artistenarbeit dauert oft genug 8, 8, 10 Stunden am Tage, Wochen, Monate, Jahre hindurch so, daß ganze Artistenleben über. Ein Beispiel von unzähligen: Rastelli, der beste Jongleur seiner Zeit, früh verstorben und nie erreicht, hatte volle acht Jahre jeden Tag mindestens zwei Stunden an einem einzigen seiner vielen Tricks geübt, bis er bühnenfertig saß. Daneben lief das tägliche Training für das Auftreten am Abend, das auch mehrere Stunden in Anspruch nahm.

So und ähnlich müssen alle Artisten arbeiten. Man ist versucht, zu sagen, die eigentliche Bühnenarbeit im Scheinwerferlicht ist das Geringste dabei. Die kürzeste Zeit der Artistenarbeit nimmt sie bestimmt in Anspruch. Aber da sind die Vormittage. Im Bühnenraum der Varietés, in der Manege und ihren Nebenräumen des Zirkus herrscht lebhafter Betrieb. Die „Nummern" arbeiten. In leichter Bekleidung, von der Bühnengarderobe ist hier nichts zu sehen, oft nur im einfachen übergeworfenen Trainingsanzug, wird geprobt und trainiert und versucht und immer wieder von vorn angefangen. Auch mit den Tricks, die am Abend vielleicht schon seit ein, zwei Jahren von Artistenn aller Nationalitäten bestaunt wurden. Ist die Abendnummer durchgearbeitet, so geht es vielfach an das Studium eines neuen Tricks, einer neuen Nummer im Rahmen des vom Artisten vertretenen Faches. Denn der Artist muß nicht nur mit seiner bekannten Nummer auf der Höhe bleiben, er will und soll auch den Agenturen und Direktoren wieder etwas Neues bieten können.

Es ist ganz merkwürdig mit der Arbeit eines Artisten: In zehn Minuten rollt die Nummer in der Vorstellung ab. Der Zuschauer hat kaum richtig begriffen, um was es im wirbelnden Tanz der Artistenattitüden auf der Bühne ging, da steigt schon wieder die nächste Nummer des Programms. Und dennoch nimmt das Gedächtnis des Zuschauers diese flüchtigen Eindrücke so intensiv auf, daß ihm die Nummer sofort bekannt vorkommt, wenn er sie nach vielleicht zwei Jahren wieder sieht.

Damit muß der Artist rechnen; das ist es, was ihm die fortwährende Arbeit an neuen Tricks und Nummern zur Pflicht macht. Dazu kommt, daß er aus reinem Ehrgeiz heraus, dem schließlich jeder Schaffende hat, der jedoch beim Artisten besonders stark ausgeprägt ist, sonst wäre er kein Artist, daß dieser Ehrgeiz ihn zeitlebens anspornt. Immerwährende Arbeit an sich selbst, seinen Einzeltricks, an dem Zusammenspiel mit den Partnern ist daher dem Artisten höchste Pflicht und Lebensnotwendigkeit. Denn die Bühne, die Manege, läßt so leicht keinen geborenen Artisten wieder los. Wie es in anderen Berufen Arbeiter gibt, die nach jahrzehntelanger Tätigkeit in einem Werk nach der Pensionierung oft den Weg zu ihrer früheren Arbeitsstelle machen müssen, weil es sie einfach dazu drängt, so kann sich der Artist nicht von der Welt der Kulissen trennen. Ist es ihm nicht mehr vergönnt, selbst „Nummer" zu sein, so sucht er als Trainer, Betreuer, Pfleger unterzukommen. Das Licht der Rampe muß er sehen — bis schließlich der Drang nach Ruhe doch siegt.

So kommt es, daß wohl jeder Artist nach Möglichkeit für das Alter sorgt. Es ist bekannt, daß Artisten sparsame Leute sind. Weit herumgekommen in der Welt, haben sie in jeder Stadt ihr bestimmtes Quartier, das, meist in der Nähe des Theaters oder Zirkus gelegen, sie immer wieder aufnimmt, wenn ein Engagement erfüllt werden muß. Sie müssen natürlich gut leben, um auf der Höhe zu bleiben, aber sie sorgen auch für den bekannten Notgroschen, der ihnen das Alter leichter tragen helfen soll. Gerade beim Artisten, der viele Monate im Jahre kein festes Heim kennt, der von Engagement zu Engagement eilt, der am Letzten des Monats nur die eine Sorge kennt, daß die Anschlüsse der Nachtzüge zu neuen Ort des Auftretens noch erreicht werden, und der heute in Berlin, morgen in London und im nächsten Monat vielleicht in einer großen Hafenstadt Südamerikas auftritt, dieser Artist, der überall und nirgends zuhause ist, sehnt sich für das Alter nach einem Eigenheim. Ein Häuschen in schöner ländlicher Gegend, klein, aber als Eigentum, vielleicht mit einem Garten, der bewirtschaftet werden kann, mit Tieren, die er ziehen und pflegen kann, ein Anwesen, auf dem der berühmte Artist X. dann der gewöhnliche Y. ist, der mit dem Spaten im Garten steht und am See angelt, das ist der Wunsch jedes Artisten.

Vom großen Clown Grock ist bekannt, daß er an der Riviera sein Heim hat, um das ihn Millionäre schon beneidet haben. In der Nähe Berlins, bei Königswusterhausen, trifft man auf eine ganze Artistenkolonie. Hier wohnen nicht nur die Alten im Ruhestande, hier findet man auch die Häuschen noch tätiger Artisten. Sie haben sich geschaffen in emsiger Arbeit und mit gutem Sparsinn, was sie erstrebten und haben hier ihre Trainingsquartiere aufgeschlagen, in denen in aller Ruhe und ungestört vom Betrieb in den Varietés und Zirkussen „gearbeitet" werden kann. Eine sehr bekannte und berühmte Radfahrerfamilie wohnt hier einträchtig beisammen. Ein großer Schuppen ist als Radfahrbahn hergerichtet, und hier werden die Tricks einstudiert, die auf der Bühne dann so spielend einfach aussehen, die aber oft Jahre eines Artistenlebens verschlingen, bis sie „sitzen".

Der Zuschauer kann bei seinem Beifall nicht immer objektiv sein, weil er die Arbeit des Einzelnen in einer Nummer nicht gebührig einschätzen kann. So gilt vielleicht sein Akt schen dem Mann, der vom hohen Turm herab mit einem dreifachen Salto auf der Schulter des Partners landete. Dieser „Untermann" jedoch wird bei den Artisten viel höher bewertet, weil er der „Fänger" ist, von dessen Zuverlässigkeit das Gelingen des Tricks abhängt. Der Zuschauer kennt ferner nicht den bei der Vorführung wunderbarer Pferdedressuren unsichtbar bleibenden Einarbeiter der Nummer. Doch viele Tierdressseure schulen ihre Tiere auch selbst, und Namen wie Burghart-Frottit, des großen Schulreiters, Stosch-Sarrasani und Krone, der Elefantenlehrer und die der Busch's werden unvergessen bleiben.

Das Rotkehlchen-Nest in der Satteltasche

Ein Arbeiter in Oxford hatte längere Zeit hindurch sein Fahrrad nicht benutzt. Als er es jetzt wieder hervorholte, stellte er fest, daß ein Rotkehlchen sich in der Satteltasche ein Nest gebaut und Eier gelegt hatte. Er verzichtete daraufhin auf den Gebrauch des Rades, um das Rotkehlchen nicht zu vertreiben. (Scherl Bilderdienst, K.)

3 Millionen Volt im runden Turm

Atomzerlegung durch Kälte und Starkstrom. — Im modernsten Physik-Institut der Welt. — Prof. Planck kam um sein Geburtstagsgeschenk

In Berlin-Dahlem hat sich im Laufe der Zeit ein kleiner Stadtteil wissenschaftlicher Forschungsinstitute aufgetan. Das Reich unterhält hier durch die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften, Forschungsstätten, in denen die Gelehrten Neuland beackern. Zu den schon bestehenden kommt in nächster Zeit das große Institut für Physik, das den Namen des größten lebenden Physikers tragen und das „Planck-Institut" genannt wird. Am 23. April sollte die Einweihung erfolgen; Geheimrat Planck sollte es gewissermaßen zum Geburtstag erhalten. Aber die Feierlichkeiten mußten um etwa einen Monat verschoben werden, weil man nur über Stafeten und Baurüstungen in das Haus gelangt wäre.

Ein dicker Turm ohne Fenster

gibt den Baulichkeiten das äußere Gepräge. Wissenschaftlich wird das Institut bald bekannt werden durch die Arbeiten an der Atomforschung und der Physik der niedrigen Temperaturen. Geleitet von Pflasterern und Gärtnern, die letzte Hand anlegen, gelangt man schließlich zur Pförtnerloge und zu schon benutzten Zimmern der Assistenten. Wer von den freundlich-einfachen Korridoren und Zimmern auf die hier zu lösenden wissenschaftlich-technische Arbeit schließen wollte, würde ehe auf ein Krankenhaus denn auf ein Institut tippen, in dem elektrischer Strom in der unsäglich hohen Spannung von 28 Millionen Volt zur Verfügung steht. Die Kompressoren im etwas abseits liegenden Maschinenhaus könnte man ebenso gut für irgendwelche harmlose Kraftmaschinen halten. Und doch werden sie den Physikern die Möglichkeit geben, Temperaturen zu erzeugen, die nur wenige tausendstel Grad über dem absoluten Nullpunkt (—273 Grad) liegen.

Was es mit dem dicken runden Turm für eine Bewandtnis hat, erfahren wir bald von unserem Führer. Beim Arbeiten mit den genannten hohen Spannungen ergeben sich ungewollt Strahlungen, gegen die Menschen und Dinge geschützt werden müssen. Die großen Transformatoren müssen außerdem eine gewisse Anzahl Meter von den Mauern des sie beherbergenden Raumes abstehen, so daß sich die völlig runde Form dieses Raumes eigentlich von selbst ergab. Auf Tageslicht kann verzichtet werden, weil die Fensteröffnungen eine Schwächung des schützenden Mauerwerks bedeuten würden. Dafür übertreffen dann aber auch diese Mauern an Dicke selbst gutgebaute Wehrtürme des Mittelalters.

Das Mauerwerk ist ein Meter dick

15 Meter mißt der Turm im Durchmesser bei einer Höhe von 20 Meter. Solche Mauern haben sich als der beste Schutz gegen gefährliche Strahlungen erwiesen; außerdem sind die Wände des angrenzenden Hausflügels noch einen halben Meter stark gehalten worden. Die einzige Tür wurde durch einen dicken Betonvorbau geschützt, und alles in dem Turmbau ist rund, um „Sprühstrahlungen" zu verhindern, die bei so gewaltigen Spannungen leicht auftreten können.

Man hat im Laufe der Zeit die Erkenntnis gewonnen, daß nur unter Zuhilfenahme stärkster elektrischer Ströme das Atom zerlegt, „gesprengt" werden kann. Auf diese Zertrümmerung kommt es den Gelehrten aber an, wenn sie, wie beabsichtigt, in das Innere des Atoms, in den „Atomkern", eindringen wollen. Und deshalb diese drei Millionen Volt in den Laboratorien.

Die Theorie Prof. Debeyes

Direktor des neuen Institutes wird Prof. Dr. Debeye, anerkannter Gelehrter auf den Gebieten der Atomforschung und der tiefen Temperaturen. Hier in Dahlem sollen die Erkenntnisse erweitert werden, die man gesammelt hat, als mit tiefen Temperaturen gearbeitet wurde. Metalle verändern ihr gewöhnliches Verhalten bei starker Abkühlung völlig; u. a. setzen sie dem Durchgang elektrischer Ströme beinahe gar keinen Widerstand mehr entgegen. Um nun aber unter den Temperaturen zu kommen, die mit bisher bekannten Mitteln zu erreichen sind, hat Prof. Debeye die Entmagnetisierungs-Theorie aufgestellt, die auf der Tatsache beruht, daß Stoffe an Temperatur verlieren, wenn sie, an sich schon stark abgekühlt, entmagnetisiert werden. Mit Hilfe von flüssigem Helium, das in den Maschinenanlagen des Institutes gewonnen wird, und dieser Entmagnetisierung hofft man dem absoluten noch näher als bisher zu kommen.

Obschon Deutschland eine ganze Reihe von Instituten besitzt, in denen die genannten Gebiete der Physik bearbeitet werden, muß das Planck-Institut in Dahlem infolge seiner Hilfsmittel doch als das modernste der Welt bezeichnet werden.

Dies nebenbei

Zum diesjährigen Geburtstag des Führers und Reichskanzlers sind bekanntlich von den Orten Berlin, München, Nürnberg und Berchtesgaden Sonderpoststempel herausgegeben worden. Der Wunsch aller Briefmarkensammler ging nun dahin, einen dieser Stempel auf dem Satz der neuen Führerbriefmarken zu haben. Eine Bewohnerin der Reichshauptstadt hatte es sich jedoch in den Kopf gesetzt, ihren Block der Führerbriefmarken mit allen vier Stempeln versehen zu lassen, um damit in den Besitz einer ungewöhnlichen philatelistischen Seltenheit zu gelangen. Aber wie, war die Frage! Und dann kam die rettende Idee — das Flugzeug. Also startete die Berlinerin am 20. April morgens um 7.10 Uhr in Tempelhof, nachdem sie sich vorher von einem Nachtpostamt der Reichshauptstadt die linke obere Marke des Blocks hatte abstempeln lassen. Nach kaum zweistündigem Flug landete sie kurz vor 9 Uhr in Nürnberg und schon trug nun die rechte obere Marke den Poststempel der Stadt der Reichsparteitage. Um die Mittagsstunde ging es mit der flugplanmäßigen Maschine nach München weiter. Gegen 4 Uhr nachmittags war der Stempel der Hauptstadt der Bewegung auf die linke untere Marke gesetzt. Nun kam der zwar kürzeste, aber schwierigste Teil der seltsamen Flugzeugjagd, die Strecke von München bis Berchtesgaden, die mit dem D-Zug zurückgelegt werden mußte. Knapp eine Viertelstunde bevor die Postämter in Berchtesgaden schlossen, kam die tapfere Briefmarkensammlerin in Berchtesgaden an, und ihre Freude kannte keine Grenzen als dann auch das rechte untere Wertzeichen der vierte Stempel zierte. Für das Markenbild, das die Datumstempel eines einzigen Tages von vier verschiedenen, weit auseinanderliegenden deutschen Orten prägt, sind der Besitzerin nun aus Philatelistenkreisen schon hohe Beträge geboten worden.

*

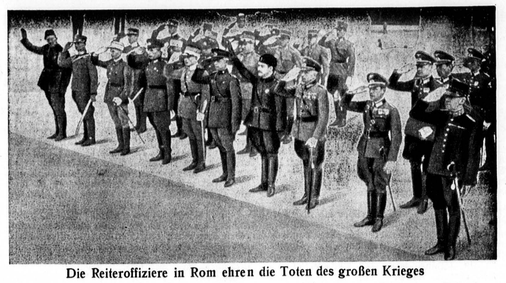
Ein ungewöhnliches Bild konnten dieser Tage die Bewohner Augsburgs gewahr werden. Auf dem Prinzregentenplatz, mitten im Häusermeer, lag die Hülle eines riesigen Freiballons, gewiß ein seltsamer Gast in den Straßenzügen einer Großstadt. Nach und nach wurde der Ballon größer und größer, erhielt er doch durch ein besonderes Rohrnetz seine Gasfüllung. Um nun die Windrichtung genau bestimmen zu können, mußte kurz vor dem Start ein Kinderluftballon für seinen großen Bruder „Schrittmacherdienste" leisten. Unter dem Staunen und Jubel der zahlreich zusammengeströmten Zuschauermenge erhob sich dann der Freiballon mitten aus der Stadt heraus in die Lüfte. Bekanntlich ist ja Augsburg eine Hochburg der Ballonfliegerei. Dieser ungewöhnliche Start wurde deshalb gewählt, weil dabei der Freiballon „Augusta IV" seine hundertste Fahrt unternahm. Dieses seltene Jubiläum sollte auf besondere Weise begangen werden — und das ist den Augsburgern offensichtlich auch geglückt.

*

Vor 70 Jahren wurde die deutsche und die europäische Oeffentlichkeit durch die Luxemburger Frage schwer beunruhigt. Napoleon wünschte zum Ausgleich für die Erwerbungen, die Preußen 1866 gemacht hatte, das Großherzogtum für sich zu gewinnen, und beinahe wäre es darüber zum Kriege zwischen Preußen und Frankreich gekommen. Die Behandlung der Frage durch Bismarck war ein diplomatisches Meisterstück, dem in der Darstellung des Univ.-Prof. Dr. Gustav Rolff im Maiheft von Velhagen und Klasings Monatsheften nachzugehen einen hohen Genuß bereitet. Einen beinahe humoristischen Anstrich hat, wie sich Bismarck dem Drängen des französischen Botschafters Benedetti durch gelegentliche Hinweise auf sein schlechtes Befinden entzieht, und wie dieser ärgerlich nach Hause schreibt: „Seine Krankheit hindert ihn nicht, bei Schnee und Regen auf die Jagd zu gehen, den Verfassungsberatungen vorzusitzen, in den Kammern zu sprechen, Diners zu geben, an der königlichen Tafel zu erscheinen und da eine gute Figur zu machen; sie hindert ihn einzig daran, die Mitglieder des diplomatischen Korps zu empfangen." Bismarck empfand die Benedettische Betriebsamkeit als zudringlich und rücksichtslos und sah darin eine charakteristische Eigentümlichkeit der französischen Diplomatie. „Ich bin geneigt", schrieb er, „einen großen Teil der Schuld an seinem Auftreten dem allgemeinen Charakter der französischen Diplomatie, in Verbindung mit der unbewußten Wirkung seiner persönlichen Lebhaftigkeit zuzuschreiben. Die in bezug auf gute Erziehung und Höflichkeit wenig vorteilhafte Veränderung, welche in dem geselligen Verkehr der Franzosen überhaupt in der letzten Generation im Vergleich zu ihren Vorfahren eingetreten ist hat ihren Einfluß auch auf den diplomatischen Verkehr geäußert. Dazu mögen noch Traditionen und Gewohnheiten des ersten Kaisertums kommen, unter deren Einfluß selbst Talleyrand stand, dessen diplomatisches Auftreten keineswegs immer ein taktvolles war. Es hat sich in der französischen Diplomatie ein schulmeisterlicher überlegener Ton gebildet, der am allerwenigsten gegenwärtig auf dem festen Terrain angebracht ist." Wie wenig, sollte Benedetti ein paar Jahre später auf der Brunnenpromenade zu Ems noch einmal und besonders nachdrücklich erfahren.

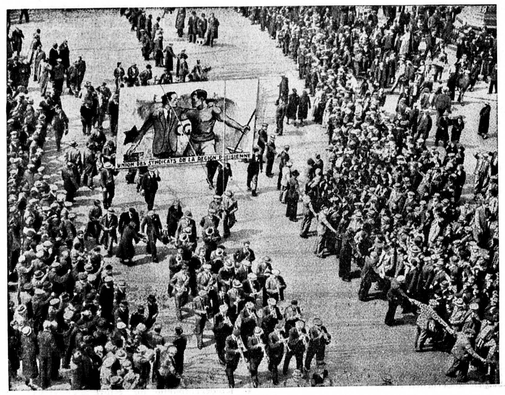
Der Führer auf Burg Vogelsang

Die Tagung der Kreisleiter der NSDAP. auf der Ordensburg Vogelsang erreichte mit der Anwesenheit des Führers ihren Höhepunkt. — Der Führer trifft mit Begleitung auf Burg Vogelsang ein. (Weltb. K.)



Die Reiteroffiziere in Rom ehren die Toten des großen Krieges

Es hat sich als schöne Sitte eingebürgert, daß bei den großen internationalen Reitturnieren die teilnehmenden Militärmannschaften gemeinsam der Toten des Weltkrieges gedenken. Auch beim großen Internationalen Reitturnier in Rom, bei dem die deutschen Reiter bis jetzt so erfolgreich abschnitten, legten die Vertreter der teilnehmenden Nationen einen Kranz nieder. (Scherl Bilderdienst, K.)

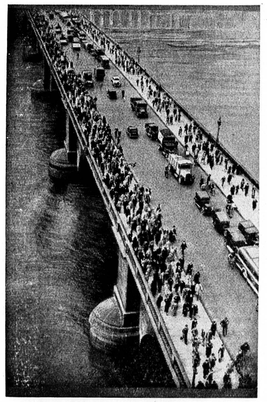


Auch so kann man den 1. Mai „feiern"

Während das deutsche Volk in einmütiger Freude seinen nationalen Feiertag beging, stand der 1. Mai in Paris unter dem Zeichen von Sichel und Hammer. Mit erhobener Faust durchzog man die Straßen und predigte wie stets Klassenkampf. (Pressephoto, K.)

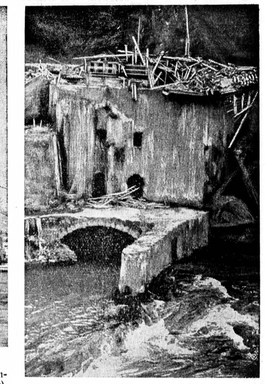
Der Siegeszug der deutschen Fußball-Elf

wurde auch in Zürich nicht unterbrochen. Obwohl die Schweizer Mannschaft ebenso wie Deutschland zuvor Belgien bezwungen hatte, konnte auch dieser kampfstarke Gegner geschlagen werden. Vor 33 000 Zuschauern gewann Deutschland das Spiel, das im Zeichen eines harten Kampfes stand, mit 1:0. Jakob und Goldbrunner bei der Abwehr. Im Ausschnitt der Läufer Kitzinger, der das deutsche Tor schoß. (Schirner, K.)



Kriegsschiffe besuchen Swinemünde

Am nationalen Feiertag des deutschen Volkes stand die Marinestadt Swinemünde im Zeichen des Flottenbesuches, bei dem die Panzerschiffe „Admiral Scheer" (im Vordergrund) und „Deutschland" (dahinter), sowie der Kreuzer „Karlsruhe" neben anderen Fahrzeugen der Aufklärungsstreitkräfte im Hafen versammelt waren. (Scherl Bilderdienst, K.)

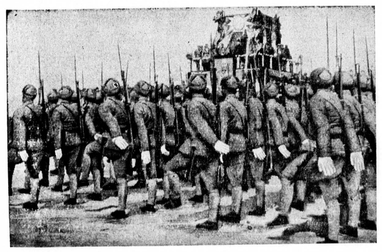


Nach der Eroberung Eibars

Eines der ersten in Deutschland eingetroffenen Bilder von dem glänzenden Vormarsch der nationalen Truppen des Generals Mola an der Bilbao-Front: Oestlich von Eibar, am Knotenpunkt der Eisenbahnlinien San-Sebastian—Bilbao und San-Sebastian—Vitoria—Zamaraga, haben die Bolschewisten vor ihrer Flucht eine große Eisenbahnbrücke, die über den Deva-Fluß führt, sowie ein Elektrizitätswerk gesprengt. (Weltbild, K.)

Die Londoner müssen zu Fuß gehen

Das Fahrpersonal der Londoner Autobus-Gesellschaft ist wegen Lohnforderungen in den Streik getreten, der sich in der englischen Hauptstadt für die Millionen schaffender Menschen sehr unangenehm auswirkt. Bekanntlich bewältigen in der Londoner Innenstadt allein die Autobusse den Verkehr. Straßenbahnen fahren nur in den äußeren Bezirken. So sah es auf der London-Bridge aus: ein unabsehbarer Zug von Fußgängern bewegte sich über die Brücke. (Scherl Bilderdienst, K.)



Das ging noch einmal gut

Bei dem Rennen um den Krönungspreis in London gelang diese Aufnahme. Esson-Scott auf Scott-Bugatti raste durch eine Sandbarriere in eine Gruppe von Bildberichterstattern hinein. Es kam jedoch niemand zu Schaden, und auch der Fahrer überstand glücklich den Unfall. (Pressephoto, K.)

Chinesische Ehrung für gefallene Soldaten

Für die bei einem Gefecht in der Provinz Suiyan gefallenen chinesischen Soldaten fand kürzlich eine große militärische Feier statt, bei der die Truppen vor hohen chinesischen Würdenträgern vorbeimarschierten. (Scherl Bilderd., K.)

Ernst Kreuder:

Eine Mutter kommt auf Besuch

Eines Tages kommt eine Karte mit den lieben, altmodischen Schriftzügen, mit Schlingen, Bogen und Schnörkeln, eine Mädchenschrift aus den vergangenen neunziger Jahren. „Meine Lieben! Vielen Dank für eure lieben Zeilen, sie haben mich sehr erfreut. Gott sei Dank geht es mir wieder besser und hoffe ich, daß ich nächsten Samstag die Reise zu euch in den Odenwald antreten kann."

Meine Frau, deren Eltern nicht mehr leben, freut sich fast noch mehr darüber als ich. Aber nun werde ich erst noch einiges durchmachen müssen, bis die Mutter am Samstagnachmittag glücklich hier angekommen ist. Vorerst muß ich mal wieder erzählen, was sie alles gern ißt. Dann wird der Küchenzettel gemacht, obwohl ich weiß, daß sie wieder eine Menge Sachen mitbringen wird. Mit dem Verteilen des Brautschatzes werden wir deshalb bis ganz zuletzt warten. Außerdem ist es ja immer so: wenn plötzlich Besuch kommt, ist die Wirtschaftskasse da angelangt, wo sie am weitesten widerstandsfähig ist.

Ich weiß nicht, woran es liegt, daß ich heute, es ist erst Donnerstag, schon ein Gefühl wie vor Ferien habe. Ein Gefühl wie vor Festtagen, und noch ganz anders. Und sie ist schon über sechzig.

Am nächsten Morgen muß ich in meinem Arbeitszimmer frühstücken. Denn das ganze Wohnzimmer liegt bereits draußen auf dem Gang. Unser Mädchen ist früher als sonst gekommen, ich sehe nur noch zwei weibliche Gestalten mit weißen Kopftüchern und weißen Schürzen abwesenden Blicks umhergehen. Mit der Stille, mit dem Frieden, mit der ganzen Behaglichkeit des Landlebens ist es mit einem Male aus. Habe ich hier gewohnt? Ich winde mich zwischen Matratzenrollen, Scheuerbürsten, langen Besen, aufgestapelten Stühlen und gerollten Teppichen hindurch, um die Zeitung aus dem Briefkasten im Hof zu holen. Als ich zurückkomme, steht die Schlacht bereits in meinem Arbeitszimmer. Jetzt ist nichts mehr da, wohin ich meinen Fuß noch setzen könnte. Jetzt ist jener Zustand gekommen, wo man plötzlich mit völlig blutleerem Gesicht einen verlumpten Koffer vom Schrank reißt und blindlings packt. Aber da man einen bescheidenen philosophischen Zug besitzt, nimmt man nicht den nächsten Zug, packt man nicht und sagt höchstens, vielleicht etwas belegt: „Ich geh mir ein paar Zigaretten holen." Jedes weitere Wort wäre eine Brandfackel in den Pulverturm.

„Um eins wird gegessen!" Wird man noch, dann geht man den Feldweg zwischen den grünen Wiesen hinunter, über den Bach zum „Felsenkeller", dessen Wirt O'Reilly heißt und der aus Saarbrücken stammt. Auch solche Dinge gehen vorüber.

Am nächsten Tage sieht das Wohnzimmer wieder im Wohnzimmer, alle übrigen Zimmer sind ebenfalls zurückgekehrt, es ist alles wie früher, nur sonntäglicher, und man geht vorsichtig über die gewachsten Böden. Aber es ist noch etwas anderes da, in der Luft, hinter den Türen: die Erwartung. In der Küche wird noch eifrig gebacken.

Nach dem betont spartanischen Essen, Linsengericht, fahre ich ins Dorf, um noch einiges zu besorgen. Jetzt wird es langsam ernst. Mit der Tram um Viertel nach drei wird die so unendlich Erwartete endlich ankommen. — Die Tram taucht in der Straßenflucht auf, klein, gelb, es ist eine Ueberlandtram, mein Rad lehnt an der Mauer, dann bremst sie plötzlich neben mir und hält. Ich sehe einer kleinen, verängstigt lächelnden Frau die Hand und helfe ihr beim Aussteigen. Sie trägt einen Klemmer ohne Rand, mit einem dünnen, vergoldeten Kettchen, das immerzu schwingt.

„Guten Tag, liebe Mutter, jetzt bist du endlich da, war es sehr anstrengend?" Wie durch Zauberei bin ich mit einem Male aller Last ledig und froh wie als Junge an meinem Geburtstag. Die Gute, die Liebe, jetzt ist sie endlich da. Und der schwere Koffer, den ich ihr ebnehme und aufs Rad stelle, ist so verheißungsvoll. Es ist kein richtiger Koffer, wir sagen nur so.

Ich hörte einmal in jungen Jahren, mit heißen Wangen und ernster Miene bei Professor G. in Frankfurt Philosophie. Er begann die erste Vorlesung im Semester jeweils mit folgenden Worten: „Meine Damen und Herren! Was ist Philosophie? Philosophie ist das Streben nach letzter Klarheit!" Er hatte riesgehäufte Hosen an, trug auf dem Weg zur Universität eine Ballonmütze und eine Handtasche, wie sie die Fußballspieler Sonntags tragen, und wie sie jetzt auf dem Gepäckträger meines Rades liegt.

Zuerst sind wir beide etwas verlegen, und so stellt man lauter unwichtige und sinnlose Fragen. Wieviel Weihnachtsgänse Frau Jink dieses Jahr aufziehen wird, und ob es heute morgen auch zu Hause geregnet hat? Dann kommen die Neuigkeiten. Frau Zimmermann ist gestorben, und sie war noch gar nicht so alt. „Apfelsaft hab du nicht wieder so viel mitgebracht", sage ich, „das sollst du doch nicht." Dabei bin ich voll eitler Hoffnungen.

„Nein, gar nichts", antwortet sie lächelnd, „du hast ja geschrieben, ich soll diesmal nichts mitbringen. Geh bitte nicht so schnell, du weißt, ich bin keine zwanzig mehr."

Am liebsten ginge ich jetzt gar nicht mit ihr nach Hause. Ich müßte auch kein Nachtzeug haben. Sondern in einer stillen Seitengasse stünde ein neuer, blauer geschlossener Wagen. Und ich würde mit ihr hineingehen und die Wagenuhr sitzen und sagen: „Steig ein, liebe Mutter, wo soll die Reise hingehen? Was kennst du noch nicht? München, Weimar, Dresden, oder zum blauen Tegernsee?" Denn sie hat von allem noch nichts gesehen. Sie hat in ihrem arbeitsreichen Leben nicht viel gesehen . . . Aber ich glaube sie würde doch lieber mit mir nach Hause gehen. Diese kleine Reise von drei Stunden ist jetzt schon eine große Reise für sie. Und sie ist auch etwas müde.

Natürlich muß gerade in dem Augenblick, wo wir endlich da sind, die Haustrau fort sein. Was ist das für eine Begrüßung? Später erscheint sie, freudestrahlend, mit frischen Blumen aus dem Garten. Der Kaffeetisch ist gedeckt und mit Blumen geschmückt, es ist wie am Geburtstag, festlich. Selbst im Kuchen steckt ein kleiner Strauß.

Nun sitzt die Mutter endlich. Sie muß sich auf der Kautsch erst ein wenig ausruhen, dann reden drei Leute eine Zeitlang ununterbrochen und so lebhaft, daß das ganze Zimmer summt. Die geheimnisvolle Handtasche steht neben dem niedrigen Kautschtischchen. Noch ist es nicht so weit . . .

Dann setzt sich die Mutter wieder auf, nimmt die Gläser mit dem vergoldeten Kettchen ab und sagt, daß sie jetzt mal auspacken wolle. Sie hätte uns doch eine „Kleinigkeit" mitgebracht. Die Spannung ist aufs höchste gestiegen. Bevor sie aber die verdächtige Handtasche öffnet, sage ich: „Halt! Das muß gefeiert werden." Und dann stelle ich drei Gläser auf das Tischchen und öffne die Flasche „Feiner Alter Malaga. Gold", denn den trinkt sie am liebsten.

Was nun kommt, ist eigentlich etwas für Kinder. Aber die sind wir ingwischen wieder vor der Mutter geworden. Ich fülle die Gläser: „Erst ein Willkommenschluck! Prost, liebe Mutter!"

„Prost ihr Kinder!" sagt die Mutter und ist ganz rot vor Aufregung und Freude. Und wir sind es wohl auch.

Dann wird ausgepackt. Eine Schachtel Pralinen kommt zum Vorschein, und ein Freudenschrei meiner Frau ertönt. Dann fünf Schachteln Zigaretten und zehn Zigarren! Da ich das Zeremoniell liebe, trinken wir darauf alle einen Schluck Malaga. Dann kommen wunderbare und so „nützliche" Sachen. Eine ganze große Hauswurst! Eine Dose Gänseleber! Zwei große Dosen Oelsardinen. Jedesmal wird ein Schluck getrunken. Briefkäfe, das Beste vom Besten. Ein halbes Pfund feinster Kaffee. Dann ist eine Pause. Stürmische Dankrufe.

„Das ist aber wirklich zuviel. Mutsch!"

„Das hättest du wirklich nicht tun sollen!"

„Jetzt wollen wir aber Kaffee trinken!"

„Ich glaube", sagt sie vergnügt, „da liegt noch was ganz unten drin."

Und nun kommt etwas ganz Schweres zum Vorschein, das sich kühl und weich anfühlt. Wir reißen die Hüllen auf. Es sind zwei zarte, junge Hähnchen!

„Du wolltest doch immer mal ein Hähnchen ganz allein essen", sagt sie vergnügt zu mir, von den Kissen meiner Frau unterbrochen.

„Prost! Das ist ja das reinste Weihnachtsfest!"

Und zum Schluß zieht sie noch eine kleine Flasche Kognak heraus. Dreifstern. „Rum Verdauen nach den Hähnchen."

Ich weiß nicht, wer von uns dreien sich am meisten freut. Und so schenken kann nur eine Mutter, denn sie kennt die kleinsten Wünsche. Aber ich weiß auch, daß sie lange dafür gespart hat . . .

Nun wird aber Kaffee getrunken. Wir befinden uns alle in einem eigenartigen Taumel, Freudentaumel, vergessen ist alle Bitterkeit, alles Schwere, was die Jahre brachten, was sie immer wieder bringen werden. Die Sorge ums tägliche Brot, die Sehnsucht nach Reisen, nach einem eigenen, kleinen Häuschen am Fluß mit einem großen Garten und alten Bäumen, die Zukunft ist jetzt nur noch wie ein großer, goldgelber Kuchen mit einem Blumenstrauß darin, denn die Mutter ist auf Besuch gekommen.

Liebe, gute Mutter, ich weiß, daß dir diese ganze freudige Aufregung gar nicht so gut bekommt, und daß du auch deine Baldrian-tropfen für die Nacht mitgebracht hast. Aber bis dahin werden wir noch manches Glas Malaga trinken, und auch den Dreistern probieren.

Ich weiß, daß du schon sechzig bist und noch sehr rüstig, aber wir beide sind erst in den Dreißig, und bis wir erst so weit sind, dann werden wir wohl einmal nicht mehr wie Kinder vor deiner Handtasche sitzen, sondern nur noch davon erzählen können, wie von der guten, alten Zeit, als du einst auf Besuch zu uns kamst . . .

Das Kußverbot / Von Ralf Urban

Der Gutshof hatte Einquartierung. Der Regimentsstab und die Offiziere des ersten Bataillons waren im Herrenhaus zu Gast. Bald nach der Uebernahme des Quartiers ließ der Oberst seine Offiziere rufen.

„Meine Herren" richtete er seine Ansprache besonders an die Subalternen, „Meine Herren, ein sehr ernstes Wort! Unser liebenswürdiger Gastgeber, Herr Rudow, hat vier Töchter, junge Damen — und hm — hübsche Damen."

Alte Damen, fuhr der Gewaltige fort. „Und ich nehme von Ihnen an, meine Herren, daß Sie den Mädels nicht den Kopf verdrehen. Ich habe der besorgten Mutter und Hausfrau dafür bürgen müssen, daß keine Dummheiten geschehen werden. Ich verlange von Ihnen natürlich nicht, daß Sie sich Schenklappen umbinden, Sie verstehen mich schon. Sollte ich aber erfahren, daß jemand eine leichtfertige Liebelei einzuleiten versucht, dann gibt es ein Donnerwetter, wie Sie es noch nicht erlebt haben! Also Kußverbot, verstanden?"

Man hatte schon manches Donnerwetter erlebt, und die unterbrochenen Offiziere waren sich darüber vollkommen klar, daß jene jungen Damen wie Eisjungfrauen zu behandeln seien.

Am Abend waren die Offiziere als Gäste an die gemeinschaftliche Tafel geladen. Der Oberleutnant und Leutnants wurde die Befolgung der Verhaltungsmaßregeln nicht leicht gemacht, denn die hildhübschen Töchter saßen laut Tafelordnung in vier gleiche Teile aufgeteilt zwischen der militärischen Jugend.

Während des Essens sprach man vom Wetter und von der Landwirtschaft, nach dem Essen von der Landwirtschaft und vom Wetter. Der gute Wein löste zwar etwas die Zungen, aber die Unterhaltung begann dennoch langsam einzufrieren.

Die vier Grazien wechselten untereinander Blicke.

„Lieben gnädiges Fräulein Ibsen?" begann der verzweifelte Leutnant Neuhaus mit seiner Nachbarin ein neues Tischgespräch.

„Wolser ist mir lieber", entgegnete Fräulein Grete, „besonders wenn man mit einem so scheidhosen und tollen Partner tanzt!"

Der Leutnant biß sich auf die Lippen. Eine geistesblitzende Antwort wurde ihm erspart, denn eben hob die Hausfrau die Tafel auf.

Endlich kam Stimmung in die Bude. Das Grammophon wurde angedreht, die Jugend tanzte und tanzte auf. Der Oberst saß mit seinen Gastgebern in einer gemütlichen Ecke des Rauchzimmers und ging mit Herrn Rudow die Jahrgänge von 1914 bis ins vorige Jahrhundert zurück durch. Bis ins vorige war nämlich der Stolz des Gutsbesitzers.

Die Jugend hatte sich inzwischen heißgetanzt. Vier Leutnants und die vier Töchter des Hauses gingen Luft schnappen. Sie marschierten erst vereint, im Garten aber trennten sie sich paarweise. Sie spielten Verstecken, doch keiner suchte.

Leutnant Neuhaus wandelte mit seiner Dame über den hellen Kiesweg des Blumengartens, der Mond blickte melancholisch vom Himmel. Der Leutnant seufzte schwer.

„Sentimental?" erkundigte sich Fräulein Grete.

„Ja, sehr!"

„Und darf ich den Grund wissen?"

„Eigentlich Dienstgeheimnis," sagte der Leutnant und blieb stehen. „Aber wenn ich es Ihnen nicht verrate, dann halten Sie mich für einen Esel. Wir hier im Quartier haben nämlich Kußverbot!"

„Kußverbot?"

„Ja, Kußverbot. Und wer es übertritt, der wird eingesperrt, bis ihm die Schwarten krachen. Der Alte kennt da keinen Spaß!"

„Ach, wie romantisch," meinte Grete. „Ich habe einmal einen Roman gelesen, in dem ein Ganzer die Tochter des Königs küßte, obwohl er wußte, daß ihn dafür der Kopf abgeschlagen würde. Wie schön muß es gewesen sein, damals zu leben!"

„Es ist auch heute noch schön zu leben," sagte der Leutnant, sog das Mädchen an sich und küßte es. Sie wurden im Himmel. —

Da fuhr doch der Teufel dreinfahren." ertönte eine rauhe Stimme von oben herab. Das Pärchen löste sich blitzartig in zwei Einzelwesen auf, die wie die Hasen einen Haken schlugen und um die Ecke des Herrenhauses sausten.

„Das war der Alte," stellte der Leutnant fest, sobald sie sich unter Bäumen entsprechend getarnt hatten. „Gerechter Strohsack, da wird es etwas absetzen!"

Es war tatsächlich der Oberst gewesen, der sich ein wenig auf die Terrasse begeben hatte, um die Kostproben von den Jahrgängen 1890 bis 1914 austrinken zu lassen.

Man fand sich wieder in den Gasträumen zusammen. Die vier Töchter des Hauses, drei ahnungslose Leutnants und ein seelisch leidender. Der letztgenannte schielte ein paarmal nach dem Oberst hinüber, der aber das unheimlich nicht, daß sie sich Schenklappen umbinden. Sie verstehen mich schon. Sollte ich aber erfahren, daß jemand eine leichtfertige Liebelei einzuleiten versucht, dann gibt es ein Donnerwetter, wie Sie es noch nicht erlebt haben! Also Kußverbot, verstanden?"

„Augenblick", sagte der Oberst, „ich habe noch mit einigen von den Herren eine dienstliche Angelegenheit zu besprechen —" und er nannte die Namen der vier Leutnants.

Fünf Minuten später meldeten sich die vier Offiziere im Zimmer des Vorgesetzten. Der Oberst spreizte die Beine, stemmte die Hände in die Hüften, nickte vielsagend mit dem Kopf und sah einen nach dem andern der Leutnants scharf an, bis ihnen ganz schwül wurde.

„Es ist ein Skandal!" brach endlich das Ungewitter los. „Befindet sich da einer unter Ihnen, der meine Befehle nicht zu kapieren scheint und außerdem merkwürdige Ansichten über den Umgang mit ehrbaren, jungen Damen haben dürfte. Ich konnte mit eigenen Augen sehen, wie trotz meines Verbotes einer von Ihnen eines der Mädchen im Garten küßte. Ich weiß genau, wer der Betreffende gewesen ist, ich nehme aber immerhin an, daß er auch meinen Ehrenmann genug ist, um die Sache vom Kavalierstandpunkt zu regeln. Der Leutnant, der heute nacht im Garten seine Dame geküßt hat, wird morgen nach dem Dienst bei Herrn Rudow um ihre Hand anhalten und mir hierauf davon Meldung erstatten. Danke!"

Die vier Offiziere klappten die Hacken zusammen und verließen schleunigst das Zimmer. Sie sprachen über die Angelegenheit auch untereinander kein Wort und gingen gesenkten Hauptes in ihre Quartiere.

Am nächsten Nachmittag bald nach dem Dienst ließ Frau Rudow den Oberst zu sich bitten. Als er bei ihr eintrat, kam sie ihm mit feuchten Augen entgegen und drückte ihm warm die Hände.

Ringelreihen im Frühling (Weltbild)

Spiel des Schicksals

ROMAN VON JUSTUS EHRHARDT

7. Fortsetzung

Eine Stunde von hier entfernt tanzten sie jetzt vielleicht wieder, und die Menschen freuten sich in ihrer Sorglosigkeit, und keiner von allen fand den Weg zu Martin Rönnebeck. Es gab wirklich keine Hilfe für ihn, weil er keine Hilfe wollte, und weil er die Menschen haßte.

Das Feuer im Herd wuchs mit jedem Herzschlag, es füllte den Raum, drang in das Herz hinein und verbrannte zuletzt alle Gedanken. Gerieten nicht alle Gegenstände langsam in gleitende Bewegung? Der Mann bewegte sich mit beiden Schultern fast bis zur Decke, und alles verbrannte in dieser erbarmungslosen Glut.

Zuletzt war die Hitze nicht mehr zu ertragen. Ina riß die Sportjacke herunter und stand wieder in den blauen Schihosen und dicken grauen Wollsocken in der Glut. In diesem Augenblick wandte sich Martin endlich wieder um. Er wollte ein scherzendes Wort über den verkochten Tee und über sein Ungeschick sagen. Wo waren denn seine Gedanken, als das Teewasser dunkelbraun und fast schwarz wurde? Ein schlanker Schatten, so stand Ina regungslos und ergriffen vor dem Kerzenlicht. Er sah wieder die weiche, zarte Linie, die über den braunen Hals glitt, die schmalen, zuckenden Schultern entlang über die Hüfte.

„Sie haben ein großes Werk vollbracht!" Ina kam ganz dicht an ihn heran. Ihre Augen sahen ihn dunkel und schwimmend an, und ihr Herz dröhnte: warum habe ich ihn nicht schon früher die Wahrheit gesagt? Ich heiße Ina, und ich gehöre zu dir mit allem, was ich bin. Du sollst nie wieder entkünscht werden, nie wieder. So wahr ich lebe, und so wahr ich nie wieder von dir lassen kann!

Aber das Erlebnis der Stunde war zu gewaltig, als daß es sich in große Worte bringen ließ.

Martin machte eine verlegene und um Entschuldigung bittende Bewegung: „Der Tee ist leider verkocht. Ist Ihnen das auch schon passiert?"

„Ja, ja, ja!" schrie Ina befreit und glücklich. „Ich habe sogar schon Wasser anbrennen lassen und Salat mit Seife gemischen!"

Die erdrückende, lähmende Wucht löste sich in Scherzen und Gelächter über Ferkel, die in Erde gewickelt und über dem Feuer gebraten wurden, von Schlangen, die eine köstliche Mahlzeit abgeben, von zähem Papageienfleisch und Vogeleiern, die angebrütet waren und dann ungenießbar blieben, auch man schon tagelang gehungert hatte.

Ina berichtete von Erlebnissen im Schnee. Wie sie ihren ersten ahnungslosen Sprung auf Schiern über eine Schanze machen wollte und zum Glück vorher in die Zuschauermenge strudelte. Einer nahm den anderen das Herzklopfen. Sie lachen sich an und lachten. Ina schüttete noch mehr Rum in das an sich schon starke Getränk. „Wir werden noch betrunken!" warnte Martin.

„Ich bin es schon. Sehen Sie das denn nicht?" strahlte Ina. Alle Schwere löste sich von ihr. War so das Glück?

Martin Rönnebeck sah sie an. Da saß eine andere auf der Pritsche mit hellen glücklichen Augen und von Grund auf verändert.

„Ihre Stimme", gab Martin einmal seiner Verwunderung Ausdruck, „Ihre Stimme ist so anders geworden!"

„Nur die Stimme?" lachte Ina. „Zee mit Rum und Kreide und rohe Eier, davon wird die Stimme wieder hoch und sicher. Eine Opernsängerin hat mir das Rezept verraten."

„Nicht nur die Stimme. Sie sind überhaupt ganz anders geworden!"

„Sie, Sie, Sie sind ganz anders geworden. Ihre Augen, Ihr Mund. Ich wußte gar nicht, daß Sie überhaupt lachen können."

Martin ließ sie nicht mehr los. Seine Augen glitten unruhig über sie hin, fragend und verwundert, bis Ina rot anlief und vor Verlegenheit nicht mehr aus und ein wußte. Jetzt war es Zeit, sich ihm mit einem Scherzwort zu offenbaren. Warum kam ihr das Wort nicht über die Lippen. Sie tauchte aus den geräumigen Taschen der Windjacke den Kuchen heraus und Zigaretten, bis endlich ihre Verlegenheit und Verwirrung wieder abfiel.

Sie sprachen über den Schnee und über die Menschen im Sporthotel. Burre, der Bobkapitän, mußte herhalten und manchmal auch Asper. Jasper hatte eine Liebeserklärung machen wollen und sich so unter Alkohol gesetzt, daß er nicht mehr sprechen konnte.

„Wem hat er eine Liebeserklärung machen wollen?" forschte Martin und tippte mit dem Finger nach verstreuten Krümeln.

Ina fühlte, wie sie schon wieder rot anlief. Ihre Sicherheit fiel immer mehr ab. Vielleicht errötete sie noch, wenn Rönnebeck sie nur ansah. „Ach, da sind so junge Mädchen im Sporthotel. Natürlich sind da junge Mädchen, und das ist nun einmal so in der Welt . . ."

„Das mit den Liebeserklärungen?"

„Nein, mit den jungen Mädchen."

„Haben Sie auch Erfahrungen gemacht?"

„Nicht gerade erwähnenswerte. Aber Sie vielleicht."

Martin wollte lächeln. Es war ja ein Scherz. Jeder Mensch machte doch seine Erfahrungen. Ina sah, wie er zusammenzuckte, und sie bereute ihre Worte. Sie wollte nicht antpielen. Aber Martin fiel immer mehr in sich zusammen. Sein Mund wurde ganz schmal und blaß.

„Es lohnt sich nicht, darüber zu reden!" versuchte er sich noch einmal aus der Umklammerung zu lösen. Fremd und tonlos klang seine Stimme. „Es lohnt sich nicht, nein . . ." schüttelte er den Kopf.

Ina wollte helfen. „Sie müßten wieder einmal unter vielen Menschen sein. Einfach dasein. Niemand kennt sie. Sie hören Stimmen und vielleicht Musik, und wenn es Ihnen nicht gefällt, können Sie heimlich und unerkannt wieder gehen. Ganz harmlos und ohne Gewicht brachte Ina das heraus. Auf andere Gedanken bringen, langsam aus der immer wiederkehrenden Umklammerung lösen. Es mußte doch einen Weg geben, ihm zu helfen.

„Nach jeder großen Arbeit muß man einmal ganz ausspannen. Ich weiß es ja von mir selber . . ."

„Große Arbeit!" Martin lachte spöttisch auf. „Große Arbeit hat nur Rusch geleistet, deshalb ist er auch tot. Alles andere war nur Beiwerk."

„Sie werden Rusch ein Denkmal setzen!" Ina zeigte mit der ausgestreckten Hand auf die eng beschriebenen Blätter und Bogen. „Die Menschen werden sich vor seiner Leistung verbeugen, und man wird Ihnen danken."

„Die Menschen werden . . ." Martin unterbrach sich. Sein Gesicht glich jetzt einer höhnischen Grimasse. „Halten Sie wirklich etwas von den Menschen"? fragte er verächtlich.

„Es gibt solche und andere!" versuchte Ina vorsichtig zögernd wieder einzulenken. Das hier war der wunde Punkt. Mußte man aus Zufriedenheit und Flucht sich erklärten und von dem aus die Rettung unternommen werden mußte.

„Es gibt nur andere!" Drohend und zutiefst überzeugt warf Martin den Satz wie einen unantastbaren Wall vor sich hin. „Ich sehe keine Denkmäler. Auch Rusch braucht nicht die Anerkennung der Menschen. Sein Werk ist viel größer."

„Man wird Ihr Buch lesen und erst daraus die Größe der Arbeit Ruschs verstehen lernen." Ina sprach jetzt leise und werbend. Der Herzschlag ging schon wieder dröhnend durch. Wenn ich jetzt seine Hand halten oder ihn streicheln dürfte, würde sich vielleicht vieles lösen. Er lebt auf einem anderen Ufer, und wir verstehen uns nicht.

„Keiner kann den anderen ganz verstehen", nickte Martin, als habe er den letzten Gedanken verstanden. „Also können auch die Menschen nichts von Rusch verstehen. Was er gewesen ist, weiß ich nur allein und vielleicht noch Josi. Niemand wird das lesen. Doch . . ." verbesserte er sich rasch. „Sie dürfen es lesen. Vielleicht ist es nur für Sie geschrieben. Die Begegnung mit Ihnen war ein Wunder. Sie sind anders . . . Uebrigens, das Feuer läßt schon wieder nach." Er stand auf und hantierte an den eisernen Stangen, warf einen dicken Ast auf die Glut und blieb so stehen.

„Nicht nur die Stimme. Sie sind überhaupt ganz anders geworden!"

„Sie, Sie, Sie sind ganz anders geworden. Ihre Augen, Ihr Mund. Ich wußte gar nicht, daß Sie überhaupt lachen können."

Martin ließ sie nicht mehr los. Seine Augen glitten unruhig über sie hin, fragend und verwundert, bis Ina rot anlief und vor Verlegenheit nicht mehr aus und ein wußte. Jetzt war es Zeit, sich ihm mit einem Scherzwort zu offenbaren. Warum kam ihr das Wort nicht über die Lippen. Sie tauchte aus den geräumigen Taschen der Windjacke den Kuchen heraus und Zigaretten, bis endlich ihre Verlegenheit und Verwirrung wieder abfiel.

Sie sprachen über den Schnee und über die Menschen im Sporthotel. Burre, der Bobkapitän, mußte herhalten und manchmal auch Asper. Jasper hatte eine Liebeserklärung machen wollen und sich so unter Alkohol gesetzt, daß er nicht mehr sprechen konnte.

„Wem hat er eine Liebeserklärung machen wollen?" forschte Martin und tippte mit dem Finger nach verstreuten Krümeln.

Ina fühlte, wie sie schon wieder rot anlief. Ihre Sicherheit fiel immer mehr ab. Vielleicht errötete sie noch, wenn Rönnebeck sie zugleich starr und zielbewußt: es muß mir gelingen. Ich werde es schaffen, weil ich ihn liebe.

Vor seinem prüfenden, aufpackenden Blick zog sie sich die Windjacke an. Wenn er jetzt den Arm ausstreckte, gehörte sie ihm, grenzenlos im Verschenken und in helfender Liebe.

Aber er stand nur und konnte immer noch nicht lassen, was das Gefühl ihm sagte. Einmal taumelte er, aber er fing sich sofort wieder in einem tastenden, unsicheren Schritt.

Das Geheimnis war kein Geheimnis mehr. Das Wort aber trennte noch von der Erkenntnis und von dem Wissen. Nur ein Wort, ein einziges Wort, bettelte sie in Gedanken. Und Martin sah die biegsame, schlanke Gestalt vor sich, jede Regung des jungen Körpers schlug ihm entgegen. Kein Wort kam über seine Lippen. Er stapfte neben Ina her. So groß kann eine Winternacht sein, daß sie einem den Atem verschlägt und das Blut in raschen zuckenden Stößen durch die Adern treibt.

Da lag der Uebungshang weiß und schweigend. Oder bewegte sich dort neben den Tannen wieder ein Schatten? Ina horchte und wartete gespannt. Nicht jetzt noch entdeckt werden! Wenn der Schatten den fremden Mann in ihrer Begleitung entdeckte, war alles verloren. Nicht jetzt noch, fieberte sie: „Sie müssen umkehren. Vielleicht wartet man wieder auf mich. Mir war eben so, als hätte ich da drüben einen Schatten gesehen!" Besorgt und erregt tastete sie nach der Hand ihres Begleiters. In Sorge und Eile vergaß sie fast, den Handschuh abzustreifen. Ihre Hand hielt seine Hand, zitternd und voll heißer Wünsche.

Sie war schon dicht neben dem Waldrand fortgelitten, ehe er den Wunsch zu Ende denken konnte: die Wärme ihrer Hand, den Druck und den Strom, der durch sie ging, noch einmal zu erleben. Wie ein Schatten, unhörbar und nun auch schon unsichtbar, war sie verschwunden.

Wie aus Stein oder wie aus Eisblöcken gehauen lockte der Bau des Hotels auf der Kuppe. Wie ein starres und dann neugierig blinzelndes Auge fiel ein Lichtschein aus einem der vielen Fenster. Jemand wachte dort oben noch. Hundert Menschen oder viel mehr schliefen da oben. Morgen würden sie wieder miteinander sprechen und lachen. Sie würden sich freuen, vielleicht auch Sorgen haben. Aber sie lebten doch, und die Welt war voll lockender Geheimnisse für sie. Martin drehte sich mit einem Ruck um. Er ließ immer weiter den Weg zurück, den er gekommen war. Das stark blinzelnde Auge aus dem Fenster wurde lebendig und griff nach ihm.

*

„Kinder, wir können Feierabend machen. Es ist gut. Genug für heute!" Burre brannte sich seinen schwarzen Stumpen an, und sein Gesicht lachte dazu. „Wieder um zwei Sekunden besser. Bleibt so, dann geht die Sache in Ordnung!"

Auch Asper erhielt ein Lob. Er sei wieder der Alte, nickte ihm Burre anerkennend zu. Die Spannung der letzten enttäuschenden Tage lockerte sich allmählich. Asper biß vor jeder Kurve die Zähne zusammen und wurde eiskalt. Es gab keine Ina mehr und der Welt und keine Liebe. In die Kurve hinein. Rechts heraus, noch mehr. Aufpassen. Herrr wußte sich der Bob in den Hang hinein. Nicht hinein. Er murrte, aber er gehorchte, sprang an der spiegelglatten, schneetriebenden Wand in die Höhe. Das Murren und Donnern brach ab. Die Tannen hinter dem Wall beugten sich herunter, warfen sich in den Weg, bis in die Wipfel würde der Schlitten fliegen, da bog er sich in elegantem, spielerischem Schwung zur Seite und schoß mit verdoppelter Kraft in den Hohlweg über die Gerade. Zwei Sekunden gewonnen, drei, zwei, drei, das wechselte ab, aber die Steigerung blieb. Die Männer schwebten in der Kurve neben dem Schlitten. Genau so, wie es Burre haben wollte.

Die Münchener hatten einmal in der großen Kurve Pech. „Ja, unsere Mittelberge sind doch gar nicht so ohne," duckte Burre heraus, aufsordernd mit der Schulter. „Ihr habt den Sieg noch nicht in der Tasche. Wir natürlich auch nicht." wandte er sich sofort zu seinen Leuten um. „Nur keine allzu große Sicherheit auskommen lassen." — „Nein," sagte Jasper gehorsam, „nur keine allzu große Sicherheit. Gegen Ueberraschungen ist man nie gefeichert."

Fräulein Stenhus telephonierte, sagte der Kellner Franz. Sie telephonierte schon ziemlich lange, setzte er wichtig und blinzelnd hinterher. Jaspers Neugier wurde schon wieder wach. Mit wem sprach denn Ina schon wieder? Er tat noch einen Augenblick gleichgültig, angelte sich am Büfett eine Ansichtskarte, — an wen wollte er doch gleich schreiben? — und gondelte mit der Karte in der Hand wie zufällig in der Richtung der Telephonzelle.

Franz kam mit einem verspäteten Frühstück vorbei: „Sie werden es nicht glauben, Herr Schnack, aber Fräulein Stenhus hat heute morgen einen Rekord im Frühaufstehen aufgestellt: acht Uhr dreißig!" Und wollte rasch weitereilen. Aber Jasper kam ihm zuvor, er vertrat ihm einfach den Weg: „Das ist doch Quatsch. Um neun haben wir doch schon gefrühstückt. Ich hätte sie dann doch sehe müssen."

„Telephon!" bewegte Franz den Kopf vielsagend nach links und rechts. „Seit ihrem Erscheinen telephoniert sie fast ununterbrochen . . . Gewiß, mein Herr. Schon da!" Jemand rief nach dem Frühstück. Jasper trat zur Seite, er wedelte sich mit der Karte bis zur zweiten Telephonzelle. Ina trat heraus wie befreit, noch etwas abgelenkt und zerstreut.

„Morgen, Ina. Ausgeschlafen?" winkte Jasper und tat erstaunt.

„Morgen, Jasper. Ausgeschlafen? Schon lange. Ich bin genau acht Uhr dreißig hier unten eingetrudelt."

„Nanu?" forschte Jasper weiter. „So früh? Aerger gehabt?"

„Aber, aber . . . Ich meine es vollkommen ernst," log Jasper. „Wenn das Wetter vor Sonntag noch umschlägt . . ."

„Ist schlechtes Wetter gemeldet? Ist das Barometer gefallen? Na, also. Jasper, lassen Sie sich warnen. Mit Ihnen ist eine Veränderung erfolgt, die uns beiden unangenehm zu werden beginnt. Oder?"

Nein, Jasper konnte nicht widersprechen. Er wollte noch sagen: „Nicht nur mit mir. Mit Ihnen noch viel mehr . . . Ich halte es ja nicht mehr aus . . ." Aber er schwieg mit schmalen Lippen. Franz brachte den Filp, Sie hatten dicht am Fenster Platz genommen, wo man den Uebungshang überschen konnte. Jasper achtete nicht auf das fröhliche Gehrei da unten. Ein Skifurs mit seinem Lehrer wälzte sich in vorbildlicher Eintracht, Fehler in der Wende übend, im Schnee. Die Luft zitterte geradezu vor Lebensfreude und Ausgelassenheit. Der blaue Himmel ging noch höher über den Bergen. Die Welt war durchsichtig wie aus Glas, die Wälder schwarz und blau getönt, die Bergkuppen und Höhenzüge weiß mit dunklen Rändern, ganz in der Ferne das kleine Dörfchen wie Spielzeug verstreut und zugedeckt. Zwischen Himmel und Erde aber schwebte das Flimmern, das unendliche lockende Spiel von Duft und Nebel. Jasper sah zuletzt nur noch diese Ungewißheit. War nicht sein ganzes Leben wollte Sie denn schon so früh fernsprechen?" Jasper versuchte mit harmlächiger Gebärde durch die Telephonzelle zu blicken. Ina's Ausweichen machte ihn mißtrauisch. Hatte sie denn zu ihrem alten Freund kein Vertrauen mehr? suchte er seine Neugierde vor sich selber zu rechtfertigen.

„Ach, nur so, eine gute Bekannte . . . Ich wollte eine Bekannte sprechen, aber sie scheint nicht da zu sein . . ." Ina sah dabei durch die Scheiben. Nein, sie konnte nicht lügen. Lief sie nicht rot an wie ein Schulkind? Jasper stellte mit innerer Genugtuung fest, daß sein Interesse also doch gerechtfertigt war. Warum sagte sie nicht die Wahrheit, wenn die Sache harmlos war. Man brauchte Ina in den letzten Tagen ja nur anzusehen, auch ohne, daß sie abends heimlich in den Bad besser. Bleibt so, dann geht die Sache in Ordnung!"

Auch Jasper erhielt ein Lob. Er sei wieder der Alte, nickte ihm Burre anerkennend zu. Die Spannung der letzten enttäuschenden Tage lockerte sich allmählich. Jasper biß vor jeder Kurve die Zähne zusammen und wurde eiskalt. Es gab keine Ina mehr und der Welt und keine Liebe. In die Kurve hinein. Rechts heraus, noch mehr. Aufpassen. Herrr wußte sich der Bob in den Hang hinein. Nicht hinein. Er murrte, aber er gehorchte, sprang an der spiegelglatten, schneetriebenden Wand in die Höhe. Das Murren und Donnern brach ab. Die Tannen hinter dem Wall beugten sich herunter, warfen sich in den Weg, bis in die Wipfel würde der Schlitten fliegen, da bog er sich in elegantem, spielerischem Schwung zur Seite und schoß mit verdoppelter Kraft in den Hohlweg über die Gerade. Zwei Sekunden gewonnen, drei, zwei,

so zwischen Himmel und Erde, ungewiß und doch wieder lockend . . .

Franz stand neben dem Tisch: „Das Ferngespräch aus Leipzig für Fräulein Stenhus ist da!"

Leipzig. Reichsgericht, Universität, Konservatorium, Deutsche Bücherei, Völkerschlachtdenkmal, Messe, schaltete sich fast automatisch sein Gehirn ein, zuverlässig wie ein Lexikon. Warum sollte Ina in dieser großen Stadt nicht gute Bekannte haben? Hundert Möglichkeiten sprachen dafür. Eine riesengroße Neugier peinigte ihn. Konnte er nicht noch einmal unter einem Vorwand bis zur Telephonzelle vordringen? In der Nachbarzelle ein Gespräch anmelden, irgendwohin? Dann hörte er alles an, was Ina sprach, mit wem sie sprach.

Weil ihn die Neugier fast wie ein körperlicher Schmerz plagte, blieb er trotzig sitzen. So weit war es nun ja mit ihm doch noch nicht. Ein Jasper Schnack spionierte nicht. Der Sikurs am Hang konnte sich offenbar überhaupt nicht mehr beruhigen. So einmal aus Herzensgrund lachen war die beste Medizin. Jasper stand schon vor der langen Reihe von Schneeschuhen. Das dritte Paar von rechts gehörte ihm. Prima Hickoryholz, dunkel und schnittig. Knack, saß die Bindung fest.

Jasper sauste mit ausgebreiteten Armen mitten in den Kursus hinein. Beinahe hätte er eine junge Dame umgerissen, aber sie hielt ihn bereitwillig fest.

„Herr Schnickschnack, ich muß doch sehr bitten. Wir haben Unterricht. Ich muß Sie sonst mit Gewalt entfernen. Du bist hier nicht, da, wo du denkst!" tat der Sportlehrer sehr entrüstet. Alle freuten sich, daß Schnickschnack da war. Weil man nun einmal so im Lachen war, lachte man weiter. Jasper Schnack zeigte, wie man es nicht machen soll, und gleichdrauf, wie man es macht, wenn man es könnte. Es wurde eine sehr vergnügte Stunde. Jasper purzelte über vor Fröhlichkeit und riß alles mit sich fort. Auch den Lehrer, der gar nicht so sehr auf Neipekt und Ordnung bedacht war. Ein Lachtag mußte auch einmal sein . . . Jasper drehte sich in der Luft um seine eigene Achse. Ein junges Mädchen wollte es ihm nachmachen. Sie fiel nicht nur. Sie bildete zuletzt mit Skiern und Stöcken einen wirren Trümmerhaufen. Jasper lachte Tränen.

Und Ina telephonierte. Franz überlegte: Mein Gott, das wird ein teures Gespräch. Leipzig. Fünf Minuten, zehn Minuten. Eine Viertelstunde. Bei fünfzehn Minuten würde er abgerufen. In einer halben Stunde war Tischzeit. So lang sprach man doch nur aus Liebe.

Ina redet Herrn Vischer aus Leipzig mit Herr an, bis der wütend wurde und sagte: „. . . Kindchen, du kannst ruhig noch Onkel und du zu mir sagen. Entweder bist du Ina Stenhus oder bist es nicht."

„Jawohl, ich bin es. Also Onkel Karl . . . aber das ist doch schon so lange her. Du bist doch jetzt ein so großer Mann . . ."

„Wollen wir uns also schon bei der Vorrede verzanken. Zehn Jahre sind doch für einen Mann in besten Jahren nicht viel . . ."

„Also gut!" nickt Ina. „Mich soll es ja freuen, wenn du mich noch kennst . . ."

„Ja, wir haben seit Vaters Tod nicht mehr zueinander gehört, nicht wahr? Was treibst du denn jetzt?"

„Onkel Karl, ich telephoniere, und zwar fern, aus dem Sauerland, Winterberg. Das Gespräch kostet ein Vermögen und die Sache brennt. Hör zu . . ."

Der Verleger Karl Vischer, einer von den ganz Großen, hörte zu. Er leistete auch einen heiligen Eid, gegen jedermann zu schweigen. Wen wollte die kleine Ina da fördern? Einen ganz Unbekannten, sicher den guten Freund, der sich ein Werk aus der Seele gerungen hatte . . . Keine Verse?

„Ja, ja, Kindchen, ich höre ja. Er kann das ja mal einreichen. Ich werde es auch selber lesen. Natürlich muß man das erst einmal prüfen. So schnell geht das nicht. Wollen mal sehen . . . Wie heißt er denn, der gute Junge? Lauter! Buchstabiere. Kenn ich nicht. Martin Rönnebeck. Aber doch nicht der vom Amazonas? Rusch und wie das so war. Der ist doch tot und der andere doch wohl auch. Was sagst du? Mach keine Witze mit Karl Vischer. Wiederholen. Aber das ist doch ganz und gar nicht möglich. Ein Buch? Wenn das stimmt, was die da im Schnee so eingefallen ist, dann wird es unbesehn genommen. Unbesehen. Von Eile brauchst du mir nichts zu erzählen. Er will nicht? Er muß wollen. Wir werden ihn schon breitschlagen . . ."

„Niemand wird ihn breitschlagen. Es wird ihn überhaupt niemand sehen. Er darf zunächst kein Wort davon erfahren. Er will nichts mit den Menschen zu tun haben, er ist aus irgendeinem Grunde vollkommen und ganz mit ihnen fertig. Nein. Ganz ausgeschlossen. Niemand . . . Die Polizei? Es handelt sich hier nicht darum, daß man ihn findet, sondern daß er gerettet wird. Nimm ruhig an, daß er unter dem Schnee begraben liegt und man nur allmählich an ihn herankommt . . ."

„Aber, Kindchen, wie kommst du denn . . . Ich meine, ich verstehe immer noch nicht alles. Er lebt und hat ein Buch geschrieben, und ich soll das herausbringen? Aber seine Zustimmung muß ich doch haben . . ."

Ina ließ sich nicht erschüttern. In jeder Einzelheit hatte sie ihren Plan bedacht. Zwei Schreibmaschinen . . . drei oder vier waren noch besser . . . Sie würde das Manuskript mitbringen, dann mußte sofort mit der Abschrift begonnen werden. Jede Stunde war wichtig. Jede Stunde . . .

„So schlecht ist der Plan nicht. Martin Rönnebeck . . . Der Bericht über die große Amazonasexpedition . . ." brummelte Vischer gespannt nachdenkend.

„Mehr als ein Bericht. Eine Dichtung der Kameradschaft. Wie ein Epos. Ich habe nie in meinem Leben so etwas Männliches und Ergreifendes gelesen . . ."

„Gefühle sind luxiflin!" sagte Vischer abschließend und grob. „Aber das ist einerlei. Ich risskiere allerhand dabei. Wenn du glaubst, daß du ihm mit vollendeten Tatsachen selber helfen kannst, meinetwegen . . . Die Sache mit Frau Doktor Rusch leuchtet mir jedenfalls ungemein ein. Woher hast du nur deine Einfälle? . . . Laß das Gespräch doch kosten, was es will. Ich erfetze dir das schon", wehrte er wütend Inas Bemerkung ab. „In meinem ganzen Leben ist mir noch nicht so etwas Ueberrumpelndes und doch so Vernünftiges vorgekommen . . . Morgen früh also . . . Morgen früh kommen wir mit Sack und Pack an. Schaff uns Platz. Unauffällig . . . Na, ich denke, wenn plötzlich vier schnelle Maschinen da loslegen, wird es schon auffällig sein . . ."

Ina kehrte zum Tisch am Fenster zurück. Was sollte sie Jasper nur sagen, wenn er sie wieder so ansah? Einmal würde er ja doch alles erfahren. Seien Sie vernünftig, Jasper, ich kann Ihnen jetzt nichts erzählen. Die Zusammenhänge würden Sie doch nicht begreifen . . . Aber sie brauchte sich nicht anzustrengen. Jasper war fort. Sicher in Wut oder Enttäuschung. Als sie seine Stimme aus dem Geschrei der anderen vom Hang herauf hörte, wurde sie ruhiger. Jasper war ahnungslos, und es war gut so. Wenn also morgen Vischer hier ankam . . . Es würde eine Sensation werden, Schreibmaschinenklappern in ganz großem Format. Das blieb keinem verborgen. Die Berichterstatter der großen Zeitungen würden schnuppern und Wind kriegen. Nein, es mußte alles getan werden, um sie abzulenken . . .

Die Verhandlungen wegen der Zimmer für den Verleger Vischer gestalteten sich schwierig und erforderten Geduld. Er ist nur auf der Durchreise. Er kommt von einer Ausstellung und will einen oder zwei Ruhetage einschieben. Vielleicht bringt er ein paar Sekretärinnen mit, weil er in Ruhe seine Sachen ordnen will . . ."

„Muß er denn das gerade hier oben tun und genau in dieser Woche?" rang Herr Schmidt, der Besitzer des Sporthotels, die Hände. „Jetzt, wo wir alles voll Sportgäste haben. Wenn ich die verärgere, kommen sie nicht wieder."

Aber Ina war unerbittlich. Doktor Richter, der höfliche Mann, war sofort bereit, umzuziehen. Er konnte schon ruhig zwei Nächte mit dem Herrn vom Sportblatt zusammenhausen. Der zuckte etwas resignierend die Schultern: „Es geht wohl nicht anders. Hoffentlich schnarchen Sie wenigstens nicht."

— „Ihretwegen. Alles Ihretwegen, schöne Ina!" strahlte Richter. „Verfügen Sie über mein Zimmer, über mich . . ." Aber Ina sah durch ihn hindurch, und da wußte er, daß mit allzu großen Vertraulichkeiten nichts zu gewinnen war.

Herr Schmidt räumte sein eigenes Wohnzimmer. Falls Herr Vischer einen Arbeitsraum braucht. Nur weil Sie ihn empfohlen haben, Fräulein Stenhus. Man tut ja, was man kann!" Und dachte: da stört er am wenigsten. Schreibmaschinengeklapper erinnert die Gäste an Beruf und Alltag. Hier oben soll es nur Erholung und Ruhe geben . . .

Am Nachmittag verfiel Burre plötzlich auf die Idee, die Mannschaft noch einmal in Bewegung zu setzen. Die Münchener sollten schon wieder eine Sekunde unterboten haben. Burre wurde unruhig. Die Mannschaft, allen voran Jasper, murrte, aber es gab gegen Burres Befehl zuletzt selbstverständlich keinen Widerspruch.

Sie fuhren wieder eine gute Zeit heraus. Jeder tat mehr als seine Schuldigkeit.

„War das wirklich nötig?" knurrte Jasper, als sie den Bob wieder in Ruhe brachten. „Du machst uns alle nur nervös!"

Aber Burre hüllte sich in blaue Rauchwolken und sagte mit verschlossenem Gesicht: „Hat alles seine Gründe, werdet das schon noch sehen."

Richter zog vor der Tür Jasper tuschelnd und anzüglich beiseite: „Fräulein Stenhus ist weg! Na, einfach weg. Sie hat sich verproviantiert mit Schokolade, Rum, Zigaretten und ist abgebraust. Ganz allein durch den Wald. Hallo, Franz, kommen Sie her. Was hat Fräulein Stenhus alles am Büfett gekauft?"

Jasper machte ein verblüfftes Gesicht. So rasch fand er sich noch nicht zurecht. Aber Franz beteuerte unter eifrigem Servettenwedeln, Fräulein Stenhus habe mehr gekauft, als sie persönlich bei so einer Fahrt durch den Wald konsumieren könne. Es ginge ihm wirklich nichts an, jeder Gast könne ja tun und lassen, was er Lust habe und wie er bei Gelde sei, aber . . .

„Quatsch!" fuhr Jasper auf. Was ging die anderen überhaupt Ina an? Zigaretten, Rum und Schokolade. Jeder Mensch konnte kaufen, was er wolle, was besagte denn das? „Quatsch", wiederholte er noch einmal mit Ueberzeugung. „Kann doch jeder tun, was er will. Einer ißt gern Schokolade . . ."

„. . . der andere trinkt gern Rum . . ." setzte Richter den Satz fort, „natürlich, warum auch nicht." Sein Gesicht war eine einzige spöttische Grimasse, und Jasper fühlte sich diesem Grinsen so ohnmächtig ausgeliefert, daß er Richter faltblütig hätte erwürgen können. Aber er beherrschte sich eisern, als ginge ihn dies alles nichts an. Er zuckte gleichgültig mit der Schulter: „Wann ist denn Fräulein Stenhus fort?"

„Eben erst, vor fünf, zehn Minuten, da neben dem Liebungshang links ist sie eingebogen", versicherte Franz eifrig und sehr wichtig. Er erlebte auch einmal gern eine Sensation, und ganz offenbar hielt es Fräulein Stenhus mit einem anderen. Ja, ja, stille Wasser sind tief, und gerade die, die am harmlosesten aussehen.

Man braucht sich ja nicht zu wundern, wenn die Gäste so mangelhaft bedient werden. Franz muß ja auf die Gäste achten, was sie nebenbei tun und wohin sie gehen, vielleicht auch noch mit wem." Jasper ergoß seinen ganzen Zorn auf das Haupt des Kellners. Gekränkt verließ der eilig seinen Platz. Das hatte man nur wieder davon.

Aber auch Herr Richter ging nicht leer aus: „Ich wußte gar nicht, daß Sie sich so für Fräulein Stenhus interessieren! Ihr Beruf scheint Ihnen die seltene Gabe der Menschenkenntnis und des Mißtrauens geschenkt zu haben. Schreiben Sie meinetwegen ein Gedicht oder was Sie mögen, aber kümmern Sie sich nicht um Dinge, die Sie nichts angehen." Jasper ging mit entschlossenen Schritten zum Büfett; trank einen handfesten Korn und begab sich dann auf sein Zimmer. Wenigstens tat er so. Nur fünf Minuten, nur zehn Minuten, das Wort Ihretwegen allen Atemzug lang geben. Er ließ wieder nach unten, riß die Schneeschuhe an sich, warf andere um und verließ das Haus. Der Weg durch den Wald war schmal und von vielen Spuren glatt gefahren. In prasselnder Schußfahrt drang Jasper in den Wald ein, ohne Ueberlegung ließ er sich nach links treiben. Die Bretter klapperten auf dem gefrorenen Schnee. Niemand kam ihm entgegen und niemand floh vor ihm. Eine Spur neben der anderen, eine kreuzte die andere, nebeneinander, übereinander, frische Spuren, verwehte, zertretene. Nirgends ein Anhalt, weiter, nur weiter. Die Spuren liefen ineinander wie das Netz einer Spinne, ohne Anfang und Ende. Sinnlos und törichtig, einer Spur nachzulaufen. Mit hängenden Schultern, enttäuscht und zornig über seinen blinden Eifer, wandte sich Jasper wieder um.

*

In der Dunkelheit kehrte Ina zurück. Niemand erwartete sie. Franz sah gleichgültig an ihr vorbei. Er wollte sich Jaspers kränkende Worte zur Warnung dienen lassen. Und Richter saß in einer Skatecke, hatte fast eine ganze Mark verloren und interessierte sich auch für nichts auf der Welt. Jasper trank heißen Tee, weil er Stiche im Kopf spürte und keine Grippe aufkommen lassen wollte. Die ganze Stimmung im Hotel war fröstelnd und ungemütlich. Abends kam niemand auf den Gedanken, zu tanzen oder vergnügt zu sein.

Ina las in ihrem Zimmer die fritzeligen Zeilen vom ersten bis zum letzten Wort. Tief in der Nacht löschte sie das Licht, aber der Schlaf kam doch nicht. Jedes Wort und jeder Gedanke leuchtete aus der Dunkelheit. Glühend und aus einem großen Herzen heraus war das ganze Werk gefloffen. Kein wissenschaftlicher Bericht mit trockenen Angaben über die Ergebnisse einer Forschungsreise, sondern ein persönliches Bekenntnis, eine Dichtung voll Kraft und Schönheit, die einen packte und nicht losließ. Zuletzt hörte man das einsame Herz unter dem Schnee schlagen, verwundet, enttäuscht und doch voll Sehnsucht nach dem Leben.

„Ich vertraue Ihnen, deshalb sollen Sie die Aufzeichnungen lesen", hatte Martin Rönnebeck gesagt. „Vielleicht habe ich nur Ihretwegen alles aufgeschrieben. Unsere Begegnung war ein Wunder. Ich bin vor den Menschen geflohen und wollte niemand mehr sehen. Und ich, im Schnee und in der Verlassenheit, mußte Sie finden. Man könnte an ein Wunder glauben."

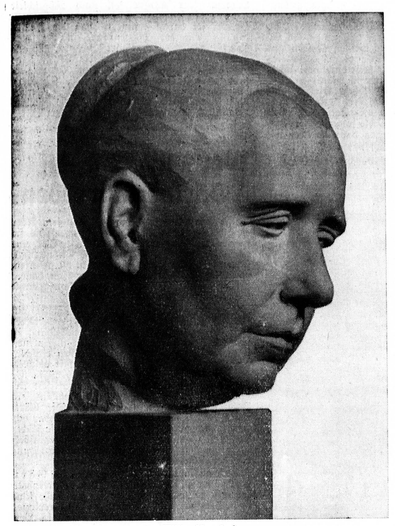
Rusch! und noch einmal: Rusch! Ina stellte den Namen vor sich hin wie einen Helfer. Rusch lebte noch. Hier stand er und forderte Rechenschaft über sein Werk. Sein Name war ein Vermächtnis und eine Mahnung. Er darf nicht umsonst gestorben sein, drang Ina bohrsam, aber unnachgiebig auf ihn ein.

Starr und ablehnend blieb Martin, er rührte sich nicht mehr. Auch seine Lippen bewegten sich nicht, als er mit geschlossenen Augen sagte: „Rusch versteht mich. Er weiß, daß es sich um der Menschen willen nicht lohnt . . ."

„Aber um der Arbeit willen!" stieß Ina beschwörend und bittend heraus. Sie wollte nicht mehr in ihn dringen. Wenn sie ihn doch bekehren, überzeugen könnte!

(Fortsetzung folgt.)

Zarah Leander
spielt die Hauptrolle in dem Ufa-Tonfilm: „Zu neuen Ufern"



Willy Hanebal

Das Bildnis der Mutter

Von Wilhelm Blanke

„Das Aelterwerden — so schrieb einmal Eugen Diederichs in vorgerückten Jahren — ist weniger eine Zustand als eine Aufgabe. Löst man jene, so ist das Alter mindestens ebenso schön wie die Jugend, und der Tod ist dann kein Ende, sondern eine Frucht."

. . . und vor uns sehen wir in der Behaglichkeit des Lehnstuhls vielleicht oder auch nur auf harter Ofenbank, eine leicht gebeugte, dunkle, stille Frau, im Alter noch Mittelpunkt des Hauses, jetzt Gegenstand sorgender Liebe und kindlicher Verehrung. Deine Mutter, unsere Mutter. Die Schönheit ihres Alters legt sich verklärend über diese Bild. Wir fühlen — und glauben zu sehen —, wie von dieser stillen, mütterlichen Frau ein Kraftstrom ausgeht über Heim und Haus und Hof, der alle Bezirke des Familiendaseins umschließt und erst mündet beim letzten Enkelkind. Wir schauen voll Ehrfurcht auf diese gefalteten Hände im Schoße der Frau, die von Arbeit und täglichen Mühen sprechen und die mütterlich zu segnen vermögen alles Blut von ihrem Blut.

Das Aelterwerden ist eine Aufgabe. Es ist hier mehr: eine Sendung, die erst das erfüllen hilft, was wir als Mutterwalten vom Mutterschoße an um uns gespürt und niemals missen möchten.

Der Mann ist Gestalter, formende Kraft. Das Mütterliche aber ist Lebensträger, Bewahrer, das ewig Seiende, aus dem erst alles neu geboren wird. So ist auch bleibend um uns das Bildnis der Mutter. Es ist uns Beispiel und Trost, Segenssender und steter Begleiter für alle unsere Erdentage. Es macht aus uns erst Hüter des Vätererbes, bindet uns an alle Art und Sitte, ist ragender Markstein an dem Wege, den wir als Glieder unserer Sippe und unseres Volkes schreiten müssen.

Alles mütterliche Walten mündet zugleich in Antlitz jener allernden Frau, deren Züge ein Leben widerspiegelnd vor uns darlegen. So wird es keinem wundern, daß die wenigen, in die Geschichte unserer Kunst eingegangenen Bildnisse der Mütter namhafter Künstler ausschließlich jenes letzte Erfüllung verkündende Spiegelbild eines Mutterlebens festhielten, unter das dann der Bildschöpfer die Worte schrieb: „Meine Mutter!" Nein, es bietet sich nur eine kleine Zahl von Mutterbildern, und es ist verbildnissen, zumal aus älterer Zeit, und es ist dies eine merkwürdige Eigentümlichkeit, die sich — vielleicht — erklären mag durch die ehrfürchtige Scheu, diesem Stoff sich zu widmen.

Das Erschütterndste mit, was uns der Nürnberger Albrecht Dürer schenkte, ist sein Mutterbild. Keines der zahlreichen Gemälde aus seiner Hand hielt diese Frau in Farben fest. Dafür schuf Dürer jene monumentale Kohlezeichnung, die in nicht zu überbietender Eindringlichkeit uns das Leben einer Mutter erzählt. Eine hübsche, grade Jungfrau," so erzählt uns Dürer, „als sie mit 15 Jahren 1467 den Goldschmied Dürer heiratete, hat diese Frau 18 Kinder geboren, hat oft die Pestilenz gehabt, sowie viele andere schwere Krankheiten, hat große Armut erlitten, Verspottung, Verachtung, hönische Worte, Schrecken und große Widerwärtigkeit, doch ist sie nie rachsüchtig gewesen." Barbara Dürer, zwei Monate vor ihrem Tode 1514 von ihrem Sohne gezeichnet! Welch ungeheurer Mut, welche rücksichtslose Wahrheitsbesessenheit gehörte dazu, unter dieses Bild zu setzen: „Meine Mutter"? Hier begegnet uns der gewaltige Ausdruckswille dieses gottbegnadeten Künstlers, der doch zugleich, ein echter Jünger der mit deutscher Gründlichkeit gemischten Renaissance (Zurück zur Natur!), in gewaltigem Fleiß uneingeschränkt natürlicher Wahrheit die Ehre gab. So steht Dürers Mutterbild in gleicher Linie etwa mit jenem vielbesprochenen peinlich naturalistischen Rasenstück oder dem kauernden Hasen wie mit seinen die vier Temperamente ausdrückenden, überwältigenden Apostelbildern. Wie jedes Werk dieses wahren Künstlers nicht Einzelstück, sondern für sich lebendiges Gefäß für ein ganzes Lebensprogramm darstellt.

Der strengen zeichnerischen Linie Dürers gegenüber steht die rasche Beweglichkeit der Radiernadel des Meisters Rembrandt van Ryn. Sein den Eigentümlichkeiten der Natur und der Biblischen Geschichte zugewandter Impressionismus drückt schon im Werke selbst den starken Widerwillen gegen die kalte, leere Schönheitssucherei der Italiener aus. Auch dieser größte Radierer aller Zeiten schuf uns zwei Mutterbilder, die würdig sind, rühmlich erwähnt zu werden. Das erste Werk seiner Rembrandt schuf uns jene vielgerühmte Radierung, die uns die alte Dame am Tische sitzend zeigt, in der ganzen Mitfreudenschönheit einer Niederländerin. Der Meister der Hell-Dunkel-Arbeit tritt uns hier schon klar entgegen. Wie fein stimmte er die Tönungen gegeneinander ab, Gesicht und Haar gegen das wieder so verschiedenartige Schwarz der Mutzkleidung! Hier offenbart sich die vollendete Meisterschaft, allem Stofflichen seinen eigentümlichen Ausdruck zu verleihen.

Unser Zeitalter, zumal der nationale Aufbruch im deutschen Vaterland, schenkte uns auch das reine, verehrungswürdige Mutterbild wieder. Die Familie, Keimzelle jeden Volksaufbaues, steht wieder im Brennpunkt aller weltfichtigen Bevölkerungspolitik. Alljährlich mahnt uns ein Muttertag besonders unserer Pflicht gegenüber jenen ungezählten namenlosen, heldenhaften Frauen, die Urquell, Bewahrer und Hüter neuen Lebens sind.

Bruno Zwiener

So empfindet man es mit Freude, wenn unsere Künstlergeneration auch wieder Gestalter solcher Mutterbildnisse unter sich birgt, die Kraft und Tiefe genug haben, diesem hehren Begriff Ausdruck zu verleihen. Aber allgemeingültig muß solches Kunstwerk sprechen, und ablesen müssen wir diesem Werk alle Kraft und Hingabe, alles Sorgen und Werken, alles Bangen und mutiges Ueberwinden, alles Glück- und Liebeverschenken, welches nun einmal sich mit dem Bilde der Mutter auch für uns verbindet, die ein schwacher Mensch ist und doch nicht menschlicher Schwäche sich beugen darf lange, lange Jahre, bis sie das milde Mutterauge schließt.

Ein junger Meister, Willy Hanebal, der aus Steinheim im Paderborner Lande stammt und jetzt in Düsseldorf schafft, wurde kürzlich mit seinen Werken durch den Westfälischen Kunstverein ausgezeichnet. Und auch eine Plastik war hierunter, die des Künstlers Aufschrift trägt: „Meine Mutter". Ein klarer Formenwille prägt hier den Mutterbegriff in stark westfälischer Eigenart, wird Ausdruck für die sich stets neu erfüllende Güte eines Mutterlebens, das in frommer Bescheidenheit seiner Pflicht unentwegt nachgeht.

Wie anders wieder Bruno Zwieners Mutterbild! Schon diese guten, aber strengen Augen machen die Frau und Mutter zur weisen, bewußten Herrscherin über Haus und Hof und Kind. Es gibt viele solcher Mütter — und das ist gut so —, die stille Kämpferinnen sind an der Seite des Mannes, Gefährtinnen seines schweren Lebensweges. Diese Frau hier hat viel Leid und Not gesehen, aber sie steht vielleicht schon jenseits des Leides und hat es überwunden. Hans Heinrich Ehrler hat uns in einem seiner besten und tiefsten Werke einmal eine solche Mutter unvergeßlich geschildert. In diesem Bildnis der Mutter hier aber scheint uns all das vereint, was dem Mutterbegriff Adel und Schönheit und Stolz verleiht. Und man könnte wohl die Worte Walter Steinbachs darunter setzen:

Der harte Alltag und so manche Nacht,
In der du für die Deinen hast gewacht,
Und jeder Schmerz, den tröstend du gestillt,
Ist in dein Antlitz, Mutter, eingeprägt,
Und dennoch leuchten deine Augen mild,
Weil in der Brust ein Herz voll Liebe schlägt.

Rembrandt van Ryn

Albrecht Dürer

Photos (3): Hanebal / Angelsachsen-Verlag Berliner Kupferstichkabinett; Original des Künstlers (1).

Welt der Frau

Frohe Mutter

Von Hedwig Forstreuter

Wie wichtig eine gesunde und heitere Mutter für ihre Kinder ist, wissen wir alle aus eigener Erfahrung. Wir erinnern uns, wie reibungslos und glatt das Leben lief, wenn die Mutter wohlauf und guter Stimmung war, während alles erschwert und gehemmt vor sich ging, wenn Mutter Kopfschmerzen hatte oder gar ein paar Tage im Bett liegen mußte. Dann klappte nichts recht, unter der Aufsicht des Mädchens gerieten weder das morgendliche Anziehen noch das Frühstück rechtzeitig und ordentlich, von den Schularbeiten und dem Rest des Tages gar nicht zu reden. Brauchte man Rat bei einer Schreibaufgabe, wollte man Puppengeschirr zum Spielen haben oder hatte eine dringende Frage auf dem Herzen — die Mutter fehlte überall. Man durfte nicht zu ihr. Oder wenn doch, nur für kurze Minuten, und es war keine Möglichkeit, seine Nöte, Sorgen und Fragen loszuwerden. Ein Druck lag über dem ganzen Hause, und wir Kinder, obgleich wir es nicht aussprechen, fühlten in diesen krankheitstage, die uns von der Mutter trennten, vorahnend die Schauer einer größeren und endgültigeren Trennung.

Aehnlich, wenn auch nicht ganz so drückend, war es, wenn wir spürten: Mutter hat an einer Sorge, sie ist betrübt oder müde. Dann wagte sich unser unbefangenes Kinderwesen nicht hervor, wir wurden selbst unfroh und trübe und atmeten erst auf, bereit von einer Last, wenn Mutter wieder ein frohes Wort und ein Lachen fand.

Ein unvergeßlicher Eindruck meiner Kinderzeit ist ein Sonntagmorgen mit zwei Freundinnen und ihrer Mutter. Wir spielten an einem Wiesenbang, und die Mutter der Freundinnen setzte sich zu uns. Ja, sie setzte sich wirklich und wahrhaftig zu uns auf die Wiese, ihr blaues Kleid duftete sich beim Niedersetzen lustig um sie herum, ihr rotgoldenes blondes Gesicht leuchtete über einem weißen Kragen. Ich sah sie in maßlosem Staunen an, denn ich hatte eine vielbeschäftigte und rastlos fleißige Mutter, die ein großes Haus und eine vielköpfige Familie zu versorgen hatte. Ich kannte meine Mutter am Eßtisch, die Suppe austeilend, und am Herd, Eierkuchen backend. Hinter dem Stuhlgang, wo sie Berge von zerrissener Wäsche bewältigte, am Nähmaschentisch, wie sie mit der Näherin über die kleidsamste Form eines Kinderkittels beriet. — In allen diesen Bildern und Stellungen konnte ich meine Mutter — auf einer Blumenwiese mitten unter ihren Kindern hatte ich sie nie gesehen. In ihrer fast übergroßen Pflichttreue und Arbeitsamkeit hätte sie dies sinnbaft leichtsinnig und vielleicht auch unter ihrer Würde gefunden.

Heutzutage danken die Mütter natürlicher und freier; sie wissen, daß sie durchaus nichts an Autorität einbüßen, wenn sie mit ihren Kindern spielen, als seien die Altersgrenzen aufgehoben. Sie sind heiter mit ihnen und schenken ihnen das Beste, was eine Mutter geben kann: ihre Zeit und ihr uneingeschränktes Interesse. Lieber lassen sie einmal im Haushalt fünfe gerade sein als bei den Kindern.

Und das ist richtig so!

(Entnommen Beyers „Deutsche Frauen-Zeitung" Verlag Otto Beyer, Leipzig, Berlin)

Kampf der Motte!

Verhütung von Mottenschäden — eine volkswirtschaftliche Aufgabe

NSK Die Verhütung von Schäden an Wollsachen durch die Kleidermotte und andere Wollzerstörer ist nicht nur eine haushwirtschaftliche, sondern auch eine volkswirtschaftliche Aufgabe. Bekanntlich ist Deutschland in der Lage, sich mit vielen Dingen des Bedarfs selbst zu versorgen. Dies gilt z. B. für Brotgetreide, Kartoffeln, Zucker, Kohle und anderes; für Benzin hat es uns der Führer in Aussicht gestellt. Anders liegt es bei der deutschen Wollerzeugung. Hatten wir nun die Jahrhundertwende über 20 Millionen Schafe, so ging die Zahl bis zum Jahre 1932 infolge der falschen Agrarpolitik immer weiter zurück. Von der Machtübernahme bis zum Jahre 1936 gelang es, den völlig zusammengeschrumpften Bestand auf über Millionen Stück zu bringen. Die Beschaffung von Mottenschutz wird durch den Reichsnährstand und die beteiligten Ministerien weitgehend unterstützt und durch Zuschüsse erleichtert. Hierdurch wird es für die kommende Zeit möglich sein, unseren Schafbestand jährlich um etwa 400 000 Stück zu erhöhen. Einer Erhöhung, die den eigenen Bedarf decken würde, sind aber Grenzen gesetzt, die in unserem beschränkten Lebensraum in Deutschland bei der Notwendigkeit der Nutzung des deutschen Bodens für die vielfältigen sonstigen Aufgaben: Brotgetreide, Kartoffeln, Futterpflanzen, Oel- und Faserpflanzen, eine einseitige übermäßige Ausdehnung der Schafzucht nicht zulassen. Die heutige Eigenerzeugung an Wolle beträgt rund 10 v. H. unseres Bedarfes, so daß noch 90 v. H. eingeführt werden. Eine Steigerung bis auf 25 v. H. erscheint möglich; aber selbst wenn dieses Ferngiel, welches noch viel Mühe und Arbeit erfordern wird, erreicht ist, müssen immer noch 75 v. H. des Bedarfes eingeführt werden.

Es ist daher Pflicht eines jeden, mit Wollsachen, deren Beschaffung Devisen erfordert, sorgsam umzugehen und sie nicht durch Kleidermottenfraß zerstören zu lassen. Besonders muß aber vor dem Kaufen von Wollstoffen gewarnt werden. Abgesehen von der damit verbundenen Störung der Erzeugung des Absatzes, kann es dadurch vorkommen, daß der „glückliche Besitzer" eines Tuches die Motten in seinem Stofflager einschleppt, was zu einer Zerstörung des Stoffes führen kann. Der Kampf gegen die Kleidermotte beginnt auch nicht darin, daß — meist noch ohne Erfolg — auf einzelne fliegende Motten Jagd gemacht wird, sondern in einer ständigen und regelmäßigen Durchsicht aller Wollbestände.

Da die Motte während ihrer Flugzeit Eier ablegt, finden sich schon von Mai ab Kleidermottenraupen in den Wollsachen. An den Gespinstfäden und Fraßlöchern kann man sie leicht erkennen, auch wenn sie noch keine Löcher gefressen haben. Wollsachen sollen also wiederholt und gründlich durchgesehen, gesonnt, geklopft und gelüftet werden. Soweit man Wintersachen nicht an entsprechende Firmen zur Aufbewahrung gibt, sollen sie in Mottensäcken aufgehoben werden. Befallene Polstermöbel werden in einer Anstalt in einer Blausäurekammer begast. Von wachsender Bedeutung sind aber die Imprägniermugsmittel, mit welchen Wollstoffe vor der Verarbeitung behandelt und so für die Mottenraupen ungenießbar gemacht werden. Der Käufer soll nach Möglichkeit mottenfeste Wollstoffe verlangen. Hierbei sei daran erinnert, daß die Zellwolle von der Mottenraupe nicht gefressen wird. Sie eignet sich daher für alle die Zwecke besonders, wo an die Stoffe keine übermäßig großen Ansprüche auf Strapazierfähigkeit gestellt werden, wie z. B. Vorhänge, Wandbespannungen und ähnliches. Gerade diese sind nämlich, wenn sie aus Wolle bestehen, bekanntlich die größten „Mottenfänger".

Wer will Gärtnerin werden?

Zur Gärtnerin muß man geboren sein. Aber es gibt Menschen, die lange brauchen, bis sie merken, wozu sie auf der Welt sind. Wer eine natürliche Liebe zu Pflanzen und Blumen hat, wem es Freude macht, im Garten zu arbeiten, wer es nicht erwarten kann, bis er säen, hacken, ernten und pflanzen kann, der kann getrost Gärtnerin werden.

Der Gärtnerinnenberuf bietet ein sehr wichtiges und aussichtsreiches Arbeitsfeld für Frauen. Die Gärtnerinnenausbildung ist noch nicht endgültig festgelegt. Im allgemeinen können Gärtnerinnen folgenden Weg einschlagen: 2 bis 3 Jahre Lehrlingszeit mit abschließender Prüfung als Gärtnergehilfin vor der Landesbauernschaft, 2 Jahre praktische Arbeit in bezahlter Stellung als Gehilfin, ein Jahr Fachschule für Gartenbau. Die Gärtnerin kann aber auch ohne die Gartenbauschule genügend praktischen und theoretischen Tätigkeit Gartentechnikerin oder Garteninspektorin werden oder die Gärtnermeisterprüfung vor der Landesbauernschaft ablegen.

Sehr aussichtsreich ist für Frauen der Gärtnerinnenberuf, Um Gartenbaulehrerin zu werden, müssen sie ein Jahr lang das „Seminar zur Ausbildung von Lehrerinnen für hauswirtschaftlichen Gartenbau" in Berlin-Dahlem besuchen. Für die Aufnahme in das Seminar ist erforderlich: Oberlehrerreife oder Abschluß eines Lyzeums; Prüfungszeugnis der Gärtnerinnengehilfin, Abschlußzeugnis einer zweisemestrigen staatlich anerkannten Gartenbaufachschule, Zeugnisse über vier Jahre praktische Gartenbautätigkeit (einschließlich der Lehrlingszeit). Im Seminar für Gartenbau ist die Ausbildung vorwiegend pädagogisch-methodisch mit praktischen Lehrübungen und Wirtschaftsberatung mit Arbeitsgemeinschaften, Vorträgen und Werkarbeiten. Zu den wichtigsten Arbeitsgebieten dieses Jahres gehören auch: nationalpolitische Bildung, Gesundheitspflege, Ernährungslehre, hauswirtschaftliche und gärtnerische Betriebslehren.

Den Abschluß des Gartenbauseminars bildet eine staatliche Prüfung. Die Gartenbaulehrerinnen können mit dem Nachweis dieser Ausbildung an Landfrauenschulen, Landschulheimen, Erziehungsanstalten, Berufs- und Volksschulen und Schulgärten in den Städten angestellt werden. In diesem Beruf fehlt es noch sehr an genügend tüchtigen Kräften. Er gehört zu den schönsten weiblichen Berufen und gibt für später die besten Aussichten. Wer Lust und Liebe hat, Gärtnerin zu werden, wird es nicht bereuen.

„Hilfe im Haushalt". Praktische Ratschläge für Küche, Haus und Familie. Herausgegeben von M. Degl. Verlag Tyrolia, Innsbruck. —

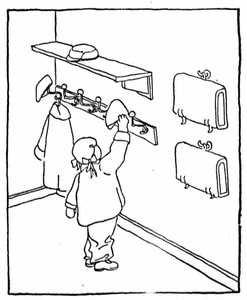
Das Buch will ein Helfer sein in Fragen des täglichen Lebens. Alles was die vielbeschäftigte Hausfrau interessiert und wonach sie sucht, das findet sie nach Sachgebieten geordnet in diesem übersichtlichen Nachschlagewerk. Die von erfahrenen Hausfrauen erprobten leicht durchführbaren Anleitungen zur Behandlung von Möbeln, Wäsche, Belehrungen für Kindererziehung, Gesundheitspflege usw. leisten der Hausfrau und Mutter wertvolle Dienste.

Die Kindergarderobe

„Kinder, das ist doch einfach schrecklich, daß ich immer eure Mäntel, Jacken, Trainingshosen, Handschuhe, Mützen und dergl. forträumen muß; überall liegt etwas herum. Und dabei habt ihr doch jeder einen Haken, um eure Sachen aufzuhängen!" Ja, das war es ja gerade, dieser eine Aufhängehaken für jedes Kind war eben zu wenig. Das mußte Mutti einsehen, das man da beim besten Willen nicht alles dranhängen konnte. Da mußte unbedingt für Abhilfe gesorgt werden, und Vater und Mutter berieten abends, als die Kinder schon schliefen, wie sie das mit möglichst geringen Kosten bewerkstelligen sollten.

Zuerst wurde in der Diele ein genügend großer Platz als Kindergarderobe ausgesucht; es war das gar nicht die dunkelste und hinterste Ecke etwa, nein, die Eltern fanden, daß es so nett und so recht nach einer richtigen Familie aussähe, wenn jedem Besucher gleich die große Kindergarderobe ins Auge fiel. Dann wurde es ausgemessen und auf ein Papier gezeichnet zur besseren Uebersicht.

Vom nächsten Einkauf brachte Muter lauter einzelne Haken mit einem roten, grünen oder blauen Farbknopf mit; für jedes Kind einen, das waren drei, einen für Kinderbesuch und einen gleich als Vorrat, wenn aus den Dreien mal Viere würden. Eine genügend große Leiste wurde mit Oelfarbe zur Diele passend gestrichen, und Vater gipste in die Wand zwei Holzpflöcke ein; daran wurde die Leiste mit zwei großen Messingschrauben befestigt. Die bunten Kleiderhaken wurden angeschraubt, und nun sah es schon recht fein aus. Aber das war erst der Anfang, Mutter wollte für immer und für alle zum Ausgehen nötigen Dinge einmal richtig



Wie gern hängt sie ihr Mützchen auf, seit die bunten Haken dafür da sind!
Deike M.)

Platz schaffen. Auf dem Dachboden stand schon seit langer Zeit — noch aus Großmutters guter Stube — ein sogenanntes Wandpaneel, auf dem damals die unvermeidlichen Nippes und Figuren standen. Und dieses Paneel holte Mutter herbei, säuberte es und strich es zur Leiste passend mit Oelfarbe an. Zehn Zentimeter über der Leiste, immer noch auch für die Kleinen erreichbar wurde es an zwei größeren Patentnägeln aufgehängt. Dahin wurden nun Handschuhe, Hüte und sonstige Kleinigkeiten hinbeordert. Es war sehr viel Raum, und alles war übersichtlich, Mutter war ganz glücklich, wie sie das alles so gezaubert hatte. Aber sie hatte noch einen Plan.

Wo haben eigentlich die Schulranzen einen einwandfreien Aufbewahrungsplatz? Sie liegen auf dem Boden neben einem Stuhl oder Tisch oder sie haben keinen bestimmten Platz und werden dann gesucht. Nein, das mußte ganz anders werden! Jedes Schulkind bekam nun gleich neben der Kindergarderobe noch einen Extra-Haken aus zartgetönter Emaille, um daran Ranzen oder Mappe sowie das Frühstückstäschchen aufzuhängen. Ordentlich und fein sah das alles aus, und die Kinder waren ganz stolz darauf. Und wer nun meint, daß sie trotz aller Einrichtungen doch keine Ordnung hielten, der irrt sich hier sehr. Kinder haben von Anfang an viel Sinn für Ordnung, sie müssen nur von den Erwachsenen darin unterstützt werden, und zwar nicht durch ewiges Ermahnen und Nachräumenlassen, sondern so, wie es hier am Beispiel mit der Kindergarderobe gezeigt wurde.

Erika Lingner.

Johannes Mayrhofer

Fernöstliche Skizzen

Im Innern wandelt man durch eine ganze Reihe von prächtigen, aber leeren Räumen, welche die zentrale Halle unter der großen Kuppel umgeben. Hier, im Mittelpunkt des Ganzen erblicken wir das Grabdenkmal der Mumtaz-i-Mahal, genau in der Mitte, und daneben, also in ganz unsymmetrischer Anlage, das Grabmal Shah Jehans. Beide sind nur Kenotaphe, die wirklichen Gräber befinden sich darunter in einer Krypta, die gleichfalls dem Besucher zugänglich ist. Die Denkmäler aber in der oberen Halle sind umgeben von Schranken aus Marmor, die man in ihrem wundersam feinen Filigran mit Spitzengeweben vergleichen möchte. Shah Jehan hatte nicht die Absicht, an dieser Stätte begraben zu werden. Er wollte für sich selbst ein schwarzes Mausoleum am anderen Ufer des Jamnaflusses, der in nächster Nähe vorüberfließt. Aber seine verschwenderischen Pläne, die freilich so erstaunliche Wunderwerke wie den Taj Mahal hervorzaubern konnten, die Staatsfinanzen jedoch zerrütteten, machten ihn schließlich zum Gefangenen seines eigenen Sohnes. Ein tragisches Schicksal, das mich lebhaft an die Tragödie Ludwigs II. von Bayern erinnert, der mit all seinen Schlössern schließlich so tief in finanzielle Nöte verstrickt war, daß er sich eines Tages einfach und hilflos als Gefangener des Schlosses Berg am Starnbergersee See wiederfand. Aber Shah Jehan hat trotz seines schweren Schicksals nicht ein so erschütterndes Lebensende gefunden wie der unglückliche Bayernkönig. Immerhin einen Tod, der den Verfechter des Kaiserschlosses ein wenig elegisch stimmen kann. Ich weilte dort in dem schönen Oktagon, dem Pavillon, der Aehnlichkeit mit dem sogenannten Jasminturm setzt, und von dem die Tradition berichtet, daß der entthronte Herrscher hier, betreut von seiner Tochter Jehanara, die Augen geschlossen, nachdem er noch ein letztes Mal in der Ferne sein Wunderwerk, den Taj Mahal, betrachtet.

Von Agra aus startete ich auch dem Grabmal Akbars einen Besuch ab, das in der Mitte eines riesengroßen Gartens liegt, der von weiten, zinnengeschmückten Mauern umrahmt wird. Ueber dem Grabe erhebt sich ein riesiges Bauwerk in mehreren Stockwerken, von denen die unteren aus rotem Sandstein, das höchste aus weißem Marmor errichtet ist. Ein ganzer Palast noch für den Toten.

Und auch die Stadt, die Akbar in den Jahren 1569 bis 1602 in der weiteren Umgegend von Agra gegründet, Fatkepur Sikri, habe ich aufgesucht. Ein merkwürdiges Erlebnis: Eine Stadt von kraftvoll schönen Bauten, Palästen, Audienzhallen, Innenhöfen, Bädern, Räumen für geselige Unterhaltung und gelehrte Disputationen, Ställen für Pferde und Kamele, mit Grabdenkmälern berühmter Männer, mit einer riesigen Moschee, einem gewaltigen Torhof und einem in erstaunlichsten Dimensionen kühn entworfenen Triumphtor, alles wundervoll erhalten, aber ganz verlassen und ganz verödet, Jahrhunderte hindurch ruhend im tiefsten Dornröschenschlaf. Es fällt nicht schwer, all diese wohlerhaltenen Räume in der Phantasie aufs neue zu beseelen mit der Familie und dem ständigen Hofstaat des mächtigen Moguls, mit Frauen und Kriegern und Dienern, mit Männern, deren Tweed Akbar bewunderte, wie etwa dem bei Mohammedanern und Hindus im Ruf der Heiligkeit stehenden Scheik Selim Chisti, der ihm die Geburt seines Thronerben anfündigte und der im Hofe der Moschee in einem Marmorgrabe seine letzte Ruhestätte gefunden hat, oder mit den Vertretern verschiedener Religionen, mit denen sich der Mogul über theologische Fragen unterhielt. Auch im Osten konnten diese Herrscher sich phantasievollen Luxus gestatten: noch heute erinnert ein brettspielartiges Muster am Boden, wie der Kaiser mit seinem Partner sich nicht etwa wie gewöhnliche Sterbliche an einem Schachspiel mit Holzfiguren belustigte, sondern gleich lebendige Personen. Kinder oder Dienerinnen auf die Felder stellen konnte, um sie dort auf neue Felder zu verschieben oder an den Gegner zu verlieren.

Und heute alles leer und tot. Fast nirgends sehe ich einen Menschen, obschon ich weiß, daß eine kleine Zahl von Bewohnern auch heute noch in einem Winkel der verlassenen Residenzstadt ihr Dasein fristet. Verflunkene Herrlichkeit. Sic transit gloria mundi.

Bombay

An einer Fahrt von 22¾ Stunden bringt mich der Zug an meiner letzten indischen Station, nach Bombay. Eine Stadt voll der merkwürdigsten Gegensätze. Wenn die furchtbare Hitze nicht wäre, könnte ich in manchen modernen Hotel glauben, ich sei irgendwo in Europa. Prachtbauten, in denen sich die Kultur der Neuzeit herrlich offenbart, zeigen mir auch hier die Herrschaft des mächtigen Albion. Nach allem, was ich bisher von Mohammedanismus, Hinduismus und anderen Religionen gesehen, stoße ich hier auf ein neues Bekenntnis in der Welt der Parsen. Sie bilden eine kleine Gemeinschaft, alles in allem höchstens 90 000 Bekenner auf der ganzen Erde, in der Hauptsache gerade hier in Bombay.

In den Tempeln der Parsen glüht das heilige Feuer. Bei Tag und Nacht unterhalten mit trockenem Holz und vor allem auch mit Sandelholz. An zwei Tempeln kam ich vorüber. Sie dürfen nur von Parsen betreten werden.

Noch heute bestatten sie ihre Toten in ihrer eigenartigen, für unser Empfinden nicht sonderlich sympathischen Weise. In den „Türmen des Schweigens". In einem Büro, im Zentrum der Stadt gelegen, verschaffte ich mir die Einlaßkarte zum Besuch. Zum Besuch des Bezirks, denn die Türme selbst darf man wiederum nicht betreten. Auf einer wunderschönen Fahrt durch das vornehme Bombay gelange ich zu einem Hügel, von dem sich ein herrlicher Ausblick darbietet auf die weite Stadt, auf Bai und Inseln, auf Fabriken, grüne Bäume und rotleuchtende Blüten. Einige Zeit muß ich warten, da der Führer nicht zur Stelle ist. Aber dann kommt gerade ein freundlicher Parsen-Priester den Hügel herauf, der mir seine Dienste anbietet, mir die fünf Türme, in die ich ja nicht eintreten darf, an einem Modell eingehend erklärt und schließlich eine Entlohnung mit höflichem Dank ablehnt, wie mir auch schon in der Stadt die Eintrittskarte „free of charge", ohne Entgelt, überreicht ist.

Die Türme des Schweigens sind durchaus keine hoch aufragenden Bauten, wie man vielleicht vermuten könnte. Niedrige, runde Bauwerke ohne Dach. Im Innern befinden sich drei konzentrische Kreise, in den die Leichen niedergelegt werden. Der äußerste, größte Kreis ist für die Männer bestimmt, der mittlere für die Frauen, der kleinste für die Kinder. Ganz in der Mitte befindet sich eine Vertiefung, ein kleiner Abgrund, von dem aus vier Kanäle wieder eine Verbindung mit der Außenwelt herstellen. Die Leichenträger bringen nach Erledigung der Totenzeremonien den Verstorbenen in einen dieser Türme. Auch das ist nach bestimmten Gepflogenheiten geregelt, in welchem der Türme die Bestattung sich vollzieht. Die Träger legen die Leiche nieder, entfernen noch ein wenig die Kleidung und verlassen den Turm. Und jetzt stürzen von oben her die Geier herab — ich habe sie soeben auf dieser ihnen so wohlvertrauten Stätte durch die Lüfte ziehen sehen — sie stürzen hernieder, ihr schreckliches Mahl zu halten. Das ist das Ende dieser indischen Herrlichkeit. Die Toten dürfen nicht in der Erde bestattet werden, auch nicht verbrannt werden wie bei den Hindus, denn da würden sie ja das heilige Feuer verunreinigen. Sie werden einfach von den Geiern gefressen. Was übrig bleibt an Gebeinen, wird vom Regen hinabgespült in den vorhin erwähnten Abgrund. Weiter gelangt der Staub in die vier Kanäle, in denen eine Art Filtrieranlage angebracht ist, so daß auch das Wasser wiederum von diesen menschlichen Resten gereinigt wird.

Zurück nach Europa

Es wäre auf diesem Teil meiner großen Reise das Einfachste gewesen, wenn ich von Singapore gleich nach Kalkutta gefahren wäre, mit Vermeidung des mir schon von früheren Reisen her so wohlbekannten Ceylon — zwei Seiten eines Dreiecks sind bekanntlich größer als die dritte — und wenn ich dann von Bombay aus auf dem kürzesten Wege die Heimreise nach Europa angetreten hätte. Da ich aber im voraus das Billett Yokohama—Kolombo—Genua genommen hatte, so mußte ich auch jetzt wieder von Bombay nach Kolombo zurückkehren, um dort den Lloyd-Dampfer „Saarbrücken" zu erreichen. Ein englischer Dampfer von 17 000 Tonnen brachte mich dahin. Er war mir spärlich mit Passagieren besetzt, während die deutschen Dampfer im Ostfahrtendienst derartig begehrt und ausverkauft sind, daß man sich weitestens monatelang im voraus um einen Platz bemühen muß.

Nun bin ich wieder in Kolombo und verlebe anregende Stunden mit dem vortrefflichen Pater Kohler und sehe noch einmal eine phantastische buddhistische Prozession, in der mir die bemalten Mädchen weniger zusagen als die schönen Elefanten, die in üblicher Gemütsruhe trotz des strömenden Regens dahinschreiten. Dann geht's in etwa drei Wochen den europäischen Gestaden entgegen, durch den Indischen Ozean, den Golf von Aden, das Rote Meer, mit kurzer Rast bei der Insel Perim, wo wir Kohlen einnehmen, und durch den Suez-Kanal. In Port Said durchwandere ich noch einmal die geradlinigen Straßen mit den entsetzlich aufdringlichen Händlern. Sie sind aufdringlicher noch als die Geschäftsleute und die Rikschakulis in Kolombo, sie stellen den Weltrekord auf in der Aufdringlichkeit. Es gibt da Kerle, die man sechsmal abweisen kann und die noch einen siebenten Versuch wagen.

Im übrigen habe ich in Port Said immer das Gefühl, ich sei schon in einer Vorstadt von Neapel. In meiner Kindheit habe ich mit einigem Respekt zu einem Herrn unseres Bekanntenkreises aufgeschaut, der so kühn war, eine Reise ins Heilige Land zu unternehmen. Welche Entfernung! Von Deutschland bis Palästina! Und heute bin ich in Port Said schon nahezu daheim. Was jetzt noch kommt, ein bißchen Mittelmeer, ein Blick auf Genua und Mailand, eine Fahrt durch die liebe Schweiz und schließlich der Schnellzug Zürich—München und noch ein paar Stunden Bahnfahrt bis zu meinem Heim an den Ufern der Donau, das alles spielt keine Rolle mehr. Als Einheitsmaß für solche Weltreisen nimmt man am besten gleich 10 000 Kilometer.

Nun bin ich wieder daheim, ärmer im Geldbeutel, aber reich geworden an unvergeßlichen Eindrücken und Erlebnissen.

Ende.

Vor hundert Jahren:

Die Krönung der jungen Königin Viktoria

Eine Erinnerung anläßlich der bevorstehenden Königskrönung

Gerade hundert Jahre ist es jetzt her, da lag die Riesenstadt London unter der strahlenden Morgensonne wie ein einziger, zu frohem Feste hergerichteter Lustgarten da. In allen Straßen wogten die Menschen. Vor dem Frühlingsgrün der Schmuckplätze und Gärten leuchteten die roten, weißen, blauen Uniformen der Spalierbildenden Regimenter Großbritanniens. Bunt auch flimmerte der Zug, der sich eben durch Squares und Alleen zog, einer schillernden Riesenschlange gleichend. Aus den Lustwagen und Staatskarossen schimmerten neben schwarzen Fracks lustig die farbenfreudigen Kleider und die gleißenden Brillanten schöner Frauen. Am lieblichsten aber ist dort jene duftig zarte Gruppe von acht jungen Edeldamen, eine wie die andere in weißem, silberdurchwirkten Gewande, zu dem so reizend die Kränze aus rosa Rosen und silbernen Kornähren passen, die alle auf den Locken tragen. Und der Mittelpunkt dieses jungen Lebens ist die achtzehnjährige Viktoria, die heute — acht Tage nach ihrem Regierungsantritt — zur feierlichen Krönung in die Westminster-Abtei fährt. Und dem goldstrotzenden Gefährt, das sechs Schimmel ziehen, blickt sie mit freundlichem Ernste auf die Menge, die sich nicht genug tun kann, die jungen Herrscherin zu umjubeln. Vor der alten Krönungskirche staut sich die Flut der Zuschauer, die aus allen Gegenden Old-Englands, ja aus der ganzen Welt herbeigeströmt sind — soweit dies in der kurzen Zeit nach dem Thronwechsel möglich war — um das feierliche Schaugepränge zu bestaunen. Fast atemlos stehen die dichtgedrängten Scharen, als die mädchenhafte Königin — sie trägt eine purpurne Schleppe — der Karosse entsteigt. Die geöffnete Kirchentür, in der Viktoria feierlich von der Geistlichkeit begrüßt wird, verbirgt bald die Hochgestalten, aber aus manchem Munde ertönt ein ernstes, herzliches: „Gott segne die Königin!" Indessen herrscht auch in der Kirche tiefes Schweigen, das erst dann von einem verhaltenen Orgelspiel unterbrochen wird, als die jungen Fürstin aus der Sachsitzel, wo sie ihr Diadem abgelegt hat, nunmehr barhaupt in das gewaltige Kirchenschiff mit seinen ragenden gotischen Pfeilern eintritt. Vor der Masse der Glücklichen, die einen Platz auf den Gerüsten der Empore ergattert haben, ziehen sich die dichtgedrängten Linien der mitwirkenden Würdenträger Großbritanniens und der Ehrengäste, unter denen weltberühmte Männer als Vertreter ihrer Herrscher weilen, der russische Graf Stroganoff, der ungarische Fürst Esterhazy, der französische Marschall Soult und viele andere. Viktoria von England, geborene Prinzessin von Kent, nimmt inmitten des Raumes auf einem schlichten Throne Platz; frommer Gesang, Ansprache und Fürbitte gehen der feierlichen Handlung voraus. Dann tritt der Lorderzbischof von Canterburg vor, begleitet von den Erzbischöfen von York und von Armagh, von den Bischöfen von London und Winchester. Ihm begegnet der Unterdechant von Westminster und trägt ihm die Krone zu. Vor dem Thronge stühle macht die Schar Halt, und von neuem tönen Segensworte von den Lippen des dienenden Priesters. Hoch hebt der Lorderzbischof die funkelnde Krone; dann senkt er sie feierlich auf die Locken der jungen Königin. Alle Herzen fliegen diesem Bilde von Jugend, Reinheit, Güte und Würde zu. Dann erhebt sich die junge Frau, der das Schicksal eine schwere Mannesarbeit zuerkannt hat, erwidert die Worte des Priesters und nimmt die huldigenden Glückwünsche der Thronen entgegen. Als Erste empfängt sie den Kuß der Mutter, der verwitweten Herzogin von Kent. Dann tritt der Lord-Großkanzler herzu, Lord Cottenham, begleitet von den Schwertträgern; es sind dies der Herzog von Sutherland mit dem Schwerte der geistigen Gerechtigkeit, der Herzog von Devonshire mit dem Schwerte der Gnade. Darauf reihen sich die Marschälle und Admirale, die höchsten Richter und Vertreter der Städte, der Gewerbe, des Handels und der Kolonien, die Minister und Behörden. Stundenlang geht der Zug an der jungen Dame vorbei, die sie sich von der sonnüberflutenden Kirchenpforte wieder dem draußen unermüdlich wartenden Volke zeigt. Nun aber läßt sich der Jubel nicht mehr verhalten: „Heil unserer Königin!" braust es immer von neuem um das ehrwürdige Gemäuer der Westminster-Abtei. So grüßte England seine Königin, der es vergönnt war, fast 64 Jahre in Stärke und Gerechtigkeit die britische Weltmacht zu regieren.

Krönung der Königin Viktoria in der Westminster-Abtei in London. Nach einem zeitgenössischen Gemälde.

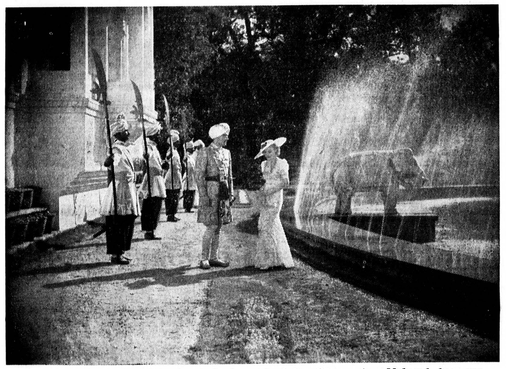
Die Heimat der Maharadschas

Indien, immer noch Land der Wunder

Seine Fürsten kommen zur Königskrönung nach London

Alle Zeitungen sind in diesen Tagen voll von Berichten, die den märchenhaften Prunk schildern, mit dem die indischen Fürsten zur Königskrönung nach London fahren. Gerade in den letzten Wochen ist Richard Eichberg von der Tobis Europa von der großen Filmexpedition zurückgekehrt, die ihn nach Indien führte, um dort den Zauber dieses Landes bei filmfreundlichen indischen Fürsten für die Leinwand einzufangen. Wir entsinnen uns noch des großen Stummfilms „Das indische Grabmal", der nach dem Kriege überall Aufsehen erregte. Jetzt befinden sich zwei neue große Indienfilme vor dem Start: „Der Tiger von Eschnapur" und nochmals: „Das indische Grabmal", von denen wir unseren Lesern heute schon einige Bilder zeigen können. Sie geben einen Einblick in den Zauber der Maharadschas, die im Augenblick wieder im Mittelpunkt des Interesses stehen.

Kaum ein Tag vergeht, in denen Londoner Blätter nicht über das Eintreffen hoher ausländischer Krönungsgäste zu berichten wissen. Im Vordergrund des öffentlichen Interesses stehen natürlich die indischen Maharadschas, um keinen die Zeitungen wahre Wunderdinge zu erzählen pflegen. In der vergangenen Woche trafen allein drei orientalische Krösusse ein: die Fürsten von Nawanagar und Darbhanga sowie der Maiaß von Udaipur

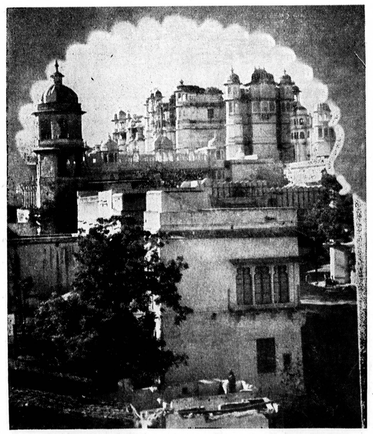


Prunkbauten und prächtige Wasserkünste in den zauberhaften Gärten des Maharadschas von Udaipur

Kleonißhar. Alle drei haben im Savoy-Hotel ganze Stockwerke für sich und ihre Umgebung belegt. Ein anderer indischer Gruppe, der Maharadschah von Rajpipla ist im Manor House, Windsor abgestiegen, während der Nawab von Bhopal, einer der reichsten Männer Indiens, auf seiner Besitzung in Tetbury in der Grafschaft Gloucestershire eingetroffen ist. Der Nawab von Bhopal, ein begeisterter Polospieler, hat außer seiner ganzen Familie seine 25 Ponys mitgebracht.

Der Mann mit dem längsten Namen

Bis zum 19. Mai, dem Krönungstage, werden insgesamt 40 indische Fürsten eintreffen.



Märchenhafte Schlösser wie aus „Tausend und einer Nacht"

Der 33jährige Maharadschah von Jodhpur, der als der bestaussehende Fürst betrachtet wird, ist inzwischen schon eingetroffen. Dieser Herrscher, der im luxuriösen Claridge Wohnung nehmen wird, ist einer der vielseitigsten unter seinen Standesgenossen. Er hat ein Jahreseinkommen von 12 Millionen Mark, gilt aber als sozialdenkender und fortschrittlicher Fürst. Auf seinem indischen Besitztum hat er sich eine Privatei senbahn für seine Hofhaltung anlegen lassen. Diese Miniaturbahn, die etwa 6 Kilometer lang ist, dient seiner persönlichen Zerstreuung. Der Fürst liebt es nämlich, den Lokomotivführer zu spielen. Ueberhaupt hat der Maharadschah von Jodhpur großes Verständnis für alle technischen Errungenschaften. Er ist ein ausgezeichneter Pilot und bringt 4 Privatflugzeuge mit nach London.

Im gleichen Alter steht der Nawab von Bahawalpur, der über den größten Mohammedanerstaat des Pandschab herrscht. Dieser Mann, der auch über Millionen verfügt, darf sich übrigens rühmen, den längsten Namen der Welt zu tragen. Er heißt nämlich: Major Doktor Königliche Hoheit Nuknud-Daula Nusrat-i-Jang Saifud-Daula Hafizul-Mulk Muksiind-Daula iva Moimud-Daula Sir Sadia Mohammed Khan Sahib der Fürste, Abbasi Bahadur Nawab von Bahawalpur. Wobei die englischen Ehrentitel und Grade noch garnicht einmal eingetroffen sind. Dieser Fürst führt seine Abstammung auf Abbas, den Onkel des Propheten, zurück.

Der „Sohn der Sonne" bringt Gangeswasser mit

Der Maharadscha von Udaipur, der den Beinamen „Sohn der Sonne" führt, reist zum ersten Male nach Europa. Er hat für sich und seine vielhundertköpfige Begleitung einen großen Dampfer gechartert. Auf diesem Schiff sind besondere Tanks für Wasser von den Gangesquellen eingerichtet worden. Der Fürst, ein strenggläubiger Herr, trinkt nur Gangeswasser. Durch ein besonderes Frischhalteverfahren wird das heilige Wasser für Monate genießbar gemacht. Indessen ist aber Vorsorge getroffen worden, um den Nachschub von Gangeswasser durch Luftkreuzer sicherzustellen, für den Fall, daß die Vorräte nicht ausreichen sollten . . .

Nicht minder interessant ist die Persönlichkeit des Fürsten von Kaschmir, der als der beste Sportsmann Indiens gilt. Dieser Maharadscha, ein Gentleman von Scheitel bis zur Sohle, beherrscht mehrere Weltsprachen, ist ein leidenschaftlicher Bridgespieler und verfügt über ein Privatvermögen von einer halben Milliarde Mark. Er stammt aus dem bergreichen Kaschmir, wo bekanntlich die schönsten Frauen Indiens leben. Bei seiner Krönung im Jahre 1926 trug er ein Gewand aus reinem Gold, mächtige Perlenschnüre und als Ohrgehänge haselnußgroße Diamanten.

Ein modernes Harun-al-Raschid

Wie anders nimmt sich dagegen der Fürst von Baroda aus. Dieser 74jährige Herrscher ist von untersetzter Gestalt, wortkarg und zurückhaltend. Trotz seines ungeheuren Reichtums führt er ein spartanisches Leben. In seinen Schatzkammern liegt eine Halskette aus Perlen, die auf 6 Millionen Mark geschätzt wird. Ferner gehört ihm ein Kollier mit dem berühmten „Stern des Südens", der an neunter Stelle unter den großen Diamanten der Welt steht. Dieser Fürst, der an Rang nur vom Nizam von Haidarabad übertroffen wird, hat seit 40 Jahren die Regierung des Staates Baroda inne. Wie ein moderner Harun-al-Raschid liebt es dieser Fürst, unerkannt unter seinem Volke zu wandeln und mit dem Aermsten seiner Untertanen zu plaudern.

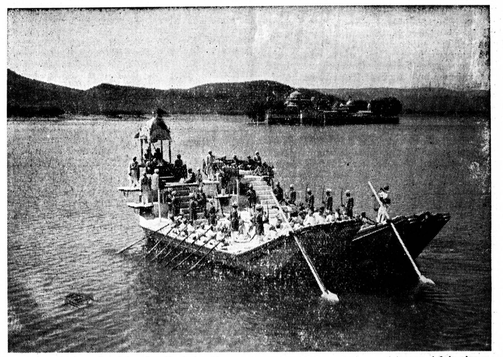
Der erst 36jährige Maharadschah von Jaipur wird allgemein als der scheueste Millionär der Welt bezeichnet. Dieser Fürst, der in England erzogen wurde, ist einer der besten Polospieler seines Landes. Seine Gattin ist bereits eingetroffen und hat im Selsdon Park Hotel in Sandestead Wohnung genommen. Mit diesem Quartier hat es seine besondere Bewandtnis. Das Selsdon Park Hotel hat nämlich noch einen alten Riesbrunnen, und nach den Gesetzen des Staates Jaipur darf die Herrscherfamilie kein Wasser trinken, das durch Metallröhren geflossen ist. Auch der Maharadschah wird in diesen Tagen hier ankommen.

Fritz van Dongen und Alex Golling in dem Indienfilm „Der Tiger von Eschnapur".

Da ist der Fürst von Kapurthala, der den Namen „Smaragd-König" zu Recht trägt, denn seine Juwelensammlung wird auf etwa 100 Millionen Mark beziffert. Erwähnenswert ist auch der Winterpalast dieses Fürsten — ein Traum in blauem und weißem Marmor, dessen Bau allein 5 Millionen kostete. Bei besonderen Zeremonien trägt auch dieser Krösus Gewänder aus purem Gold und einen Turban, dessen Spange mit Diamanten seltener Art besetzt ist.

Vorauszustellen wäre noch der Maharadschah von Bikaner, den man hier den „anzendenen Fürsten" nennt, weil er ein leidenschaftlicher Freund des Ballsaals ist. Er ist ein talentierter Pianist, bevorzugt Chopinsche Musik und geht nie zu Bett, ohne zuvor einen englischen Detektivroman gelesen zu haben. Als strenggläubiger Hindu wacht er sorglich darüber, daß kein Lederzeug in seine Nähe kommt. Selbst die schweinsledernen Polster in Autos und Eisenbahn müssen durch Sammet ersetzt werden, wenn er eine Reise unternimmt. Er bringt seinen eigenen Küchenchef mit nach London, dem wiederum ein kleines Heer von Unterköchen zur Seite steht. Sein Lieblingsgericht sind gebackene Linsen mit zehnerlei Gewürzen, die nach einem Geheimrezept bereitet werden. Auch der Fürst von Bikaner ist ein großer Sportsmann. Er hat eigenhändig nicht weniger als 200 Tiger zur Strecke gebracht, spielt leidenschaftlich Polo und macht allmorgendlich vor dem Frühstück einen ausgedehnten Dauerlaufschritt, um sich in guter Form zu halten.

Damit wären nur einige der indischen Fürstlichkeiten, die zu Georgs VI. Krönung eilen, genannt. Es gilt als sicher, daß diese Maharadschahs mit ihrem orientalischen Pomp während der Londoner Feier noch manchmal von sich reden machen werden . . .



Auf einer kleinen Insel im See liegt das Sommerhaus des Maharadschas, zu dem er sich in einem prunkvollen Boot herüberrudern läßt.

Photos (4) Tobis Europa.

Tuchan des „Smaragd-Königs"

Wohl der jüngste unter den indischen Potentaten dürfte der 18jährige Maharadschah von Cooch Behar sein, der mit der auffallend hübschen Tochter des Fürsten von Baroda vermählt ist. Obwohl der Maharadschah als auch seine Gattin sind leidenschaftliche Anhänger jeglichen Sports.

Haus, Hof und Garten

Das weiße deutsche Reichshuhn

Aus der Fülle der in den letzten Jahrzehnten in Deutschland gehaltenen Hühnerrassen sind nur ganz wenige vom Reichsnährstand als Nutzrassen anerkannt. Das besagt, daß einmal eine weitgehende Vereinheitlichung durchgeführt wurde, daß anderseits aber auch nur solche Rassen zugelassen sind, die über ausgesprochene Nutzeigenschaften verfügen. Zu diesen anerkannten Nutzrassen gehört auch das „weiße deutsche Reichshuhn". Dies kennzeichnet von vornherein seinen Wert und seine Stellung in der deutschen Geflügelzucht.

Es ist züchterisch ein langer und mühevoller Weg, aus einer derartigen, durch Kreuzung entstandenen Rasse Tiere mit sicher vererbenden äußeren Formen und durchweg guter Leistung zu schaffen. Die Reichshuhnzüchter haben in beiden Richtungen schöne Erfolge aufzuweisen. Es ist verständlich, daß anfänglich die Hauptsorge der Festigung der äußeren Form galt. Die Beschränkung auf dieses eine Ziel entsprach nicht nur den Wünschen der damaligen Züchter, sondern es liegt überhaupt im Interesse jeglicher Züchtung, erst nachdem eine Eigenschaft erblich fest verankert ist, an das Herauszüchten einer anderen zu gehen.

Auf diese Weise ist es gelungen, im weißen deutschen Reichshuhn eine Rasse von fest umrissenen Formen zu schaffen und mehr noch, diese äußere Form ganz seiner Bestimmung als Nutztasse anzupassen. In seiner ganzen Erscheinung macht es den Eindruck einer nüchternen Zweckmäßigkeit, der durch die einheitlich weiße Färbung noch unterstützt wird. Seine Figur ist straff und kräftig, straff deshalb, weil jegliche Fettansbildung des Gefieders untersagt ist. Im einzelnen gelten folgende Merkmale: Der Kopf ist bei aller Rassigkeit doch fein, mit lebhaftem Gesichtsausdruck, die Brust ist tief, voll, gut abgerundet, die Schultern sind breit, der Rücken ist gerade und breit, leicht abfallend, die Beitstellung weit, der Legebauch ist dementsprechend gut ausgebildet. Dies sind Eigenschaften, wie wir sie in ihren Grundzügen von jedem Leistungshuhn verlangen. Das Körpergewicht entspricht dem der mittelschweren Rassen. Es in Kilogramm angegeben hat wenig Zweck, da heute innerhalb aller Nutzrassen, je nach der Zuchtrichtung, recht erhebliche Gewichtsunterschiede auftreten. Jedenfalls ist es so hoch, daß das Reichshuhn sowohl ein gut befleischtes Brathähnchen als auch ein kräftiges Suppenhuhn abgibt. Da die Bein- und Hautfarbe weiß ist, wird es als Schlachthuhn anderen gelbhäutigen Rassen vorgezogen.

Und nun zur wichtigsten Nutzeigenschaft, der Legeleistung. Sie tritt bei normaler Haltung, ohne besonderes Treiben, nach etwa sieben Monaten ein. Die Aufzucht selbst macht im Vergleich mit derjenigen leichter Rassen keine größeren Schwierigkeiten. In Züchterkreisen wird der Stammdurchschnitt auf 170 Eier je Huhn und Jahr angegeben. Auch auf den Mittlegen des vorletzten Jahres wurden, allerdings bei nur geringer Tierzahl, ähnliche Zahlen festgestellt. Diese Ergebnisse können durchaus befriedigen, stehen sie doch weit über dem, was im Reichsdurchschnitt von jeder Legehenne angestrebt wird. Und trotzdem ist gerade hier für den Züchter noch ein dankbares Betätigungsfeld, das in zweierlei Richtung aussichtsreich ist. Soll das Reichshuhn eine größere Verbreitung in der deutschen Nutzgeflügelzucht finden, so dürfen dem Käufer nicht nur wenige Zuchten mit der angegebenen Leistung zur Verfügung stehen, sondern es muß die Gewißheit haben, daß auch größere Mengen eines einheitlich durchgezüchteten Materials erhältlich sind. Es gilt also die Grundlage guter Zuchten zu verbreitern, schlechte auszuschalten. Aber auch eine Verbesserung im Sinne von Leistungssteigerung ist noch möglich. Ein Vergleich der Wettlegeergebnisse der Reichshühner mit denjenigen der übrigen vier anerkannten Rassen zeigt, daß sie noch um 30 bis 50 Eier gegenüber diesen zurückstehen. Diese Spanne kann ruhig verkleinert werden, ohne daß dabei schon Mängel einer einseitig übertriebenen Leistungssteigerung zu befürchten wären. Denn die Erfahrung lehrt, daß auf dem Weg vom Herdbuchzüchter zum bäuerlichen Geflügelhalter im Punkte „Legeleistung" noch manch ein Abstrich gemacht wird, daß also die Anlage zur Eierleistung eigentlich gar nicht „gut" sein kann.

Wenn wir abschließend die Ergebnisse zu einem Gesamtbild zusammenfassen, so können wir sagen: Im „weißen deutschen Reichshuhn" besitzen wir eine Nutzrasse, deren Eigenschaften eine wirtschaftliche Haltung verbürgen und die eine weitere züchterische Bearbeitung zwecks Vervollkommnung ihrer Legeleistung wert ist.

Weißer Reichshahn

Zeichnung: Wassermann M

Weiße Reichshenne

Wenn Blüten und Früchte vom Baume fallen

Während und nach der Blütezeit sieht man ab und zu vollkommene Blüten und kleine Früchte unter den Obstbäumen liegen und kann sich die Ursache dieser Erscheinung nicht immer erklären.

Einmal können daran tierische (Apfelblütenstecher usw.) oder pilzliche Schädlinge (Monilia usw.) schuld sein. — Weiter ist auch der Frost während der Blüte der Uebeltäter, der besonders das Abfallen der Früchte unseres Beerenobstes verursacht; auch an den Erdbeerblüten hinterläßt der Frost die bekannte schwarze Mitte, die naturgemäß infolge der erfrorenen Befruchtungsorgane eingehen bzw. abfallen muß. Auch mangelhafte Befruchtung infolge eines Bienen- und Insektenmangels, ungeeigneter Pollenträger oder ungünstigen Wetters während der Flug- und Befruchtungszeit sind häufig die Ursache einer erfolglosen Befruchtung der Blüten. — Hierher gehört auch die arteigene Unfruchtbarkeit mancher Obstsorten und -arten an sich, deren Blüten naturgemäß dann abfallen werden, wenn sie nicht befruchtet werden konnten, und zwar infolge Fehlens der geeigneten Pollenträgersorten. — Darauf ist besonders in der Pflanzzeit (Frühjahr und Herbst) und bei der Sortenwahl zu achten, weshalb auch die berechtigte Mahnung an alle Obstzüchter und -freunde immer wieder ergeht, Sorten mit verschiedenen Blütezeiten zu pflanzen.

Auch das Spritzen der Bäume mit besonderen Mitteln in die Blüten hinein tut weh und hat schon oft deren völlige Vernichtung veranlaßt; also deshalb nur vor oder nach der Blüte spritzen! Und schließlich ist auch Wassermangel während und nach der Blüte, besonders an Mauerspalieren und unter Dachvorsprüngen, ein stärkerer Feind der normalen Entwicklung von Blüte und Frucht, die dadurch zum Abfallen gezwungen werden. — Aber nicht nur der Durst, sondern auch der Hunger tut unseren Obstgewächsen nicht gut; sie quittieren ihn ebenfalls mit dem Abfallen, das aber durch eine rechtzeitige öftere Kunstdüngergabe verhindert werden kann.

Praktischer Ratgeber

Ein Beitrag zur Bekämpfung des Drahtwurmes. Der Drahtwurm — agriotes obscurus — sei gärtnerischen und landwirtschaftlichen Kulturen oft so schwer zu, daß der Ausfall ganzer Ernten hinfällig werden kann. Man hat deshalb wiederholt exakte Versuche angestellt, ihn mit chemischen Mitteln zu bekämpfen. Insbesondere hat sich eine 0,2prozentige Chlorkaliumlösung bewährt, weil durch sie das Körpergewicht und der Gesundheitszustand der Larven gehoben wurde. Es hat sich aber auch gezeigt, daß diese gelben Nager sich verschieden verhalten nach dem Boden ihres Aufenthaltes. Solche Tiere aus Lehmlandböden widerstanden dem angeführten Mittel am wenigsten; solche aus Moor-, Bruch- und Sandböden zeigten sich weitaus hartnäckiger. Man führt diese Erscheinung auf den Wassergehalt der verschiedenen Bodenarten zurück. Uebrigens lieben die Engerlinge und ähnliche Larven vom Juni- und Gartenlaubkäfer den schwereren Boden mit höherem Kalkgehalt auch nicht. Der natürliche Kalkgehalt des Bodens und sein höherer Wasserverrat auf lange Sicht sieht dem Wohlbefinden dieser Schädlingslarven sehr entgegen.

Spinat von Brennesseln. Es ist wenig bekannt, daß junge Brennesseln einen wohlschmeckenden Spinat geben. 2½ kg Brennesseln, eine kleine Zwiebel, 30 g Butter, Salz und Wasser. Die gut verlesenen, zarten Brennesseln werden in kochendem Salzwasser zugedeckt gekocht oder im Kartoffeldämpfer fünf Minuten gedämpft, herausgenommen und nach dem Abtropfen durch die Maschine gedreht oder ganz fein gewiegt. Die Zwiebel verrieben in die Butter getan und gedünstet, dann den Spinat bzw. die Nesseln dazugegeben sowie Salz und alles gedämpft. Fehlt es an Feuchtigkeit, gieße man von dem Wasser nach, worin die Nesseln gekocht wurden. Zuletzt stiebt man einen Löffel Mehl daran, damit es gebundener ist. Man garniert den Spinat mit Spiegeleiern.

Winterhartes Bohnenkraut. In allen Küchengärten wird im Frühjahr Bohnenkraut ausgesät, weil es nur wenigen bekannt ist, daß es winterhartes gibt, obgleich man den Samen in jeder größeren Samenhandlung bekommt. Es verliert wohl die Blätter, treibt sie aber im Frühjahr neu.

Vier Bretter — eine Kredenz

Es sind wirklich nur vier einfache, rechtwinklige Dreiecke mit einer abgerundeten Seite, welche diese praktische und hübsche Anrichte ergeben. Sie ist besonders passend für kleine Räume oder Veranden, wo noch ein Möbelstück nicht zu schwer und störend wirken würde; sie füllt die Ecke aus und nimmt fast keinen Platz weg, dabei ist sie überraschend geräumig und alle Gegenstände stehen handlich und übersichtlich da.

Befestigt werden die Dreiecke auf Leisten, die mit langen Schrauben in die Wand geschraubt sind. (Ein Eindübeln derselben wird wohl meistens nötig sein.) Die Abstände müssen so gewählt werden, daß Flaschen aufrecht stehen können. Die praktischen Maße der Abstände sind: Von Etagere I zu Etagere II = 39 cm, von II zu III = 38 cm, und von III zu IV = 36 cm und von IV zum Erdboden = 40 cm.

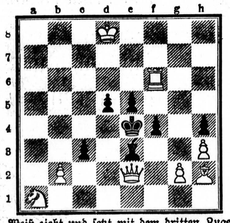
Die Maße der Rechteckseiten sind bei Etagere I = 35 cm, bei II = 39 cm, bei III = 56 cm und bei IV = 51 cm. Die zweite Etagere von unten ist die größte und befindet sich in Tischhöhe. Der lange Dreieckschenkel wird in einem leichten Halbkreisbogen gerundet. Eine dünne, möglichst etwas weich gerundete, mit feinen Stiften angenagelte Leiste schließt die Kante nach außen glatt und ordentlich ab.

Mit einer festen Lackfarbe streicht man alles möglichst hell und leuchtend und montiert, nach gutem Trocknen, in den angegebenen Abständen die Leisten in die Wand. Jeder Tischler kann diese leichte Arbeit übernehmen, wenn nicht gar ein Familienmitglied das Geschick aufbringt, die Kredenz selber zu basteln.

L. Wagner.

(Deike M)

Schachaufgabe



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Kontrollstellung: (15). **Weiß** (9): Kd8; De2; Lg2; Tf6; Sa1; Bb2, g2 u. h3. — **Schwarz** (7): Ke4; Le3; Bc3, b5, e5, f4 u. h4.

Einfügungsaufgabe.

Durch Einfügen je eines weiteren Buchstabens in die nachstehenden neun Wörter an richtiger Stelle sollen neun neue Wörter gebildet werden, wogegen die eingefügten Buchstaben selbst, verbindet man diese, eine sommerliche Erholung ergeben:

Hebel — Korn — Leer — Sigel — Buch
Tusch — Loch — Falter — Zweck.

Rätsel.

Was geht bei Regen. Sonnenschein,
Bei Hagel, Wind und Schnee
Wohl um den Eichenbaum herum,
Wenn ich ihn mir beseh'?

Geographisches Silbenrätsel.

Aus den 25 Silben:

an — be — bo — coc — cri — den — di — e — els — fels — gos — hai — il — la — lo — loo — me — min — nan — ran — rhein — se — tah — u — zen

sind elf zweisilbige geographische Namen und ein dreisilbiger zu bilden. Diese haben folgende Bedeutung:

1. Stadt in Südtirol, 2. Stadt und Schlachtort in Italien, 3. Nebenfluß der Seine, 4. nordamerikanischer Staat, 5. Stadt auf Guinea (dreisilbig), 6. Ruine am Rhein, 7. Ginesische Insel, 8. Harzgipfel, 9. Stadt in Südtirol, 10. Stadt in Westfalen, 11. Stadt in Holland, 12. britische Kolonie in Westafrika.

Hat man die Wörter richtig gebildet, ergeben diese in ihren Anfangsbuchstaben von vorn nach hinten und Endbuchstaben von hinten nach vorn zwei Wünsche jedes Ferienreisenden.

Verwandlungsrätsel.

Wandrer

Flieger

Mit drei Hauptwörtern als Zwischenstufen versuche man, einen Wandrer in einen Flieger zu verwandeln, indem man jedesmal die drei durch Kreise angedeuteten Buchstaben des vorhergehenden Wortes ändert.

Merkrätsel.

Nachtdienst — Andreas — Sellerieindustrie — Gasherd — Silizium — Bogenlampe.

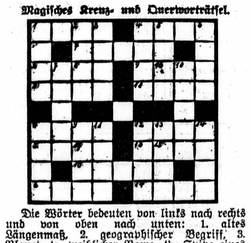
Aus den vorstehenden 6 Wörtern nehme man je 3 aufeinanderfolgende Buchstaben. Diese Buchstaben verbinde man alsdann zu 4 Wörtern, die 3 bekannte Kalendertage nennen.

Blumenversteckrätsel.

In jedem der nachstehenden fünf Sätze ist eine Blume verkapselt enthalten. Welche sind dies?

1. **Die neuen Stulpenstiefel sind mir viel zu klein.**
2. **Ich möchte wohl sehr gern einmal nach Amerika fahren.**
3. **Senden Sie mir ein Gros marinierter Heringe zu.**
4. **Mute doch schnell einmal Terese, damit wir fortkommen.**
5. **Erst kürzlich habe ich diesen Tunnel kennengelernt.**

Magisches Kreuz- und Querworträtsel.



Die Wörter bedeuten von links nach rechts und von oben nach unten: 1. altes Längenmaß, 2. geographischer Begriff, 3. Planet, 4a. weiblicher Name, 4b. Spitze eines Truppenkörpers, 5. Feuerstätte, 6. weiblicher Name, 7. Wehrmacht, 9. Bezeichnung für Straßenbahn, 10. Stadt in Kleinasien, 11. nordische Sagensammlung, 12. Zahl, 13. vordersasiatisches Hochland, 14. anderes Wort für Geck. — Diagonale 8.—15. Menschenrasse, 16. bis 17. Tonkünstler.

Verschmelzungsaufgabe.

Es soll aus den nachstehend aufgeführten je zwei Wörtern durch Umstellen der Buchstaben je ein neues Wort gebildet werden, deren Anfangsbuchstaben, miteinander verbunden, eine Jahreseinteilung ergeben.

Lei — Zank = Schreibstube
Amt — Luna = Erziehungsanstalt
Bor — Erle = Tierbaum
Irene — Mest = weiblicher Vorname
Drei — Eugen = Eigenschaft
Don — Mai = militärisches Kleidungsstück
Beer — Niet = Edelwild
Elle — Bier = militärischer Weckruf

Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe: 1. Da1—e1, Kf4×e5; 2. Se3—d5 matt. a) 1. . . ., Kf4—g5; 2. De1—f1 matt. b) 1. . . ., Kf4—g5; 2. Te5×f5 matt. c) 1. . . ., beliebig; 2. De1—g3 matt.

Versteckrätsel: 1. Graz, 2. Grund, 3. Hamm, 4. Inn, 5. Lech.

Silbenrätsel: 1. Hobeit, 2. Ekhof, 3. Raubreif, 4. Mühle, 5. Irrisch, 6. Sandec, 7. Tennis, 8. Desoe, 9. Ebith, 10. Ramsau, 11. Ilker, 12. Nimbus. — Herr ist, der uns Ruhe schafft.

Magisches Kreuz- und Querworträtsel: Von links nach rechts und von oben nach unten: 1a. Stromer, 1b. Spee, 2. Tete, 3. Rees, 4. Meta, 5. Egon, 6. Rett, 8. Eger, 9. Tero, 10. Anis, 11. Rosalie, 12. Efeu, 13. Kuli, 14. Esse. — Diagonale 7. bis 15. Perseus.

Rätselsonett: Waldmeister.

Zahlenrätsel: Laubfrosch.

Silbenwechselrätsel: China, Orgel, Sense, Inland, Male, Meer, Wegn, Aaron, Giebel, Manking, Emmi, Raupe. — Cosima Wagner.

Auf seine Kosten

„Ich kann Ihnen nichts mehr geben", sagt ein Herr zu einem Bettler den er bisher regelmäßig unterstützt hatte, „da ich mich verheiratet habe und all mein Geld selbst brauche."

„Na, das ist doch toll", brummte der Fechtbruder, „sich auf meine Kosten zu verheiraten!"

Die eine Zigarre

Arzt: „Also befolgen Sie genau meine Ratschläge und merken Sie sich, nur e i n e Zigarre nach dem Essen!"

Arzt: (einige Tage später): „Nun, wie bekommt Ihnen die Medizin?"

Patient: „Oh, sehr gut. Aber wissen Sie, nach der Zigarre nach dem Essen wird mir immer schlecht, ich habe nämlich früher nie geraucht!"

*

„Anita, ich kann dich heute noch nicht verstehen, daß du diesen gräßlichen Menschen geheiratet hast."

„Daran sind nur meine Eltern schuld, denn die waren durchaus dagegen."

*

Professor: „Ich werde Ihnen jetzt ein außerordentlich interessantes chemisches Experiment vorführen. Wenn ich dabei auch nur die geringste Kleinigkeit falsch mache, so wird die ganze Klasse, ich mit eingeschlossen, in die Luft fliegen. Bitte, treten Sie etwas näher, meine Herren, daß Sie mir besser folgen können."

*

Schüchterner Bewerber: „Ich komme, um deine Schwester zu besuchen."

Kleiner Bruder: „Ja, ich weiß. Sie hat erwartet, daß Sie kommen würden."

Bewerber: „Ja? Das ist herrlich. Hier hast du eine Mark. Woher weißt du, daß sie mich erwartet?"

Kleiner Bruder: „Weil sie ausgegangen ist."

*

„Ich bin so besorgt um meine Frau, sie ist nämlich bei diesem Unwetter in die Stadt gegangen."

„Na, sie hat doch sicher in irgendeinem Geschäft Unterschlupf gesucht."

„Eben deshalb!"

*

„Herr Pickelmann", sagte der Geschäftsreisende zu seinem Chef, „ich möchte einmal statt einer Geschäftsreise eine Hochzeitsreise machen."

„Nanu? Mit wem denn?"

„Mit Ihrer Tochter, wenn ich bitten darf?"

Kunstsinn

Höhere Tochter: „Mutter, diesen Ofen müssen wir kaufen! Die Farbe paßt so schön zu Vaters roter Nase."

Der junge Hund

Auf der Wiener Straßenbahn werden seit einiger Zeit auch Hunde befördert.

Neulich steigt ein Herr ein, der im Arm einen kleinwinzigen Dackel trägt. Der Schaffner will ihm einen Hundefahrschein zu 32 Groschen geben, aber der Hundebesitzer protestiert: „Wei Hunderl is ja erscht vier Wochen alt, alsdenn geben S' mir g'fälligst a Hundekinderkart'n!"

Die Lieblingslektüre

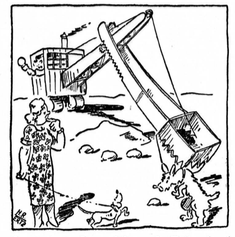
Der Bürre: „Was ist eigentlich Ihre Lieblingslektüre?"

Der Dicke: „Speisekarten!"

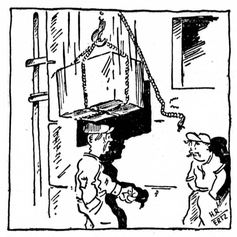
(Nachtausgabe.)

„Episödchen" vom Bau

„Paule, ich meine grade, die Dinger sind heute so schwer!"



Der galante Baggerführer als Retter in der Not.



Paris: „Genosse, die Arbeit wird streiken." — „Ist gemacht."

„Da fällt mir ein, daß ich mir die Hühneraugen schneiden wollte."

Gemütlich

Metzger (zum davoneilenden Einbrecher): „Einen Augenblick, mein Herr, ich möchte Sie noch eben in meine Kundenliste eintragen."

Höher geht's nimmer

„Was fängt denn der Speckeberg an mit seinen drei Töchtern?"

„O, das macht sich. Die erste hat einen Geologen, die zweite einen Luftschiffer und die dritte einen Astronomen."

Ein Problem

Baller kennt die Zwillingsbrüder Fritz und Franz, die sich zum Verwechseln ähnlich sehen. Mit Fritz ist er sehr gut Freund, Franz dagegen stimmert sich wenig an ihn. Einmal begegnet er einem der beiden Brüder. In der Meinung, es sei Franz, redet er ihn mit „Sie" an.

Da sagt der andere: „Aber wir sagen doch schon lange „Du" zueinander!"

„Ach, entschuldigen Sie! Weißt du, ich habe Sie für deinen Bruder gehalten!"

(Neue J. Z.)

Fritzchens Laute

„Mutti, sieh einmal, ich habe mir aus einer Zigarrenkiste eine feine Laute gemacht!"

„Ist ja großartig, Fritzchen. Aber woher hast du die Saiten?"

„Die sind aus dem Klavier."

(Jugend.)

*

„Dieses Gedicht habe ich zusammen mit meiner Frau verfaßt. Wie finden Sie es?"

„Hm — zwei Seelen und kein Gedanke."

*

Sie: „Soo, jetzt habe ich dir einen zweistündigen Vortrag gehalten, und was sagst du nun zu der Sache?"

Er: „Zu welcher Sache?"

Wehrlos

„Also der Schumrich hat dich geküßt! Hast du ihm nicht eine gelangt?"

„Ich konnte doch nicht; ich hatte ja beide Arme um seinen Hals!"

(Neue J. Z.)

Großvater hat Aerger

Fritzchen hatte die Gläser aus Großvaters Brille herausgenommen. Großvater nimmt die Brille, ohne eine Ahnung zu haben, daß die Gläser fort sind, setzt sie auf die Nase und kann nichts sehen.

„Himmel", ruft er aus, „ich habe mein Augenlicht verloren!"

Plötzlich kommt ihm der Gedanke, er könnte vielleicht vergessen haben, die Gläser zu putzen. Er nimmt also die Brille ab, aber als er nun auch keine Gläser fühlt, ruft er ganz entsetzt: „Meine Güte, das Gefühl habe ich auch verloren!"

(Answers.)

Im schönen Monat Mai

Der junge Ehemann ist dabei, für seine Frau eine Hängematte im Garten aufzuhängen.

„Alfred, wenn der Zweig nun abbricht?"

„Aber Kindchen, was frage ich denn nach einem alten morschen Nußbaumzweig, wenn es sich darum handelt, dir eine Freude zu machen?!"

(Husmodern.)

Ein schwerer Verlust

Richard hat zu Hause einen Aufsatz über den Dreißigjährigen Krieg geschrieben, aber leider hat er das Heft mit dem literarischen Meisterwerk verloren. Am Morgen, als er in die Schule gehen will, merkt er den Verlust. Er hat Angst, dem Lehrer selbst sein Mißgeschick zu erzählen, und bittet seine Mutter um eine Bescheinigung. Die Mutter ist auch sofort dazu bereit und schreibt auf einen Zettel:

„Hierdurch bescheinige ich, daß mein Sohn Richard den Dreißigjährigen Krieg verloren hat. Er wird aber sofort einen neuen anfangen, sobald er aus der Schule zurück ist. — Richards Mutter."

(Berlingske Söndag.)

Der viele Regen

„Und doch prophezeihen die Optimisten noch einen schönen Sommer!"

„Wenn es stimmt, dann hoffe ich wenigstens, daß er auf einen Sonntag fällt!"

(Lektyr.)

Warum nicht so?!

Kochen soll Mottenkugeln holen.

Kochen kommt in den Laden: „Für'n Groschen Murmeln mit Geruch!"

Teure Liebe

„Tröste dich, Waldemar, du wirst dieses Mädchen schnell vergessen und bald wieder glücklich werden!"

„Das ist nicht möglich, lieber Freund — ich habe ihr zuviel auf Abzahlung gekauft!"

(Answers.)

So nicht, und so nicht!

„Sie besitzen nun so schöne Pferde; warum reiten Sie eigentlich nicht, Herr Schaller?"

„Wissen Sie, ich mache mir nicht viel aus Pferden — auf der einen Seite beißen sie, auf der anderen Seite schlagen sie aus, und in der Mitte sind sie so glatt, daß man leicht runterfällt!"

*

Vater: „Nun sagt mir mal, Kinder, wer letzte Woche am artigsten war und alles gelernt hat, was die Mutter wollte."

Der kleine Gino: „Das warst du, Papa!"

(Gazzettino Illustrato, Italien.)

Togal ist seit Jahrzehnten bestens bewährt bei: **Rheuma, Gicht, Ischias, Grippe - Erkältungskrankheiten, Hexenschuss, Nerven- und Kopfschmerz.** Togal wirkt schmerzstillend, harnsäurelösend u. beseitigt Krankheitsstoffe! Völlig unschädlich! On Ärzten u. Kliniken immer wieder gelobt und anerkannt. Ein Versuch lohnt! M 1.29 In allen Apotheken

Gegen Verstopfung **Kneipp-Pillen** MK 1.- Kneipp-Kur-Wegweiser kostenlos durch Kneipp-Mittel-Zentrale-Würzburg

Wer Anzeigen liest, ist über den Fortschritt unterrichtet!

Asthma ist heilbar oder wenigstens weitgehend zu bessern, wenn es gelingt, die Empfindlichkeit der Atmungsschleimhaut gegen die asthmaauslösenden Reize und die Krampfbereitschaft des vegetativen Nervensystems herabzusetzen. In dieser Richtung wirkt und hat sich trefflich bewährt das „Silphoscalin". Es ist von Professoren, Aerzten, Kranken erprobt und anerkannt. — Kein Linderungsmittel von vorübergehender Wirkung, sondern eine Wirkstoffkombination zur ursächlichen Beseitigung von Reizbarkeit und Krampfbereitschaft der Atmungsschleimhaut, daher auch von nachhaltigem Erfolg gegen Husten, Verschleimung, Katarrhe, Bronchitis bei Jung u. Alt. Achten Sie beim Einkauf auf den Namen „Silphoscalin" und kaufen Sie keine Nachahmungen. Packung mit 80 Tabl. RM. 2.21 in allen Apotheken, wo nicht, dann Rosen-Apotheke, München. — Verlangen Sie von der Herstellerfirma Carl Bühler, Konstanz, kostenlos und unverbindlich Zusendung der interess. illustr. Aufklärungsschrift S 303 v. Dr. phil. nat. Strauß.

Vorräte im Haushalt, eingelegt zur rechten Zeit, sind wirtschaftlich! In **Garantol** halten sich Eier über ein Jahr!

Kielen Echte Matrosen-Kinderanzüge, Kleider und Mäntel, 5–4 monatl. Ratenzahlg. ohne Anzahlg. Schreiben Sie sofort u. verlang. gratis bemust. Angebot u. Preisliste bei Angabe v. Alter, Körpergr. Scheitel bis Fußsohle. Knabe oder Mädchen u. Beruf. Marine-Offiziersstuche u. Yachtcluberg., licht-, luft-, screckt, farb. Kammgarnstoffe, Trikot, Cord, auch Reste! Anzüge, Kostüme, Mantel, Kleid, Blicker, Hose. Marine-Versandhaus Bernhard Preller, Kiel 128

Motorfahrrad ab 148.- Frontantrieb Außenlitzung Beleuchtung Stricker-Herrenrad geliefert . . RM 36.- Drei-Sperrenrad mit Fr.K.Br. RM 29.- Katalog kostenlos E. & P. Stricker, Fahrradfabrik Brackwede-Bielefeld 585

. . . denn nur in der Wiederholung der Anzeige liegt der Erfolg!

Wie rühmlich ist's, man hat's empfunden, Herdfeger reinigt in Sekunden! Höhn's Herdfeger. Herdfeger putzt Herdplatten, Messer, Aluminium

Für 25.80 erhaltlich die Fachtr. 1 Dackh. 180/130cm mit 3 kg Fed., 2 Kiss. 80/80 cm je 1 kg Fed., Inlett gut, federdicht, echt ind. rot od. blau. Fed. dopp. gew. Alles, was z. Bett geh. find. Sie in uns. Preisliste. Must. kostenl. Nichtgef. Geld zur. Josef Christl Nachf. Inh. K. Schwarz Cham 503 Bayr. Ostm.

Darum kauf' und werd' nicht matt bis der letzte Arbeit hat

Heiraten

Geb., kath. Landwirtstocht., 35 J., mehr. Jahre die Hausgehilf. tätig gew., wünscht die **Bekanntschaft** eines nett., solid. Herrn in gesich. Arbeitsverh. Alter 35–42 J., Witwer m. Kind n. ausgeschl. Ausst. vorh. Zuschr. mit Bild unter Nr. 7/154 a. „Der 7. Tag", Paderborn.

Kathol. Ehe dch. gröste, älteste erfolgreichste kath. Vereinigung für alle Kreise Kirchl. Billigst. Rätsl. mehrere 1000 Mitglieder. Streng vertrauen. **Neuland-Verlag** R Herne i. W., Mühlenstr. 7

Pfui Knoblauch - sagen Sie nicht mehr, wenn Sie die bek. „Phito-Knoblauch-Kapseln" kennen? Ideal in Form und Wirkung, völlig geruch- u. geschmackfrei! Packung -.90, Großpackung M. 1.75. Wenn nicht am Ort erhältlich Direktversand gegen vorh. Einsendung des Gegenwertes in Briefmarken. **Curt Stargardt,** Phito-Präparate, **Breslau 13,** Körnerstr. 26

Schlank und leichter im Gewicht Prüm. m. gold. Medaille Broschüre kostenlos Kloth-Nürnberg 53 2/53

Bis 2400.- RM jährl. Einnahme auch mehr d. Champignon-Pilzzucht in Keller, Stall, Schupp., Garten usw. Ich kaufe Pilzerute u. erl. Ausk. M. Benecke, Hamburg, Heitmannstr. 12

Für Fenster und Balkon nur „Gebirgshängenelken" Preisl. gr. u. franko **A. Gnadl Pflanz.-W. Trudering** 178 Obb.

Inserieren bringt Gewinn

Recht deutliche Schrift bei Anzeigen-Manuskripten

Nähmaschinen kaufe bei **Ritter** Paderborn (Dom gegenüber) Prospekt gratis

Nicht nur gewaschen, nicht nur rein, persil-gepflegt soll Wäsche sein! P 437/37

Braune Ganzgummi-Sandale, dicke Gummisohle mit Absatz 27/30 2.10, 31/35 36/42 43/48, 2.30 2.50 2.95. Neue Preisliste 1937 mit vielen Schuheinlaufabdr. **Kostenlos** erhalten Sie sof. Postkarte genügt 100 Seiten Auswahl, 626 günstige Angebote für die ganze Familie. **Preiser** Überlanddienst Frankfurt a. M. MK 32

Aquarien Terrarien Tiere und Pflanzen 1. größter Auswahl bei A. Dauchert, Leipzig S 3 Tauchaer Str. 32. / III. Preisl. frei. Katal.-50

Golfan Vir dem Schnupfen! Unterstützen Sie die gewaltende Arbeit der Natur, sorgen Sie für die notwendige Blutauffrischung und Verjüngung durch Dr. Ernst Richters Frühstückskräutertee! Er treibt die Winterschlacken aus, sorgt für den erfrischenden Stoffwechsel und räumt das angesammelte Fett fort. Aber beginnen Sie mit der „Richter Frühlingskur" sofort, gerade jetzt ist die Wirkung vorzüglich. **Dr. ERNST RICHTERS Frühstückskräutertee** AUCH IN TABLETTENFORM DRIX-TABLETTEN

Landkarten von 1.90 an Urlaubsfahren Nick. 2.6/4 Steine Chrom 6.75 4 „ Double 8.8/ Gratiskatal. anfordern Albert Schmoll jr. Neunreade Nr. 141

Für 25.80 erhaltlich die Fachtr. 1 Dackh. 180/130cm mit 3 kg Fed., 2 Kiss. 80/80 cm je 1 kg Fed., Inlett gut, federdicht, echt ind. rot od. blau. Fed. dopp. gew. Alles, was z. Bett geh. find. Sie in uns. Preisliste. Must. kostenl. Nichtgef. Geld zur. Josef Christl Nachf. Inh. K. Schwarz Cham 503 Bayr. Ostm.

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Johanna Tops; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Johannes Link; Bildverantwortlich: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Oftergeld, sämtlich in Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. „Der 7. Tag": IV. Vj. 36: 34 130. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 8 gültig. Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erziehungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Ost- und Südwestfalen und dem oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag Westfälisches Volksblatt, G. m. b. H., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 138.

5. Jahrg. – Nr. 20 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 16. Mai 1937
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pfg.
(einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Zeichnung von E. H. Grunwald, Bavaria-Verlag

Die Welt ist voller Festgeläut,
Laut jubeln und singen die Glocken,
Und alle Herzen frohlocken:
Pfingsten, Pfingsten ist heut!

Die Erde trägt ihr Brautgewand,
Es leuchten und locken die Weiten,
Und selige Köstlichkeiten
Birgt das lachende Land.

Des Schöpfers Odem ist uns nah,
Des Geistes lebendiges Wirken;
Froh lispeln die Maien, die Birken:
Pfingsten, Pfingsten ist da!

Pfingsten

In den Kranz der alljährlichen Feiertage winden wir wieder der Blüten schönste: Pfingsten. Wir feiern es in diesem Jahre so früh, wie wir es sonst nicht gewohnt sind, mitten im Mai, mitten im schönsten Frühlingsmonat. So mag aus dem diesjährigen Pfingstfest ein rechtes Blütenfest werden. Noch steht draußen Baum und Strauch in herrlichstem Brautschmuck, in den Gärten leuchtet die Pracht der frühen Blumen und über den Feldern keimt das sanfte Grün der Saaten.

Die Dichter haben dem Pfingstfest das schöne Prädikat „lieblich" gegeben. Pfingsten, „das liebliche Fest", so ist es uns geläufig, und wir haben es gern, wenn an diesem Tage die neugewordene Welt in ihrem schimmerndsten Lichte strahlt, wenn die Sonne ihren hohen Kreis durch den klarblauen Himmel zieht und die Farben der Blüten und Blumen, des fernen Waldes und des traulichen Tales den Tag mit frischer Buntheit festlich verschönen. Wir Deutsche lieben die Heimat und die Natur, aber anders als in einer schönen Schwärmerei; wir sind ihr tiefer verbunden, nehmen mit dem Herzen Anteil an ihrem Leben und suchen in ihren Wundern, ihrem Werden und Vergehen den Geheimnissen unseres eigenen Lebens nachzuspüren.

***

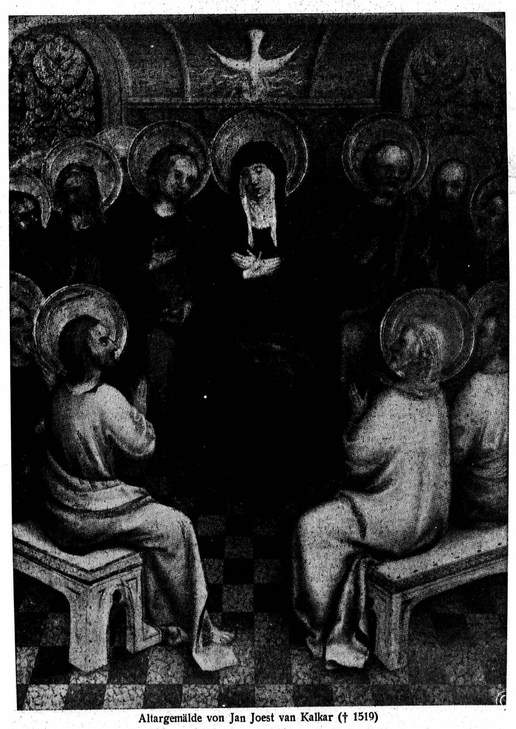
Pfingsten, Fest des Schöpfer-Geistes, Fest des Geistes Gottes! Der biblische Bericht hat uns überliefert, wie er am Pfingstfeste in Sturmesbrausen und unter Feuersgestalt auf die Apostel herabkam. Und es geschah, daß auch die Fremden, die das Wort der Apostel vernahmen, es verstanden, als wäre es in ihrer Muttersprache gesprochen!

Dieses Ereignis steht im Mittelpunkt des Pfingsttages. Und keine schönere Jahreszeit als die des Frühlings könnte man sich denken zur Feier dieses Festes; denn wenn wir in den ersten sonnigen Tagen des Frühlings nun die Muße haben, hinauszuwandern in Wald und Feld, das deutsche Land zu durchstreifen, so werden wir ja gerade zu dieser Zeit überall die Spuren dieses Schöpfer-Geistes finden, der sich in den Wundern der Natur, in ihren Geheimnissen und Rätseln, in ihrem Leben und am herrlichsten in ihrem Frühling ein unvergleichliches Denkmal schuf.

Und geschieht nicht an uns selbst ein Wunder? Kehren wir denn nicht als neue Menschen von unserer Wanderung heim? Wir sind durch die kleinen Wege zwischen den Feldern gestreift und haben die sprießenden Saaten gesehn, aus denen wieder uns Brot wird für die künftigen Tage. Wir sind in den Dom des Waldes getreten und haben herrliche Gedanken gefunden in seiner ehrwürdigen und feierlichen Stille. Wir sind am unruhig eilenden Fluß gestanden und haben auf sein Rauschen wie auf die Stimme eines Menschen gehört, und haben schließlich ein Lied gefunden, dessen Weise von irgendwo anklang, von fremden Menschen irgendwo weit —, aber sind sie uns denn tatsächlich fremd gewesen in dieser Stunde? Haben wir denn nicht ihr Lied gefunden, und wenn wir ihnen hinterher begegnet sind, haben wir sie denn nicht freundlich gegrüßt wie gute Bekannte und mit ihnen gemeinsam gelagert am Waldesrand? Ja, eine heimliche Begeisterung hat uns im Leuchten des Frühlings erfaßt, die aus uns Büroschreibern, aus uns Fabrikarbeitern, aus uns Geistesarbeitern Menschen gemacht hat, zwischen denen plötzlich nichts mehr war, was sonst im Alltag vielleicht immer noch wieder hemmend von einem zum andern ist, zwischen denen nichts mehr war als die gemeinsame Freude des Festes, als der Geist dieses Festes, in dem plötzlich der eine den anderen so gut verstand, daß sie sich begegneten wie gute Freunde. Eine Gemeinschaft sind alle in diesen festlichen Tagen, und zu ihr gehört jeder, der sich ihr willig und rückhaltlos hingibt. Geist der Gemeinschaft ist auch Geist von jenem Pfingstgeist, unter dem die Menschen in der Gemeinschaft vor ihrem Schöpfer, vor ihrem Gott stehen.

***

Wir wissen um die Kraft des schöpferischen Geistes im Leben, in der Geschichte unseres Volkes. Jeder weiß, was gemeint ist, wenn er hört etwa vom Geist der Augusttage von 1914. Immer war es die große gewaltige Kraft, die wie ein Sturmwind und mit Feuersgewalt die Menschenherzen in großen geschichtlichen Augenblicken erfaßte, die jeden Einzelnen über alle Hemmungen hinweg anschloß an ein großes gemeinsames Ziel, die ihn rückhaltlos stellte in die Front der unter dem Geist des Augenblicks geschaffenen Gemeinschaft. Es ist jener Geist, der immer die Kraft eines großen entscheidenden Vorstoßes gab, der immer wieder die Menschen aus der Ermüdung und Erschlaffung weckte und vorwärts trieb zu neuen Taten. Jener Geist auch, der sich aufbäumte gegen die Gotteserne einer leeren materialistischen Weltanschauung, jener Geist, der die Kraft schenkt und erhält, zu kämpfen um das Glück des Volkes, um das Glück der Menschheit. Kein Fertigsein gibt es da, kein Ruhen und Rasten. Dafür ist Zeugnis die große politische Geschichte unseres Volkes, seine Kultur, seine Kunst. Steinernes Zeugnis dieser heiligen Unrast sind die gotischen Dome überall im deutschen Land, deren himmelanstrebendes Ragen durch die Jahrhunderte Kunde gibt vom ungebrochenen Mute des Wagens, von der nimmermüden Sehnsucht nach der Vollendung, nach der Erhöhung unseres Lebens.



Altargemälde von Jan Joest van Kalkar († 1519)

So können wir der Pfingstfeier einen tiefen Gehalt auch dadurch geben, daß wir an diesem Tage jenen das Antlitz der Erde stets erneuernden Geist ehren, der uns immer wieder aus der betriebsamen Enge unseres kleinen und umgrenzten Lebens hinaushebt in ein größeres Dasein, da der Blick uns weit und offen wird und unruhig das Herz ob der hohen Ziele, denen ein jeder für sich wie in der Gemeinschaft zustrebt.

Jubel / *Von Hans Gäfgen*

Der Frühling sendet seine Boten
O o tief in unsrer Städte Grau.
Und in dem Gold der Maienblumen
Ergänzt der Wald, das Feld, die Au.

Nun ist der kleinste Ast am Baume
Träger von wundersamem Blüh'n,
Und Düfte mit den hellen Wolken
Wie Opferrauch zum Himmel zieh'n.

Es freut sich alles, was geschaffen,
Und jedes Lied ist wie Gebet,
Das zu dem Herrn der Kreaturen
Wie freudevolles Danken weht.

Wir wollen wieder uns erinnern,
Daß wir den Wolken und dem Wind,
Den Blütenzweigen, Schmetterlingen
Verbunden und verschwistert sind.

Und bannen aus der Menschenseele
Die Hast und aller Unruh' Pein
Und mit den Blumen, Nachtigallen
Ein froher Chor im Frühling sein.

Dies nebenbei

Aus einem von der Bundesregierung in Washington herausgegebenen Bericht geht hervor, daß gegenwärtig in den Vereinigten Staaten 312 Schüler der höheren Klassen im Besitze von eigenen Flugzeugen sind. Unter ihnen befinden sich nach diesen Angaben nicht weniger als 90, die den täglichen Schulweg im Flugzeug zurücklegen, wobei sie sich als ihre eigenen Piloten betätigen. Einer dieser Schüler muß sogar zweimal täglich den Schulweg von 180 Kilometer auf dem Luftwege bewältigen. Die Statistik gibt ferner an, daß nahezu 1000 weitere Schüler den Pilotenkurs absolviert und die Prüfung mit bestem Erfolg abgelegt haben, jedoch nicht im Besitze eines eigenen Flugzeuges sind. Mit diesen Ziffern stehen die Vereinigten Staaten auf einsamer Höhe. Sie erklären sich in erster Linie durch die Tatsache, daß auf dem amerikanischen Kontinent die Entfernungen ganz andere sind, als etwa in Europa. Söhne von Großfarmern, die eine höhere Schule besuchen wollen, sind geradezu gezwungen, sich des Flugzeuges zu bedienen, wenn sie im elterlichen Hause wohnen wollen. Was hätten wohl die Professoren unserer Väter gesagt, wenn ihre Zöglinge buchstäblich auf dem Luftwege im Klassenzimmer gelandet wären!

*

Während man sich in zahlreichen Ländern der Erde über einen bedenklichen Geburtenrückgang beklagt, kommt aus Washington die überraschende Mitteilung, daß sich ein Volk, das man allgemein als zum Aussterben verurteilt betrachtete, in den letzten Jahren erstaunlich vermehrt hat. „Die Indianer sterben aus!" Wie oft haben wir diese Klage vernommen und das Ende eines von Romantik umhauchten Volkes betrauert, dem die moderne Zivilisation den Garaus zu machen schien. Nun meldet das Statistische Amt der amerikanischen Bundesregierung in Washington, daß die in Nordamerika lebenden Indianer auf dem besten Wege sind, wieder jene Ziffern zu erreichen, die sie aufwiesen, als die Europäer zum ersten Mal den amerikanischen Kontinent betraten. Eine Zählung im Jahre 1921 ergab, daß in Nordamerika damals etwa 382 000 Indianer lebten, von denen sich 111 000 in Kanada, 2600 in Alaska und 245 000 in den Vereinigten Staaten befanden. Seitdem hat sich diese Ziffer um mehr als 100 000 vergrößert eine „sterbende Rasse" hat sich von den in ihr steckenden Krankheitskeimen erholt und in die moderne Zeit hineingefunden; das indianische Volk hat, wie die Statistik zeigt, die meisten Geburtenziffern von allen Völkern der Erde aufzuweisen. Man sucht die Gründe für diese überraschende Erscheinung zum Teil mit der Tatsache zu erklären, daß es zahlreiche Indianerstämme durch auf ihren Territorien entdeckte Oelquellen zu Wohlstand gebracht haben.

*

Die Erben des vor fünf Jahren verstorbenen berühmten englischen Kriminalschriftstellers Edgar Wallace haben sich vor kurzem in London zu einer eigenen Aktiengesellschaft zusammengeschlossen, die die weitere Auswertung der zahllosen Werke von Wallace übernehmen soll. Man versucht hier sozusagen den literarischen Nachlaß von Edgar Wallace zu „industrialisieren", um die Einahmen durch den Verkauf von Büchern und Verfilmungsrechten nicht versiegen zu lassen. Eine ähnliche Institution gibt es übrigens auch in Amerika, wo der Schriftsteller Edgar Rice Borrough eine „Tarzan-GmbH." gegründet hat, um aus der von ihm erfundenen Urwaldfigur „Tarzan" möglichst viel Kapital zu schlagen. Borrough schrieb 1913 seinen Roman „Tarzan bei den Affen", der eine Auflage von nahezu 3 Millionen Bänden erreichte und in zweiundzwanzig Sprachen über die Erde verbreitet wurde. Die „Tarzan-GmbH." vergibt sämtliche Theater-, Film- und Reklamerechte, in denen der geschützte Name „Tarzan" verwandt wird.

*

Der Bamberger Dom feierte in den ersten Maitagen dieses Jahres das 700-Jahrgedächtnis des Tages, an dem er seine kirchliche Weihe erhielt. (Wir verweisen auf den Aufsatz „Der Dom des Deutschen Reiters" in dieser Nummer). Dadurch ist dieses einzigartige Baudenkmal frühdeutscher Kulturgeschichte aufs neue in den Mittelpunkt des Interesses gerückt. Für alle diejenigen, die nicht die Gelegenheit hatten, das ehrwürdige Bamberg zu besuchen und bewundernd vor dem Standbild des Reiters zu stehen wird es eine Freude sein, das Sonderheft aus der hier schon wiederholt besprochenen Reihe „Deutsche Kunst" (im Angelsachsen Verlag, Bremen) in der Hand zu haben. Das Ziel der „Deutschen Kunst", jedem für die geistigen Güter unseres Volkes Interessierten die Schätze der deutschen Kunst zu erschließen, ist hier in einem hervorragenden Falle glänzend erreicht. 24 Tafeln künstlerisch hervorragender Photos, die Walter Hege schuf, führen uns zum Domhügel und durch den Dom, zu den Bildwerken und auch zum Reiter, über diesen Bildern man mit der gleichen Eindringlichkeit sinnt als stünde man vor dem steinernen Werk. Hinzukommt aber noch, daß Walter Stange zu diesen Tafeln einen Text schrieb, der in knapper aber sonveräner Weise auch durch das Wort noch das Erlebnis der Bilder unterstreicht, die Kenntnis vertieft und das Sinnen auf die großen und entscheidenden Gedanken weitet. (Preis des Heftes 5,40 RM). — Als laufende Nummern sind in der Reihe „Deutsche Kunst" letzlich erschienen (Band 3. Lieferung 4) ein Sonderheft über Hans Holbein den Jüngeren mit einem Aufsatz von Ulrich Christoffel. Die Lieferung 5 umfaßt wieder Reproduktionen aus verschiedenen Gebieten: Besondere Erwähnung verdienen die Tafeln von den Türen von St. Maria im Kapitol in Köln, deren völlige Wiederherstellung erst kürzlich gelang.

Pfingstmorgen im Walde

Von Lu Volbehr

Wenige Tage vor Pfingsten waren sie erst eingekehrt, die flüchtigen Sommergäste, das goldgefiederte Pirolpaar, die Pfingstvögel. Gleich hatten sie begonnen ihr Nest zu bauen in der alten Eiche hinter dem Haus, wie im Jahr zuvor. Heiernd sangen sie gegen die Finken und Amseln. Zur frühesten Stunde vollführten die neuen Ankömmlinge gewaltigen Lärm in das erwachende Gezwitscher der anderen Vögel. Ihr „Prosit! Prosit!" verscheuchte mir endgültig den Schlaf.

Goldenes Sonnenlicht strahlte über die waldigen Höhen und kündete das Aufsteigen des Sonnenballs in den klaren, wolkenlosen Pfingsthimmel. Erwartungsvoll stand mein treuer Begleiter, Roland der Schäferhund, am Hausfor, geradeaus gerichtet die schmale Schnauze, leicht hin und her fächelnd seine stolze Rute, um nur ja keine Sekunde zu versäumen von der herrlichen Freiheit draußen, wenn ich erst die Türklinke niedergedrückt haben würde.

Dann gings hinaus mit gewaltigen Sätzen, mir voraus durch den blühenden Garten, über die Hecke hinweg und über den Landweg in die blumenreichen Wiesen. Die Luft war erfüllt vom süßen Duft der Veilchen, des Goldlacks, die den Gartenweg einsäumten, und des Geißblattgeranks am Haus.

Aus den Blütenkronen der Bäume klang das Summen der Bienen wie feines Geläut, begleitet von tiefem Gebrumm der Hummeln. Die dichten Stauden der Pfingstrosen, die links und rechts vom Gartentor standen, trugen dicke, schwellende Knospen, noch unerschlossen, feucht glänzend vom nächtlichen Tau.

Kein anderer Laut, als das Pfeifen und Trillern der Vögel, das Surren und Summen der Insekten war in dieser frühen Pfingstmorgenstunde zu hören gewesen. Dann nur mein Pfiff nach meinem Hund, der angestürmt kam, die Rute hochtragend, und das Maul wie im Lachen geöffnet, mit heraushängender Zunge, um sich betrübt an die Leine nehmen zu lassen, ehe wir den Wald betraten, diesen Wald voll jagdbaren Wilds, diese Welt voll Verlockungen und Gefahren für einen jagdfrohen Hund. Da half kein Tänzeln und Wedeln, kein verhaltenes Knurren, kein kurzes, lautes Aufbellen, wenn es im Unterholz geheimnisvoll raschelte und rauschte, wenn ein Hase über den Weg lief oder in toller Flucht Haken schlug, wenn Eichkatzen an den Stämmen emporkletterten und mit pfeifenden Tönen von Ast zu Ast flüchteten.

Die gerad gewachsenen, kraftvollen Stämme der Buchen, die wie Säulen das breitauslandende Gezäst ihres Kronendachs trugen, begannen zu blitzen, golden aufzuleuchten; Smaragdgrün glänzte das Laub in den ersten Sonnenstrahlen, die sich durch die Stämme des Waldes drängten. Der Blick in die weite Ebene, der sich bei der Biegung des Weges um den dichtbewachsenen Hügel bot, stieß geradezu auf dem, unter der sich ausbreitenden Sonnenfülle erwachenden Land und dem aufblitzenden Strom ab fernen Horizont.

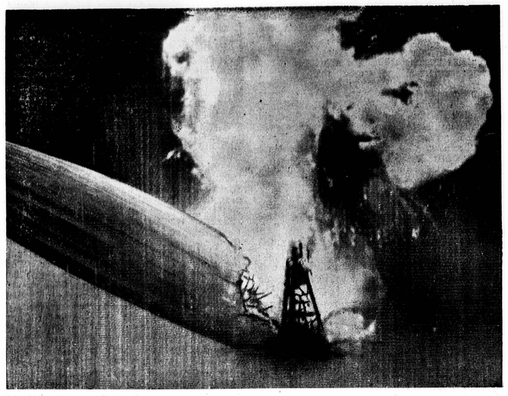
In geheimnisvolles noch somnenloses Frühlicht führte der Weg dann aus dem erwachenden Tag im Bogen zwischen dunklen Tannen und rotstämmigen Föhren über nadelbestreuten, wurzelreichen Boden, zwischen bemoosten Felsentrocken und gefällten Baumstämmen.

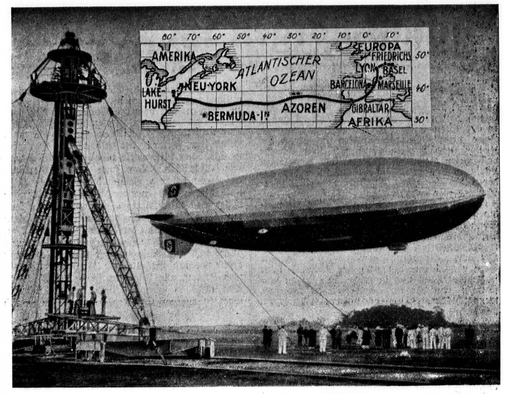
Die Nase hoch, unruhig und aufgeregt stieß mich von Zeit zu Zeit mein Hund bittend an. Aber ich nahm ihn nur kurzer noch an die Leine, konnte ich doch zu genau die Ursache seiner Erregung in diesem wildreichen Forst.

Kein Verbellen und Jagen, kein Rufen und Pfeifen sollte dieses Waldes Frieden stören, diesen geheimnisvollen Märchenschlaf wecken.

Gänseblümchen (Mauritius, M.)

Ich gehörte nicht zu den Menschen, die Wald und Flur als Tummelplatz betrachten, als Stätte, wo sie ihre Kräfte messen, ihre Geschicklichkeit erproben, ihre Ausdauer stählen, ihre Sinne schärfen, ihre Lungen weiten, ihre Muskeln kräftigen, ihre Nerven beruhigen, ihre Seele erfreuen, ihr Gemüt erheben, ihr Herz erwärmen, ihren Geist erfrischen, ihre Phantasie beflügeln, ihre Gedanken ordnen, ihre Sehnsucht stillen, ihre Liebe vertiefen, ihre Ehrfurcht vor der Schöpfung und ihrem Schöpfer wecken wollen.





Zum Absturz des deutschen Luftschiffs „Hindenburg“

Bild rechts oben:

Luftschiff „Hindenburg“, das auf dem amerikanischen Flughafen Lakehurst durch eine Explosion völlig zerstört wurde. Im Ausschnitt eine Karte von der Fahrtroute über den Nordatlantik. (Erich Zander, Archiv, K.)

Bild links oben:

Das erste Funkbild aus Amerika. Das Luftschiff „Hindenburg“ im Augenblick der Explosion aufgenommen. (Weltbild, K.)

Bild links:

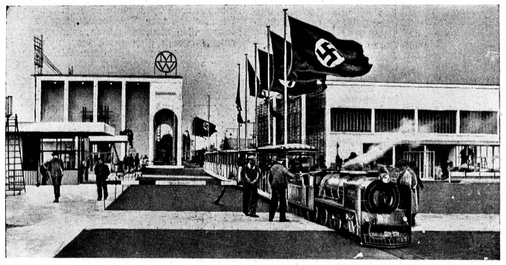
Kapitän Lehmann, der sich zur Beratung des Schiffskommandos an Bord des Luftschiffes befand. (Erich Zander, Archiv, K.)

Bild rechts:

Kapitän Pruß, der das Kommando des Luftschiffes innehatte. (Weltbild, K.)

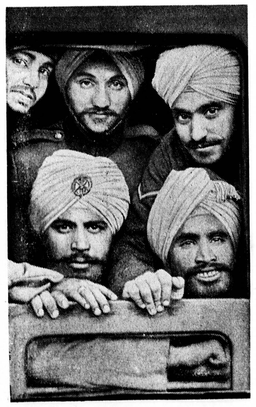
Von Blomberg in London

Der Vertreter des Führers und Reichskanzlers bei den englischen Krönungsfeierlichkeiten, Reichskriegsminister Generalfeldmarschall v. Blomberg (rechts), traf auf dem Viktoria-Bahnhof in London ein, wo er von dem deutschen Botschafter v. Ribbentrop (links) und von Prinz Arthur von Connaught, als Vertreter des englischen Königshauses empfangen wurde. (Scherl Bilderdienst, K.)



Der polnische Justizminister in Berlin

In Berlin traf aus Warschau kommend, der polnische Justizminister Grabowski mit Gattin ein. Zu seinem Empfang hatten sich der Präsident der Akademie für deutsches Recht, Reichsminister Dr. Frank, und Frau Frank eingefunden. Von links nach rechts: Frau Grabowski, Justizminister Grabowski, der polnische Botschafter Lipski (mit Zylinder), Reichsminister Dr. Frank mit Gattin und Frau Lipski. (Weltbild, K.)

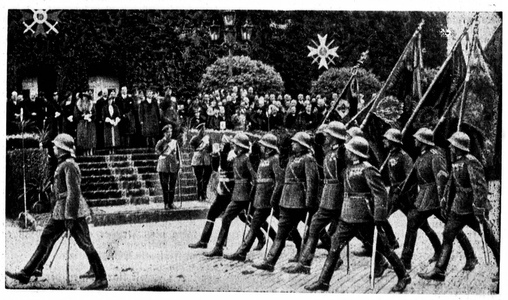


Mittelholzer tödlich verunglückt

Der bekannte schweizerische Flieger Walter Mittelholzer aus Zürich ist auf einer Kletterpartie, die er mit einem Wiener Hochschüler und der Gattin eines Architekten aus Wien unternommen hatte, in der Steiermark tödlich verunglückt. Mittelholzer ist besonders durch seine Afrikaflüge bekannt geworden.

Die Reichsausstellung „Schaffendes Volk” eröffnet

Ministerpräsident Generaloberst Göring auf einem Rundgang durch die Ausstellung „Schaffendes Volk“ in Düsseldorf, die er eröffnete. (Weltbild, K.)



Exotische Krönungsgäste

Die Ankunft indischer und burmesischer Offiziere auf dem Bahnhof in London. (Presephoto, K.)

Georgentag in Sofia

Anläßlich des Georgentages fand in Sofia eine große Truppenparade vor König Boris, den fremden Militärattachees und den neuernannten Generalen statt, wobei die Truppen zum ersten Male ihre neuen Fahnen mitführten. (Scherl Bilderdienst, K.)

Um es gleich vorweg zu nehmen: so umständlich, zeitraubend und kostspielig wie es auf den ersten Blick erscheinen mag, ist die Aquarien-Liebhaberei, wenn sie im bescheidenen Umfange betrieben wird, nicht. Manch einer verbindet nämlich mit dem Begriff des Aquariums sogleich die Vorstellung einer ewigen Wasserplanscherei mit mehr oder weniger großen „Ueberschwemmungen“ im Wohnzimmer, eit dauerndes Säubern und Reinhalten der Becken usw. Aber nein, so schlimm ist es wirklich nicht; im Gegenteil, bei sachgemäßer Einrichtung und Pflege sind die Mühen wahrlich gering und werden durch die Schönheit des Aquariums und die Munterkeit seiner Insassen reichlich aufgewogen. Ein ganz klein wenig Pflege zwar verlangen unsere Fischchen auch; und wer allerdings diese geringe Mühe scheut, der fange lieber gar nicht an; denn die Tierchen sollen sich bei uns im Wohnzimmeraquarium genau so wohl fühlen, wie da draußen, es darf auf keinen Fall eine Tierquälerei daraus werden, was auch ein wirklicher Naturfreund gewiß nicht will. Und doch sei es noch einmal gesagt, die Pflege ist nicht größer, wie bei verwandten Liebhabereien auch, wie z. B. der Vogel- oder Blumenpflege.

Die beste Zeit zur Einrichtung eines Aquariums ist das Frühjahr, der Sommer und der Anfang des Herbstes. Die dann folgende Zeit ist ungeeignet, da die Wasserpflanzen nicht mehr angehen und Wurzel fassen. Als Erstes müssen wir uns nun ein Glasbecken besorgen; aber nicht eines jener sogenannten „Goldfischgläser“, jener runden, vasenartigen Gläser mit einem sich nach oben verengenden Hals. Man findet gelegentlich immer wieder ein solches Glas, ohne jeglichen Pflanzenwuchs mit einem Goldfisch, der dauernd an der Oberfläche des Wassers hängt und elendig nach Luft schnappt. So etwas ist Tierquälerei; selbst die häufige Versicherung, daß bei der Großmutter in eben einem solchen Glase ein Goldfisch zehn und noch mehr Jahre gelebt hat, ändert an der Tatsache nichts.

Wir wollen dagegen versuchen, die Verhältnisse von draußen möglichst naturgetreu in unserem Wohnzimmeraquarium nachzuahmen. Hierzu gehört eine gute Bepflanzung des Beckens mit Wasserpflanzen; denn dann ergänzen sich Tier und Pflanzen gegenseitig. Die Pflanzen scheiden unter der Einwirkung des Sonnenlichtes Sauerstoff aus, der von den Fischen zur Atmung gebraucht wird, während die ausgeatmete Kohlensäure den Pflanzen wiederum zum Aufbau dient. Außerdem sind die Exkremente der Fische Dünger für die Pflanzen. Diese Wechselwirkung von Tier und Pflanze ist zum guten Gedeihen unserer Pfleglinge unbedingt erforderlich. Bedenken wir auch wohl, daß die Auffrischung des Wassers mit dem Sauerstoff der Luft beim Aquarium infolge der kleinen Berührungsfläche nur äußerst gering ist, während in der Natur durch die ungeheuer großen Flächen, — im Gegensatz zum Aquarium — durch Wind und Strömung die Vermengung eine viel intensivere ist.

Wir besorgen uns deshalb ein viereckiges Glasbecken, ein sogenanntes Kastenaquarium in irgendeiner Aquarien- oder Glashandlung. Die Größe des Beckens richtet sich nach dem Geldbeutel und dem vorhandenen Platz. Im Allgemeinen entspricht ein Becken mit den Maßen: Länge 30 bis 35 Zentimeter, Breite 20 bis 22 Zentimeter, und Höhe 25 bis 27 Zentimeter schon allen Bedingungen, um zwei bis drei kleinere Fische pflegen zu können.

Der günstigste Platz für das Aquarium ist das Fensterbrett oder wenigstens ein Stand bis zu 30 bis 50 Zentimeter vom Fenster entfernt, damit der Pflanzenwuchs auch die zum guten Gedeihen notwendige Lichtmenge bekommt. Allerdings genügt ein freier Fensterplatz nach Norden hin vollständig. Im Gegenteil muß das Aquarium vor all zu grellem Sonnenlicht z. B. der Südseiten durch Vorstellen von Pappe oder dunklem Papier geschützt werden, da die Pflanzen sonst veralgen und das Aquarium in sehr kurzer Zeit recht unansehnlich wird.

Der Boden des Beckens wird nun mit einer 3 bis 5 Zentimeter hohen Schicht reingewaschenen Flußsandes, der das Wasser nicht mehr trübt, bedeckt, und zwar derart, daß der Boden nach einer Ecke hin abfällt. Der sich bildende Schlamm sammelt sich dann in dieser „Schlammecke“ und ist hier leichter zu entfernen. Auch einige Bodenerhebungen und Senkungen sind sehr reizvoll. Wer auch Ueberwasserpflanzen pflegen will, kann zu unterst eine kräftigere Lehmschicht nehmen, die dann mit Sand überschichtet wird. Im Allgemeinen wird jedoch meistens eine Sandschicht ausreichen.

Zur Bepflanzung nehmen wir in- oder ausländische Wasser- und Sumpfpflanzen. Dem Anfänger seien vor allem die Wasserpest, die Vallisneria, Pfeilkraut und Quellmoos empfohlen. Nun pflanze man das Becken nicht wahllos voll, sondern bedenke, daß eine etwas knappe Bepflanzung viel besser wirkt, als ein helloses Durcheinanderranken der Wasserpflanzen, und daß die Fische auch zum Schwimmen und Austummeln Platz gebrauchen. Einige Pflanzen zu Gruppen zusammengesetzt, hellfarbige den dunkleren gegenübergestellt, einige Kiesel oder „Felsbrocken“ dazwischen verteilt, erhöhen die gute Wirkung. Die Futterecke und die tiefste Stelle des Aquariums lassen wir ganz frei von Pflanzen. Mit einem Stäbchen werden nun die Wurzeln oder Enden bei Stecklingen vorsichtig in den Sand gedrückt und eventuell noch durch einen Stein beschwert. Dann wird alles mit einer Zeitung oder einem Papier gut zugedeckt — etwas Vorsicht ist nötig, damit die Pflanzen nicht knicken — dann füllt man vermittels eines Schlauches das Wasser ein. Das eingelegte Papier verhütet nun, daß der Wasserstrahl Sand und Pflanzen nicht wieder auf- und durcheinanderwirbelt. Zum Auffüllen nehmen wir Leitungswasser. Wasser aus Teichen oder Tümpeln ist weniger geeignet dafür. Man füllt das Becken nicht ganz, sondern läßt 4 bis 5 Zentimeter vom Rande frei, nimmt dann das Papier vorsichtig heraus und richtet, falls nötig, mit einem Stäbchen die Pflanzen auf. Ein solch neu eingerichtetes Aquarium bleibt 14 Tage ohne Fische, damit die Pflanzen Zeit haben, Wurzel zu fassen und festzuwachsen.

Für ein Becken von der angegebenen Größe eignen sich 2—3 kleinere Fische. Dem Anfänger sind besonders der Goldfisch und die Goldfischabarten z. B. der Schleierschwanz und von Bewohnern unserer heimischen Gewässer Karausche, Bitterling, Elritze und Stichling zu empfehlen. Besonders der letztere ist wegen seiner eigenartigen Fortpflanzungsweise ein sehr beliebter Aquarienfisch geworden. Er schreitet nämlich schon in kleinen Becken — es genügen 8—10 l — zur Fortpflanzung; Voraussetzung allerdings ist eine gute Bepflanzung. Zur Laichzeit baut dann das Männchen zwischen den Wasserpflanzen ein länglich rundes Nest. Mit dem Maul werden Pflanzenteile abgebissen und herbeigeschleppt, dabei nur die Stiele ausgewählt, die infolge ihrer Schwere untersinken, die einzelnen Teile werden dann mit einem aus der Harnblase ausgeschiedenen Klebstoff zusammengefügt und haltbar gemacht. Nachdem einige Weibchen ihren Laich in dem Neste abgelegt haben, hält das Männchen treulich Wacht; die ausgeschlüpften Jungen werden auch in der nächsten Zeit vom Vater noch bewacht und beschützt. Sehr beliebt ist ebenfalls der Bitterling, da besonders zur Laichzeit das Männchen in den herrlichsten Farben prangt.

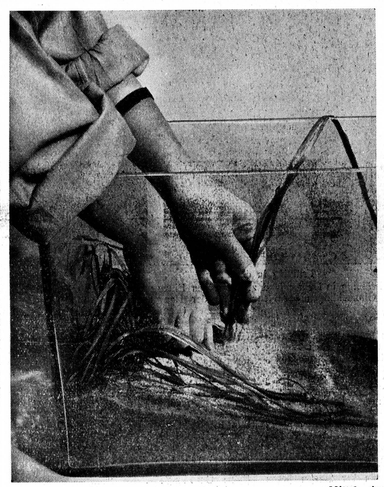
Alle diese oben erwähnten Fische sind sehr anspruchslos, und ihre Pflege bereitet keine Schwierigkeit. Im Winter genügt ein frostfreies Zimmer vollauf, während die große Zahl der ausländischen Zierfische meist höhere Temperaturen verlangen, bzw. gegen Temperaturschwankungen sehr empfindlich sind. Zu ihrer Zucht und Pflege ist schon ausführlichere Belehrung nötig, die den Rahmen dieses Artikels, der für den Anfänger bestimmt ist, überschreiten würde.

Für die Fütterung ist zu beachten: man füttere lieber etwas zu wenig als zuviel. Als Futter kommen die lebenden Wasserflöhe, (Daphnien und Cyklops), die man aus jedem Teich oder Tümpel selbst fangen oder aber auch vom Händler beziehen kann, ferner Enchyträen, eine Gattung kleiner Würmer, in Frage. Das künstliche Trockenfutter gibt man zweckmäßig in einem viereckigen Glasring, um es an einer Stelle zusammenzuhalten, da es sich sonst auf der ganzen Wasserfläche verteilt. Auch hiermit sei man sparsam. Im Sommer füttere man jeden oder jeden zweiten Tag, im Winter genügt einmal wöchentlich eine Fütterung.

Wie anfangs schon gesagt, ist in einem gut eingerichteten Aquarium ein Wasserwechsel für längere Zeit nicht nötig. Für den Anfänger ist es jedoch ratsam, alle paar Wochen mit Hilfe eines Gummischlauches das Wasser abzulassen, nachdem die Fische zuvor mit einem Netz entfernt werden, die Wände mit Hilfe eines Lappens und etwas Putzpulver von den Algen zu säubern und dann wieder frisch aufzufüllen.

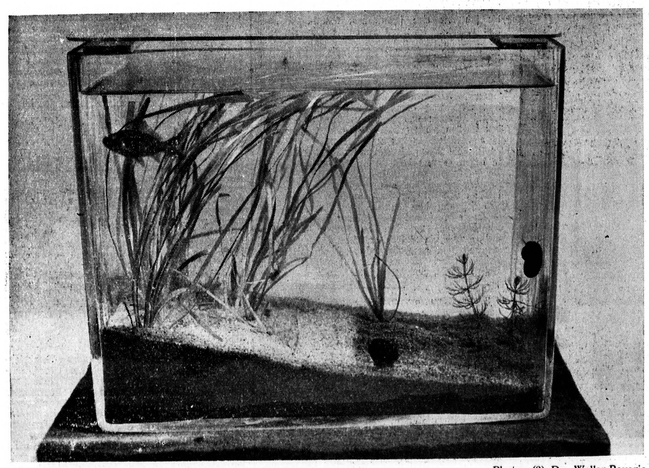
Es sei zum Schluß noch empfohlen, das Aquarium mit einer Glasplatte, die auf zwei Hölzchen ruht, abzudecken, da einige Fische die schlechte Angewohnheit haben, aus dem Wasser zu springen, und es einem sonst passieren kann, daß der Schlüpfling eines Morgens tot neben dem Becken aufgefunden wird.

Dr. K.



Pflanzen werden eingesetzt

Mittels eines Schlauches kann man bequem das Wasser aus dem Aquarium ablassen



Das fertige Aquarium

Photos (3) Dr. Weller-Bavaria

Schön deutsche Heimat

Land des Reisens
Land der Ferien

Vom Königstuhl zum Kaiserstuhl

Von Hanspeter Moll

Es sind besondere Namen, Königstuhl und Kaiserstuhl, die der Berg und das Gebirge, die im Norden und Süden wie Wächter des badischen Landes stehen, tragen. Wer aber in der Blütezeit von dort oben hineingeschaut hat ins schimmernde, in Duft und Glanz sich breitende Land, der weiß, daß diese Namen nicht von ungefähr kommen. Auf keinen besseren Platz könnte ein königlicher Herr seinen Stuhl stellen, als hoch über das blütenduftende Heidelberg, von dem Scheffel gesungen:

„Und kommt aus lindem Süden der Frühling übers Land,
Dann webt er dir aus Blüten ein schimmernd Brautgewand."

Eines Kaisers Herz aber würde höher schlagen, voll freudigen Stolzes würde der Herrscherblick vom Sitze auf dem Kaiserstuhl die Landschaft umfangen, auf der schäumend der Rausch des Blühens wie eine mächtige weiße, flockige Himmelswolke liegt. Du schönes, gesegnet reiches Land Baden! Einen Garten Gottes hat dich eine Zeitgenossin der Romantiker genannt, der Romantiker, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts im sagenumwobenen Heidelberg lebten, aus seiner erlebnisreichen Vergangenheit und aus seiner holden Gegenwart sich befruchten ließen; wo ein Brentano aus dem tiefen Liederborn des Volkes „Des Knaben Wunderhorn" voll schöpfte, wo ein Johann Heinrich Voß seinen Lebensabend verbrachte und wo des Dichters Goethe Spuren unvergänglich in jener Steintafel im Schloßpark eingegraben sind, die Erinnerung an den Botaniker Goethe aber in den von ihm gepflanzten fremden Bäumen alljährlich neu ergrünt.

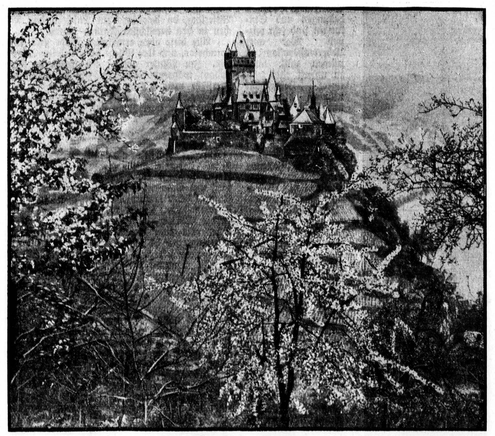
Dieses Heidelberg, um dessen hochragendes Schloß, die deutsche Alhambra, der Frühling seinen rosenroten und silberweißen Blütenkranz windet, ist der wundersame Beginn unserer Fahrt durch den Gottesgarten Baden.

Leise verklingt das murmelnde Rauschen des Neckars, die Berghänge des kleinen Odenwaldes verflachen, das Kraichgauer Hügelland aber wölbt sich auf und nieder als verbindende Brücke zum Schwarzwald. Wenige kennen diesen anmutigen Landstrich, auf dessen fruchtbarer Scholle nicht nur das Lebensnotwendige wächst, sondern auch Wein und Nüsse und edles Obst und Mandeln gedeihen. Aus dem Innern der Erde aber sprudeln Heilquellen, die schon manchem Leidenden Gesundheit gebracht haben.

Die Kraichgauhauptstadt Bruchsal schenkt uns den Anblick ihres wunderschönen Schlosses. Wie ein Juwel liegt es im maigrünen Samt seines Schloßgartens gebettet. Die koallenrote Bemalung glüht im Sonnenlicht auf, das Gold der Wappen blitzt, die Wasserspeier, schimmernde goldene Drachen, sind wie von Feuer umflossen. Ein Prunkschloß! Im Jahre 1722 wurde es unter dem Fürstbischof Damian Hugo von Schönborn erbaut, einem Mitglied jenes Geschlechtes, das in der Barockzeit herrliche Bauten schuf. Wie in Würzburg, so wirkte auch an diesem Schloß der geniale Balthasar Neumann sich aus.

Rund um den Michaelsberg mit seinem Naturschutzgebiet, der in der frühen Steinzeit schon besiedelt war und nach dem eine ganze Kulturepoche ihren Namen erhielt, stehen die Bäume wie große weiße Blütensträuße.

In der Landeshauptstadt Karlsruhe blüht und leuchtet der Frühling auf den vielen, vornehm weiten Plätzen, in den gepflegten Anlagen, aus



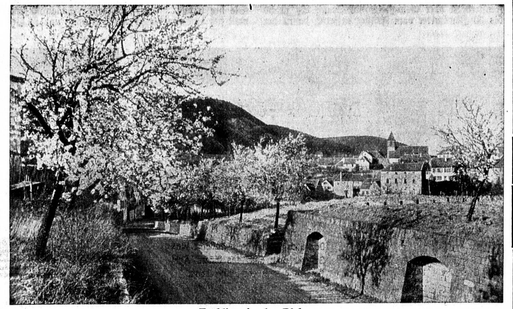
Pfingstliches Moselland
Partie bei der Burg Cochem. — Leuchtende Blüten künden überall den Siegeszug des Lenzes (Zander, K.)

den Vorgärten der fächerförmig zum Schloß verlaufenden Straßen. Der Markgraf Karl, so berichtet die Sage, ritt einst zur Jagd, verirrte sich und schlief endlich mitten im Walde ein. Da träumte ihm, er sähe eine Stadt mit Türmen und Giebeln, mit Schloß und Gärten und Anlagen. Als er erwachte, stand sein Entschluß fest, an diesem Platz eine Stadt zu bauen. Und so soll Karlsruhe entstanden sein. Wie aber wissen eine andere, hübschere Lesart dieser Sage: Sie waren zur Jagd hinausgeritten, der Markgraf, eine schöne Frau zur Seite, und sein Gefolge. Als sie heimkehrten, vermißte die Schöne ihren kostbaren Fächer, der ihr immer an einem Silberkettlein am Gürtel hing. Heimlich, nur von einem Pagen begleitet, ritt der hohe Herr zurück, ihn zu suchen. Vom vergeblichen Suchen müde, legte er sich zum Schlafen nieder und träumte von einer großen, stolzen Stadt. Als er erwachend dem Traum nachsann, fiel sein Blick auf den verlorenen Fächer, der aufgeschlagen ihm zu Füßen lag. Versonnen schaute er auf ihn hin, dann flog ein helles Leuchten über sein Antlitz, und er rief: „Jetzt habe ich den Plan zu meiner Stadt. Wie die Stäbe dieses Fächers von einem Punkt sich ausspreizen, so sollen die Straßen nach allen Richtungen gehen, der Mittelpunkt aber soll mein Schloß sein." Traum und Plan sind zur Wahrheit geworden: eine schöne, stolze Stadt entstand mit den fächerartig angelegten Straßenzügen — Erinnerung an den Fächer einer schönen, geliebten Frau.

Wie ein blankes Wappen auf blauem Grund, so hängt die Sonne überm weiten Land, scheint das Festungsstädtchen Rastatt zu schirmen, dem der Türkenlouis sein Gepräge gab.

In dem jungen grasgrünen Korn fingert zart der Wind. Es duftet nach Werden und Wachsen. Zwischen dem saftigen Grün der Wiesen stehen goldgelbe Rapsfelder, und die ungebrochene Scholle der Aecker wartet ruhig atmend auf die jungen Tabakpflanzen. Fahren wir doch durch das Hanauerland, wo unendlich viel Tabak angebaut wird. In den sauberen Dörfern zeigen die schönen, altertümlichen Fachwerkbauten Wohlstand an, allen, überkommenen und erhaltenen Reichtum. Die Quelle dieser Wohlhabenheit liegt im Tabakbau, auf den die mächtigen Trockenschuppen mit den Jalousien zum Lüften und die großen Tabakverwiegungshallen hinweisen. Weiden am Bachlauf, hier und dort vereinzelt Pappeln, die typische Rheinlandschaft, durch die ein „Bähnle" gemächlich gen Kehl fährt. Im Hintergrund der Hafenanlage mit dem großen Kran hebt sich klar gegen den Himmel das Straßburger Münster ab, Meister Erwins Werk. Unter der neuen Betonbrücke rauscht die Kinzig. Reiche Bauernorte mit großen Erbhöfen durchfahren wir. Schöne Pferde und gepflegtes Rindvieh begegnen uns. Wir sind im Ried, das durch sein gutes Zuchtrindvieh bekannt ist. Außerdem aber besitzt der Riedtabak als hochwertiges Zigarrengut einen gewissen Namen. Unter dem Vordach der behäbigen Fachwerkhäuser wird zur Erntezeit Tabak aufgehängt, jeder Platz wird ausgenützt, reichen doch die großen Schopfen oft nicht aus. Hanauerland und Ried mit ihrem kernfesten Bauernschlag waren Hochburgen des Nationalsozialismus, Bollwerke der Bewegung Adolf Hitlers wohnen hier.

Die Schwarzwaldberge kommen näher, wir sehen Lahr in der Mulde liegen. Hier verlassen wir die



Frühling in der Pfalz
Das Land, in dem der Frühling in Deutschland zuerst seinen Einzug hält, ist die schöne Pfalz. Die Mandelallee in Gimmeldingen bei Neustadt an der Haardt steht in voller Blüte. (Deutscher Presse-Klischee-Dienst.)

Ebenen und fahren am Gebirge entlang in den abwechslungsreichen Breisgau. Herrlichen mit seinen großen Zigarrenfabriken, die zum wenigsten 1000 Arbeiter beschäftigen, bleibt hinter uns. Durchs Kleefeld hoppelt ein genäschiger Hase. Wäsche liegt zum Bleichen auf der Wiese. Wasser rauschen, wir überfahren den Leopoldskanal und kommen ins alte „Rigola", das heutige Riegel, in dem ein Stück Geschichte liegt. Neumünden ragt auf, der höchste Berg des Kaiserstuhls, an dessen vulkanischen Hängen wir nun entlang fahren. Langsam gleiten wir durch das frühlingsselige Land, die Dörfer und weinfrohen Orte, durch das schöne Endingen, die zweitgrößte Weinbaugemeinde des rebengesegneten Kaiserstuhles, durch Königschaffhausen, den wohlhabenden Bauernort, bekannt wegen seines Obstmarktes. Traumhaft schön ist hier die Fahrt durch die blühenden Bäume, die sich wie eine schimmernde Domkuppel über uns wölben. Bienengesumm wie Orgelton und zarter Wohlgeruch um uns. Das ganze Gebirge ist ein einziges Blütenmeer. Der kleine Ort Leiselheim ist ein weißes Blütennest geschmiegt. Kirschen und immer wieder Kirschen, Frauen mit weißen Kopftüchern schaffen auf den Aeckern. Frühkartoffel werden gesteckt. Hier und dort wird noch gejätet. Die Raine sind mit Schlüsselblumen und Anemonen betupft, und auf den Wiesen leuchtet das Schaumkraut. Um Bischoffingen liegt eine Blütenwolke. Ueberall stacheln die Rebpfähle empor aus den Rebbergen, in denen es nun bald zu grünen beginnen wird. Ueber den Achkarrer Schloßberg ziehen wie wollige Lämmer die Wolken, und das Wahrzeichen Breisachs, das Münster, steht scharf umrissen, trotzig und fest auf dem blauen Himmelsgrund. Der Rhein aber strömt und schäumt zu Füßen des Münsterberges, um den der Fliedor schon seine weißen und lila Dolden erschließt. Und hier, wo die Luft südlichen Hauch trägt, endigen wir unsere Frühlingsfahrt, die uns durch den Gottesgarten Baden führte, vom Königstuhl zum Kaiserstuhl.

Rhein-Schwarzwald. Die „Rhein-Schwarzwald"-Bildkarte (Mitherausgeber: Landesfremdenverkehrsverband Rheinland e. V., in Bad Godesberg), die in farbenfroher, heiterer Anschaulichkeit den Lauf des Stromes von der Nordsee bis zum Bodensee schildert, war bisher nur in einer englischen und holländischen Ausgabe herausgebracht worden. Kürzlich ist die so überaus beifällig aufgenommene Darstellung des Rheinstromes auch in deutscher Sprache erschienen. Es ist ein Vergnügen, sich in das bunte Bild dieser mit malerischer Phantasie reizvoll ausgestatteten Karte der Besonderheiten der Landschaften und Städte zu versenken. Das ist kein nüchternes Gewirr von Linien und Namen, sondern ein vergnügliches Bilderbuch, das zum Reisen verleitet.

Reisemerker

Schnelltriebwagen-Verkehr

Der Einsatz weiterer Schnelltriebwagen wird von der Deutschen Reichsbahn bereits seit längerer Zeit vorbereitet. Die dazu notwendigen Vorarbeiten, Vergrößerung der Vorsignalabstände, Verbesserung des Oberbaues und Ausrüstung der Strecke mit selbsttätiger Zugbeeinflussung, stehen vor dem Abschluß. Der Zeitpunkt des Einsatzes hängt im wesentlichen nur noch von der Anlieferung der Fahrzeuge ab.

An neuen Schnelltriebwagenstrecken sind zur Zeit folgende Verbindungen in Aussicht genommen: Bremen-Hannover-Berlin, Frankfurt (Main)-Kassel-Hannover-Hamburg und Köln-Frankfurt (M)-Karlsruhe-Basel. Gegebenenfalls sollen der Schnelltriebwagen Frankfurt (Main)-Hamburg bereits in Karlsruhe, der Schnelltriebwagen Köln-Basel bereits im Ruhrgebiet beginnen. Ueber die geplante Verbindung Berlin-Königsberg (Pr) schweben noch Verhandlungen mit Polen.

Zur Durchführung dieser Pläne sind zur Zeit eine größere Zahl von dreiteiligen Schnelltriebwagen und ein vierteiliger Schnelltriebwagenzug mit besonderem Maschinenwagen im Bau. Sie werden sich von jetzt verkehrenden Schnelltriebwagen, die bekanntlich zweiteilig sind, wesentlich unterscheiden. Die neuen Schnelltriebwagen erhalten einzelne abgeschlossene Abteile, ähnlich den D-Zugwagen, und einen besonderen Speiseraum. Schnelltriebwagen unterscheiden sich von den sonstigen Diesel-Triebwagen durch besonders gut durchgebildete windschnittige Form, durch bessere Innenausstattung und durch die Fähigkeit, dank der größeren Motor- und Bremsleistung Geschwindigkeiten bis zu 160 km/Std. zu erreichen.

Mit der Einrichtung der neuen Schnelltriebwagenverbindungen ist vor Sommer 1938 nicht zu rechnen.

Nach Liegnitz zum — Möveneier-Essen!

Auf der Möveninsel im Kunitzsee bei Liegnitz, auf der sich etwa 8000 bis 10000 Lachmövenpaare angesiedelt haben, werden in diesen Wochen wieder die Möveneier gesammelt. Dann kommen die Feinschmecker nach den beiden Gasthöfen am See, um die Eier, die noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts als Schweinefutter verwendet wurden, als Delikatesse zu genießen. 20- bis 30000 Eier werden hier während der Lesezeit gesammelt; der größte Teil von ihnen wandert in die Feinkostgeschäfte der Großstädte.

Wenige Kilometer östlich von Liegnitz liegt der etwa 400 Morgen große See, den man in einer guten Stunde zu Fuß umlaufen kann. Ein unvergeßliches Bild bietet sich bei solcher Wanderung. Auf dem See herrscht reges Leben und Treiben. Wilde Enten, Taucher, Wasserhühner, Seeschwalben und anderes Getier überraschen durch immer neue Kunststücke. Die größte Beachtung beanspruchen jedoch die vielen Tausende von Lachmöven. Obwohl die Insel im See, auf der sie hausen, ziemlich weit vom Ufer entfernt ist, füllt ihr Kreischen von morgens bis abends, bald anschwellend, bald abebbend, die Luft. Die Insel selbst scheint nur aus den zahllosen Möven zu bestehen. Unermüdlich umkreisen sie die Insel, huschen über den See, gleiten über die Wasserfläche oder entschweben in die Umgebung, um Nahrung zu suchen.

Das Schicksal der Kirche am Meer

Zwischen den beiden Ostseebädern Hoff und Rewahl in Ostpommern wird der Strand durch einen weitläufigen Dünenbau belestigt, um die Gefahr eines weiteren Absturzes der Steilküste einzudämmen. Dadurch werden die beiden Bäder auch gleichzeitig einen breiteren Sandstrand erhalten. Durch diese Maßnahme wird wahrscheinlich auch eins der eigenartigsten Denkmäler der Ostseeküste, die Kirchenruine von Hoff, gerettet, die durch andauernde Erdrutsche an der Steilküste fast bis auf den letzten Mauerrest gefährdet war.

Die auf 20 m hohem Steilhang über der Ostsee malerisch gelegene Kirche stammt in ihrem ältesten Teil aus dem 13. Jahrhundert. Einst stand sie mitten im Dorf, 1800 m von der Küste entfernt. Im Laufe der Jahrhunderte fraß sich das Meer immer weiter ins Land hinein; Häuser und Aecker wurden von den Wellen hinweggespült. Noch vor 200 Jahren stand die Kirche 60 m von der Küste entfernt, vor 100 Jahren nurmehr 20 m, und 1885 erreichte der Uferreinbruch das Gotteshaus selbst, das dem Verfall preisgegeben war, nachdem schon zehn Jahre zuvor der Gottesdienst eingestellt wurde. Im Jahre 1901 brach die Nordwand der Kirche ein; ihre Mauertrümmer stürzten in die Tiefe. Jetzt steht nur noch die Südwand, von der ständig Mauerstücke abbröckeln. Durch die Strandbefestigung hofft man, die ehrwürdige Ruine erhalten zu können.

Photowettbewerb Heidelberg

Die Heidelberger Stadtverwaltung beabsichtigt, über die Sommermonate einen Photowettbewerb auszuschreiben. Das Thema heißt „Heidelberg". Das Augenmerk der Preisrichter wird dabei weniger darauf gerichtet sein, die schon 100 Mal potographierten Ansichten der Stadt und des Schlosses in möglichst guter Bildwirkung zu bewerten, sondern Motive, die für Heidelberg zwar charakteristisch, aber nicht ohne weiteres aufzufinden sind. Dabei ist ganz besonders auch an den Menschen gedacht, den Heidelberger, wie er arbeitet und feiert.

Im Antlitz des Deutschen Reiters im Bamberger Dom prägt sich der rassische und seelische Adel deutschen Mannes- und Heldentums unvergleichlich aus

Der Dom des Deutschen Reiters

Eines der größten Denkmale deutscher Baugeschichte

Vor 700 Jahren, am 6. Mai 1237, erhielt der Bamberger Dom, dessen hohe Halle das hehre Standbild des Bamberger Reiters birgt, seine Weihe. Mit seinen zahlreichen Skulpturen, unter ihnen die Bildwerke Kaiser Heinrichs II. und der Kaiserin Kunigunde, mit dem erhwürdigen Kaisergrab und seinen Reliefdarstellungen von Tilman Riemenschneiders Hand, wird dieser Dom immer eindringliches Zeugnis deutschen Kunst- und Kulturwillens sein. Es sei darum an dieser Stelle mit wenigen Zeilen auf die Bedeutung dieses Bauwerkes hingewiesen.

Wie eine feste Burg erhebt sich der ehrwürdige Bau des Bamberger Domes

Der Platz vor dem Bamberger Dom hat noch die alte Größe: schmale Gassen führen den Domberg hinauf oder vom Michaelsberg her in die Feierlichkeit dieses Raumes, der gebildet wird von der fassadenherrlichen Residenz Dienstknechts, den Kurien der Prälaten und der breiten Renaissancefront der alten Hofhaltung, dem schönsten und gelungensten Renaissancebau auf deutschem Boden. Blühende Gärten und weite alte Höfe mit dem Leuchten dunkelroter Geranien auf den steigenden Galerien, legen einen ehrfürchtigen Ring um dieses erhabene Bauwerk, das zu den machtvollsten auf deutschem Boden gehört. Das Geheimnis eines Jahrtausends deutscher Geschichte, der Glanz der Krone des Reiches, die steinernen Bilder, unvergänglicher Ausdruck deutschen Wesens, haben dem Dom jenen eigenartigen Zauber verliehen, wie er um große geschichtliche Stätten des deutschen Lebens ist.

Der Bamberger Dom ist der engste Verwandte des Naumburger, sagt Wilhelm Pinder, und weist auf die Tatsache hin, daß mittelalterliche Dome in einer Weise verwandt sein können, wie wir sie bei Menschen gewohnt sind. Aus dem Entstehungsgrund nimmt er die Erklärung: mittelalterliche Dome entstanden eben nicht wie heute Kirchen zu ernstlichen pflegen: auf Beschluß einer begrenzten Gemeinde, jede für sich stehend, technisch-praktisch in der Form festgelegt, zum Nutzen des Geschlechtes selbst, das sie bezahlt, oft nur mit Mühe eingeteilt in einen verteilten Lebensraum, daher ohne die Forderung des zu gestaltenden Bodens. Nein, diese grandiosen Bauwerke entstanden aus einem Willen, der schon von vornherein über das lebende Geschlecht hinauszielen konnte, aus unbestimmten Mitteln, auf wesentlich freiem Boden, oft der Zukunft anvertraut, die irgendwann eine Wirklichkeit aus ihnen machen würde. Sie entstanden zugleich als Symbole. Ihre kühne Willensabsicht kann aus dem Bedürfnis einer Gemeinde nicht erklärt werden. Sie konnten also auch politische Symbole sein. Jedenfalls waren sie Ausdruck der Seele, vor allem aber der Sprache. Alles, was an verschwenden Kräften, an dunklen Gefühlen, an Bewußtsein eigener Kraft, zur Form, zur Sprache strebte, floß einst in das Bauwerk als in das einzig natürliche Gefäß. Wie der Dom von Naumburg war auch der von Bamberg nicht allein Gotteshaus, sondern zugleich Malund Machtzeichen des Deutschtums, das sich zur Rückkehr in die alten, inzwischen von Slaven eingenommenen Sitze rüstete, Zeugnis eines vollichen Ausdehnungswillens. Und in ihm allem Bauwerk auf dem Bamberger Domhügel lebt noch heute der Ausdruck der Festung, des alten Castrum Babenberg, das hier schon vor dem Dome war und in die Atmosphäre mit eingegangen ist. Gegen den Willen des Würzburger Bischofs erzwang Kaiser Heinrich II. hier eine neue Diözese und den Bau eines neuen Domes (1004—1012), die also beide Spätlinge des Mittelalters sind.

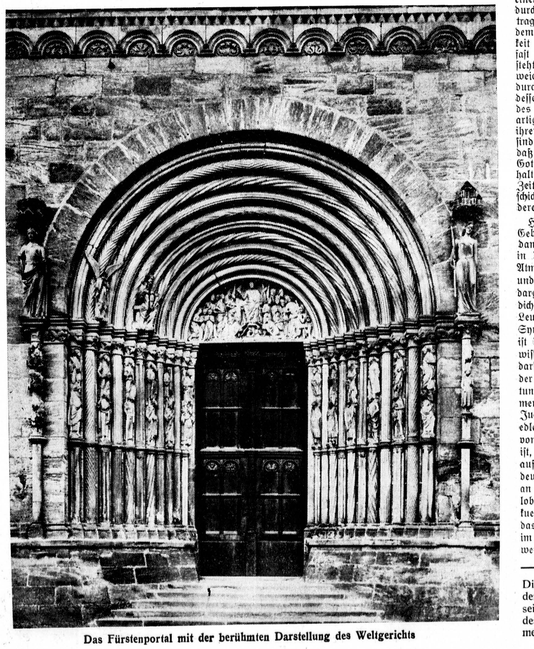
Wie die meisten deutschen Dome ist auch der Bamberger nicht in seinem Gründungsbau erhalten. Die Flammen verzehrten 1081 den Dom Kaiser Heinrichs. Und auch der zweite Bau, der 30 Jahre später eingeweiht werden konnte, wurde durch Feuer zerstört, eben 100 Jahre nach dem Brand des ersten. Nach einem halben Jahrhundert, am 6. Tage im Maimonat 1237, kann dann die feierliche Weihe des dritten, uns erhaltenen Baues, vollzogen werden. — Schon 200 Jahre waren die kaiserlichen Gründer dahingegangen, als die gewaltigen Säulen zu wachsen aufhörten und die dröhnenden Gewölbe ihres Domes sich schlossen: die Bilder, die der gotische Künstler aus dem Stein schlug, der edel leidende Heinrich II. und die Hoheit Kunigundens, sind nur Dichtung und Verklärung, Bilder eines Lebens, das schon Mythe geworden war, und das in der Bewährung als Vorbild über den Erdkreis erhoben, aus gleicher Ergriffenheit dann noch einmal um die Wende des 15. Jahrhunderts von Till Riemenschneiders Hand auf dem Kaisergrab immitten des Domes in Stein gebildet. Das breite Mittelschiff steigt nach beiden Seiten zu weiten Chören auf; an den Schranken dieser Chöre ringen Menschen mit einer Leidenschaft, deren Glut die heherrische Form durchdringt, um die Fragen von Sendung und Auftrag. Das Bild des kaiserlichen Stifterpaares, dem man noch einmal mit seltsamer Eindringlichkeit in der Schatzkammer begegnet, wenn man fast erschrocken vor dem Sternenmantel Heinrichs steht oder vor dem schmalen Gürtel der Kaiserin, weicht nicht mehr im Raum des Domes, geht mit durch die prachtvolle Größe des Fürstenportals, dessen Bilder — Statuen und vor allem das Bild des Weltgerichts über der Türe — so einzigartige kunstgeschichtliche Bedeutung haben und in ihrem Werden und Sein so weltwirkend gewesen sind für die Kunstentwicklung im deutschen Raum, daß in ihnen das Eindringen der französischen Gotik und die Stärke deutsch-romanischer Grundhaltung sich als ein ergreifendes Zeugnis einer Zeit verband, da schon ein neues Blatt der Geschichte sich hob und die bunten Ränder eines anderen Weltbildes sichtbar wurden.

Hinter dem Portal aber steht der Reiter! Gebannt vom Bild und von den aufsteigenden Gedanken steht man vor der Säule, die ihn hoch in den Raum trägt. Unberührt vom Leben und Atmen dort unten hat er aus Herrscherkraft Blick und Wendung in die Ferne gerichtet. Er ist „der dargestellte Geist der deutschen staufischen Ritterdichtung", die eben versunken ist, hier noch in ihrem Leuchten aufgefangen. Symbol eines Zeitalters und Symbol der ritterlichen deutschen Seele überhaupt ist dieser Reiter, von dem wir ohne Schaden nicht wissen, wen aus der Königs- oder Ritterschar er darstellen soll. Das Pferd, ohne die Deutlichkeit der menschlichen Gestalt, ist in einer typischen Haltung gegeben mit schonender Hinterhand und malmendem Gebiß. Zurückgelehnt im Sattel sitzt der Jugendlich-Kühne, sein seelenvolles Gesicht zeigt edle Weichheit, die aber fein und überraschend von einer entschlossenen Härte durchkreuzt wird. Es ist, als sei eine alte Erinnerung des Volkes in ihm aufgestanden, wie sie immer wieder in der Seele deutscher Menschen aufsteigt vor diesem hohen Bild: an jenen Zug der Nibelungen mit ihren „beiden lobeberen und kuener arebeit, hochgezîten und kuener recken strîten" Führer in die Ferne, in das Wagnis und den Auftrag ist er, „der Adelige im Gleichgewicht". Und sein Bild leuchtet von weither in der deutschen Seele. b.

Bild eines deutschen Ritters

Da war das Bild erst wonnesam,
Da war der Ritter kampfgewärtig
Im Sattelsitz zum Bild erst fertig.
Kraftvoll war der Arme Weite,
Machtvoll war der Schultern Breite.
Im Sattel saß er, wie man soll,
Denn in den Sattel wußt' er wohl
Sich zu setzen und sich zu fügen.
Dicht angeschmiegt des Rosses Bügen
Schwebten seine Beine licht,
Wie ein Stab so glatt und schlicht.
Da stand das Roß, da stand der Mann
So herrlich eins dem andern an,
Als ob ein jedes dieser zwei
Zusammen mit dem andern sei
Emporgewachsen und geboren.
Wie war die Haltung auserkoren,
Wie sicher und voll Edelmaß
Als Tristan stolz zu Rosse saß!
Doch wie edel und auserlesen
Dort auch erschien sein äußeres Wesen,
So war doch auch des Innern Adel
So rein geartet und ohne Tadel,
Das besserer Sinn und reinere Art
Wohl nie vom Helm geborgen ward.

So singt der Sänger Gottfried von Straßburg vom Ritter Tristan, bevor dieser zum Kampf auszieht. Hans Naumann hat diese Stelle in Anwendung auf das Bild des Bamberger Reiters gebracht, der ebenso dargestellt ist, als wäre er nach diesen höfischen Versen geschaffen.



Das Fürstenportal mit der berühmten Darstellung des Weltgerichts

Die Bilder sind mit Genehmigung des Verlages dem Sonderheft „Der Bamberger Dom und seine Bildwerke" in der Reihe „Deutsche Kunst" des Angelsachsen Verlages Bremen, entnommen. Photos Walter Hege.

Haus, Hof und Garten

Die Möhrenfliege / Von Professor Dr. O. Jancke

Die in unseren Gärten gezogenen Karotten oder auf den Feldern angebauten Möhren, aber auch Petersilie, Sellerie und Pastinak leiden oft unter einer Krankheitserscheinung, die sich an jungen Pflanzen durch rötliches oder gelbliches Verfärben des Krautes und späteres Welken bemerkbar macht, oft aber auch ein schnelles Absterben junger Pflänzchen verursacht. Bei der Untersuchung solcher kranker Pflanzen finden sich die Wurzeln besonders am unteren Ende von feinen Gängen durchbohrt (Abb. 1), in denen gelblichweiße Larven zu erkennen sind, wenn man die befallenen Wurzeln entzweibricht. Aeltieren befallenen Pflanzen merkt man am Wachstum nichts an. Sie entwickeln sich aber bei der Ernte als stark „eisenmadig", haben den süßen Geschmack verloren, sind bitter geworden und riechen schlecht.

Die Ursache dieser Schäden ist eine nur 4,5 mm lange, schwarz glänzende Fliege (Abb. 2), die sich durch den Besitz gelber Beine und einen braunen, oben in einen dunklen Fleck tragenden Kopf auszeichnet. Die Fliege entschlüpft im Mai bis Juni der ziemlich tief im Boden überwinternden Puppe, ca. 5 mm langen Puppe (Abb. 3). Sie beginnt bald mit der Ablage ihrer winzigen weißen Eier in die Erde dicht neben den Möhren. Aus diesen Eiern schlüpfen nach etwa einer Woche kleine, weißliche Larven (Abb. 4), die so tief in die Erde eindringen, daß sie von unten sich in die Spitzen der Möhren, Karotten usw. einbohren können. Hier beginnen sie mit dem Fraß ihrer Gänge und erzeugen das oben beschriebene Schadbild. Nachdem die Larven vier bis sechs Wochen ihre zerstörende Tätigkeit ausgeübt haben, sind sie etwa 6 bis 8 mm lang geworden. Sie verlassen die Wurzeln und verpuppen sich nicht weit davon in der Erde. Ein Teil dieser Puppen entläßt noch im gleichen Sommer, im Laufe des Juli oder August, die zweite Fliegengeneration, während der Rest überwintert. Die Lebensweise der zweiten Generation ähnelt der der ersten außerordentlich. Ihre Nachkommen vollenden das Zerstörungswerk der Frühjahrsgeneration, ohne das Gedeihen der nun großen und kräftigen Rüben ernstlich gefährden zu können. Die Larven auch dieser Generation suchen am Schluß ihrer Entwicklung wieder in die Erde zu gelangen, um sich dort zu verpuppen.

Eine direkte Bekämpfung dieses Möhrenschädlings ist wohl im Garten, nicht aber bei feldmäßigem Anbau möglich. Besonders bewährt hat sich dazu das Spritzen oder Gießen der Pflanzen bald nach dem Auflaufen mit einer achtprozentigen wäßerigen Petroleumemulsion oder einer 0,2prozentigen Karbolneumlösung. Diese Behandlung muß allerdings ein- bis zweimal im Abstand von je acht Tagen wiederholt werden.

Beim feldmäßigen Anbau kommen vor allen Dingen vorbeugende Maßnahmen in Frage. Dazu gehören die Beseitigung aller Ernterückstände im Herbst, das Anlegen neuer Möhrenkulturen in möglichst großer Entfernung von im Vorjahre befallen gewesenen Schlägen, das Unverlassen der Stallmistdüngung sechs Wochen vor und nach der Saat, da der Stallmistgeruch die Fliegen stark anlockt. Auch dürfen Möhren lasse man auch Düngerhaufen nicht für längere Zeit in der Nähe von Rübenfeldern liegen. Als Beseitigt wählte man das zeitige Frühjahr oder den Sommer. Alle Löcher, die beim Vergießen oder Ernten entstehen, müssen sofort zugetreten werden. Rübenteile, ebenso abgeschnittene Rübenköpfe und dergleichen, soll man nicht auf dem Feld umherliegen lassen, da dadurch die Fliegen angelockt werden. Befallene Möhren dürfen nicht auf den Komposthaufen geworfen werden, sondern müssen verbrannt werden, da sich die Fliegen sonst im Komposthaufen entwickeln. Bei Beachtung aller dieser Maßnahmen kann man auch in Gebieten mit stärkerem Auftreten der Möhrenfliege Erfolg im Möhrenanbau haben.

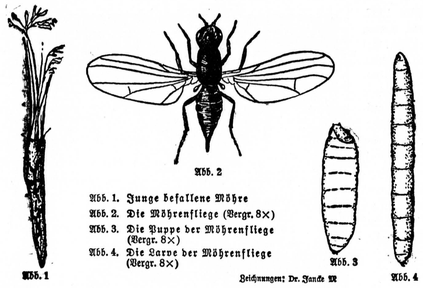


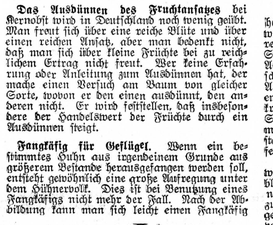
Abb. 1. Junge befallene Möhre
Abb. 2. Die Möhrenfliege (Vergr. 8×)
Abb. 3. Die Puppe der Möhrenfliege (Vergr. 8×)
Abb. 4. Die Larve der Möhrenfliege (Vergr. 8×)

Zeichnungen: Dr. Jancke M

Soll man die Pflanzkartoffeln schneiden? Im letzten Erntejahre sind von den meisten Kartoffelsorten wenige, aber dafür große Knollen geerntet worden. Das Saatgut dürfte daher hier und da knapp ausfallen, und da fragt es sich nun, ob man unter obwaltenden Verhältnissen das Saatgut, entgegen den verschiedenen Einwendungen, nicht doch schneiden soll. Die Entscheidung ist nicht leicht. Bekommen wir wieder einen Frühling mit langen Trockenperioden, so behält die Wissenschaft recht, die empfiehlt, große, etwa 80 g schwere Saatknollen auszulegen; wird das Frühjahr normal, lacht der Bauer, der, bevorzugt zwei reichlich taubeneigroße Knollen je Pflanzstelle auszusehen pflegt. — Entscheidet man sich für ein Schneiden, dann merke man: Der holländische Erstling verträgt das Schneiden nicht immer gut; man vermeide es daher, wenn man in seiner Wirtschaft einmal schlechte Erfahrung gemacht hat. Ferner empfiehlt es sich, geschnittenes Saatgut dünn ausgebreitet einige Zeit abtrocknen zu lassen, damit die Schnittflächen vertorken können. Hervorgehoben sei, daß man vielfach mit dem Ueberstreuen der Schnittflächen mit Aetzkalk oder gemahlenen kohlensauren Kalk gute Erfahrungen gemacht hat! Man beobachtete eine gleichmäßigere Keimung sowie kräftigere, dunkel ergrünte Triebe. Eine Ertragssteigerung wurde dagegen nicht festgestellt. — Das Schützen der Schnittflächen bereitet keine Schwierigkeiten. Man setzt schmale, lange Haufen, streut an der einen Schmalseite gleichmäßig Kalk über die Knollen und sticht vorsichtig um, und so fortlaufend bis zu Ende. Die Knollen sind richtig behandelt, wenn sie mit Kalkstaub umkrustet sind.

Das Ausdünnen des Frühkanfatzes bei Kernobst wird in Deutschland noch wenig geübt. Man freut sich über eine reiche Blüte und über einen reichen Ansatz, aber man bedenkt nicht, daß man sich über kleine Früchte bei zu reichlichem Ertrag nicht freut. Wer keine Erfahrung oder Anleitung zum Ausdünnen hat, der mache einen Versuch am Baum von gleicher Sorte, wovon er den einen ausdünnt, den anderen nicht. Er wird feststellen, daß insbesondere der Handelswert der Früchte durch ein Ausdünnen steigt.

Fangkäfig für Geflügel. Wenn ein bestimmtes Huhn aus irgendeinem Grunde aus dem Hühnervolk. Dies ist bei Benutzung eines Fangkäfigs nicht mehr der Fall. Nach der Abbildung kann man sich leicht einen Fangkäfig herstellen. Man stellt den Käfig vor das Schlupfloch des Stalles und öffnet den einen Schieber, während der andere natürlich geschlossen bleibt. Die Tiere treibt man dann in den Käfig. Durch den an der Oberseite angebrachten Deckel kann man nun das betreffende Huhn leicht herausnehmen. Die nicht benötigten Tiere können nach Oeffnen des vorderen Schiebers entweichen.



Zeichnung: Zambony M
Fangkäfig für Geflügel

Kl.

Bunt- und großblättriges Immergrün als Ampelpflanze

Das gewöhnliche Sinn- oder Immergrün ist eine alte Vertraute unserer Haus- und Bauerngärten und hat sich, weil es winterhart ist, auch auf unseren Friedhöfen allenthalben sehr beliebt gemacht. Es kommt besonders auch in schattiger Lage noch gut durch und wird deshalb vielfach als Rasenersatz verwendet. Die Winterharte des Immergrüns ist im lateinischbotanischen Ausdruck dieser dankbaren Einfassungspflanze (Vinca = von vinco, besiege, nämlich den Winter) schon treffend angedeutet. Das glänzend-dunkelgrüne Laub und die je nach Art hellblauen oder roten, violetten, purpurnen, weißen, meist zu Ostern hervorkommenden zahlreichen Blüten bilden ein sehr dankbares Schmuckmaterial für den Mittagstisch oder zur Ausschmückung bei festlichen Gelegenheiten, und schon deshalb sollte sie in keinem Garten fehlen. Auch als Windenverkehrt ist sie brauchbar und empfehlenswert; denn wie niedliche Kinderkränzchen lassen sich vom Frühjahr bis zum Spätherbst gerade von diesem Freiland-Immergrün (Vinca minor) hübsche, von ihren widerstandsfähigen und dauerhaften Blattranken anfertigen!

Zeichnung: Blumberg M
Das buntblättrige Immergrün als Hängepflanze

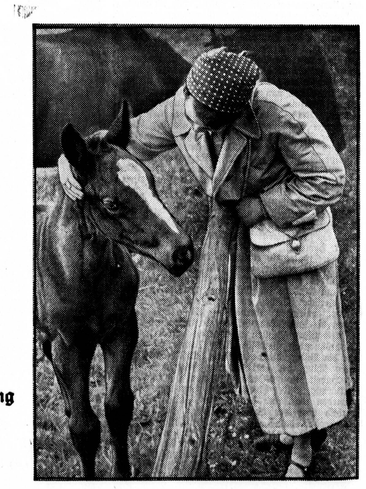
Doch sei besonders auf eine Abart des gewöhnlichen Immergrüns, nämlich das buntblättrige Immergrün, hingewiesen, das lateinisch-botanisch Vinca major großblättrig, (im Gegensatz zu minor, kleinblättrig) fol. aur. variegatis (mit goldbunten Blättern) heißt und eine ganz hervorragende Ampelpflanze ist, deren Schmuck durch die Blüten im Frühjahr noch wesentlich gehoben wird. Es lassen sich davon wahre Schaupflanzen heranziehen, die, an passender Stelle aufgestellt oder unter Bäumen usw. aufgehängt oder in eine Steinwase ausgepflanzt, hervorragend wirken; nur darf man sie nicht vertrocknen lassen, denn sie brauchen sehr viel Wasser. — Auch für Balkonkästen, die nicht in voller Sonne stehen, eignen sich die Pflanzen sehr; sie verlangen allerdings sehr nahrhafte Pflanzenerde und im Laufe des Sommers (Mai—September) häufige Dunggüsse. Einen Nachteil hat diese großblättrige, gelbbunte Abart allerdings: sie ist nicht winterhart, weshalb man sie in einem frostfreien, aber hellen Raum überwintern sollte. Dagegen ist sie als Ampelgewächs auf dem geschlossenen Balkon, in der Loggia, am Kalthaus oder im kühlen Zimmer usw. (nicht über 10° C Wärme im Winter) sehr schön und zuverlässig; wenn sie aber im Winter zu warm steht, läßt sie die Blätter fallen. — Die Vermehrung aller Immergrünarten erfolgt durch Teilung oder Stecklinge im Mai; nach Bedarf werden sie von Mai bis August in einen größeren Topf verpflanzt.

Praktischer Ratgeber

Gartenarbeiten, die wir im Mai nicht vergessen dürfen. Im Mai ist es auch mit den letzten Auswirkungen des Winters endgültig zu Ende, und wenn die in der Mitte dieses Monats oft auftretenden kalten Tage vorüber sind, brauchen gegen das Aussäen oder Herausstellen frostempfindlicher Pflanzen keine Bedenken mehr. Der Blumenfreund wird nun nach und nach die Zimmerpflanzen auf den Balkon und in den Garten bringen, damit sie sich in freier Luft gesund weiterentwickeln können. Die Balkonkästen werden mit neuer Erde gefüllt und Pelargonien, Petunien und anderen Blumen oder in schattiger Lage mit Fuchsien bepflanzt. Auf die Blumenbeete kommen Astern, Löwenmäulchen, Levkojen, auch Dahlienknollen und was sonst wegen Frostgefahr noch nicht ins freie Land gebracht werden konnte. — Auch im Gemüsegarten sind die letzten Pflanz- sowie die Saatbeeten vorzunehmen. Bohnen werden ausgelegt, Tomaten, Kürbis und Gurken ausgepflanzt; auch an Sellerie und Majoran denken wir. Hinzu kommt noch eine zweite Saat von Erbsen, ein weiteres Pflanzen von Kohlrabi und Salat. Ferner ist die Zeit für die Rotenkohl- und Grünkohlaussaat gekommen, wofür wir ein besonderes Beet herrichten müssen. — Im Obstgarten gibt es gleichfalls wichtige Arbeit. Wenn die Blütenblätter abfallen, muß die Nachblütenspritzung, die wichtigste aller Maßnahmen gegen Obstmade und Fusikladium, vorgenommen werden. Auch auf Blattläuse ist zu achten. Weiterhin mag ein Wässern der Obstpflanzung bereits nötig werden. Einem oft durch Trockenheit hervorgerufenen starken Abfallen kleiner Früchte wird dadurch vorgebeugt. Auch die Erdbeeren sind bei Trockenheit für ein Gießen dankbar. Ihre Früchte zeigen sich schon jetzt zur Erde und müssen durch Unterlagen von Holzwolle oder ähnlichem Material vor einem Beschmutzen geschützt werden. Vielleicht ist auch ein erstes Entrunken der Pflanzen erforderlich. — Bei alledem ist fleißig zu hacken und zu jäten, damit Unkraut den Wuchs der Nutzpflanzen nicht hemmen kann. Im Mai stehen die meisten Pflanzen erst im Beginn der Entwicklung, und aufmerksame Pflege ist jetzt ganz besonders wichtig.

Das Auspflanzen von Tomaten geschieht am besten erst nach den Eisheiligen. In warmer Lage kann es früher erfolgen, wenn für einen Frostschutz gesorgt wird. Wesentlich für die frühe Entwicklung der Pflanze ist aber nicht allein die Ausspflanzungszeit, sondern vor allem eine gute Vorkultur. Die Pflanzen müssen kurz gedrungen und kräftig sein. Haben sie bereits kleine Früchte angesetzt, so beeinflußt dies ihre weitere entwickeln, während Blüten nach der Pflanzung zumeist abfallen. Schd.

Fütterung der jungen Kaninchen. Junge Kaninchen, mit denen später gezüchtet werden soll, erfordern eine ganz bestimmte Ernährung. Vor allem müssen sie Nährstoffe bekommen, die den Knochenbau und überhaupt die Bildung der Gewebe und Muskeln begünstigen. Dazu gehört ein kalk- und eiweißreiches Futter. In der wärmeren Jahreszeit muß die Hauptnahrung der jungen wachsenden Tiere gutes Grünfutter bilden. Dazu als Beifutter noch etwas Weichfutter und Körnerfutter. Auch muß immer gutes Heu in der Raufe sein. Junge wachsende Kaninchen müssen reichliches und nahrhaftes Futter bekommen, damit sie sich rasch entwickeln. Dabei dürfen sie aber auch nicht gemästet werden. Wenn die Tiere fett werden, dann läßt die Wachstumsfreudigkeit nach, und auch die spätere Zuchtfähigkeit wird schädlich beeinflußt. Besonders muß auf die Ernährung der jungen Rammler geachten werden. Sie müssen wohl eine kräftige, eiweißreiche Kost bekommen, damit die Wachstumsfreudigkeit erhalten und gefördert wird; man soll aber auch darauf bedacht sein, daß durch eine allzu reichliche Ernährung die Geschlechtsreife nicht zu früh eintritt. Weichfutter sollen sie in den ersten Monaten nicht bekommen. Dr. Un.



Vorsichtige Annäherung
(E. Engel, M.)

Spiel des Schicksals

ROMAN VON JUSTUS EHRHARDT

8. Fortsetzung

Sein Gesicht blieb unverändert starr und fremd. Hinter dieser kalten Maske mochte es arbeiten und brennen, aber es schwieg. Ina ging früher, als sie wollte. Sie sprach gegen eine Wand. Die Starrheit der ersten Begegnung schien zurückgekehrt zu sein. Auch als Ina ihm die Hand zum Abschied entgegenstreckte, griff er nicht nach der Rettung. Es hatte keine Brücke mehr zum anderen Ufer geben. Er hielt die schmale und vor Erregung zitternde Hand. Er spürte wieder die sich gebende Wärme und riß alle Kraft dagegen zusammen. Nein, er kam nicht hinter ihr her. Er rief auch nicht, als Ina unter einer ungeheuren Verantwortung durch den blau und grau dämmernden Abend glitt.

Jetzt trug sie ganz allein die Verantwortung für alles, was geschah. Sie brach sein Vertrauen, um ihm zu helfen. Sein Werk sollte Stimme werden aus der Einsamkeit heraus, sie sollte Echo wecken und gehört werden, bis sie sich mit tausend anderen Stimmen verband und unaufhaltsam wieder in den Strom des Lebens hineingerissen wurde. Seine Stimme sollte Antwort finden, das Werk des anderen, den Martin verehrte, erfüllen helfen. Rusch darf nicht umsonst gestorben sein. Größer als das Leben ist das Werk.

Gewaltig würde das Echo auf Martins Werk sein. Es würde ihn erreichen und bestimmen: Keiner kann außerhalb der Gemeinschaft leben, ohne eines langsamen Todes zu sterben. Echo weckte Kraft. Martin würde von dieser Kraft ergriffen werden und zuletzt doch wieder den Weg zu den Menschen finden. Was sie also tat, war richtig. Wenn alles in Ordnung verlief, konnte sie Frau Rusch verständigen, und die konnte ihren Plan vollenden helfen.

Ina lag wach, hörte durch die Decke Stimmen und Lachen. Manchmal tappte auch ein fester Schritt vor der Tür vorbei oder die Treppen knarrten. Aber Jasper gab keine Ruhe. Sie liebte den Menschen, ohne es ihm sagen zu dürfen. Er wollte ja keine Liebe, weil er nicht mehr an sie glaubte. Die sollte das alles enden? Liebe strebt zur Erfüllung. Liebe ohne Antwort ist bitterste Pein. Sie war im Grunde doch Hans Stenhus und durfte sein Vertrauen nicht enttäuschen. Gewiß hatte er schon längst alles erraten. Er hatte sie mit einem Blick angesehen, der wie Feuer brannte, der sich festsaugte in Bestürzung, Verlangen und zugleich Ablehnung. Sie wollte sich keinen falschen Hoffnungen hingeben. Wenn es keinen Weg zu ihm gab, wollte sie getan haben, wozu das Herz sie trieb. Wenn ich ihn liebe, so wie er ist und nicht anders sein kann, ist das mein Glück oder Unglück, und niemand geht es etwas an, auch ihn nicht.

*

„Kindchen! Kindchen! Ich hätte dich nicht wiedererkannt. Du bist ja ein Fräulein geworden wie aus dem Bilderbuch. Ich meine, so hübsch, so gerade gewachsen . . . Laß doch den alten Mann Komplimente machen . . . Die sind wenigstens ehrlich. Damals warst du doch so'n Küken, gewissermaßen so aus Holz, ein bißchen sehr schnippisch . . ." Kurt Bischer mußte erst mit seiner Begeisterung zu Ende kommen. Sie stand ihm unter dem weißen Haar mit dem ehrlichen und klugen Gesicht gut. Er war viele Jahre einer der wenigen Freunde von Ina Stenhus' Vater geblieben, vielbeschäftigt, ganz plötzlich in den Wirbel eines auflohenden Unternehmens gerissen, aber immer mit Stenhus in Verbindung geblieben. Nach dem Tode des Vaters riß dieser Faden plötzlich, bis Ina sich der alten Bekanntschaft zur rechten Zeit erinnerte.

„Alles anders geworden. Gar nicht mehr schnippisch, nein? Gute Einfälle hast du sogar. Also nun schieß mal gleich los. Wieder hast du Kummer? Wo steckt er? Die ganze Welt wartet doch auf ein Lebenszeichen von ihm, und du hast gleich ein ganzes Manuskript von ihm?"

„Woher und wo, die Fragen sind nicht so wichtig", wehrte Ina mit einer Handbewegung ab. „Wichtig ist schon, daß die ganze Welt auf ein Lebenszeichen von ihm wartet. Das glaube ich nämlich auch, und darauf stützt sich auch mein Plan. Wenn er gelingt, rette ich ihn . . ."

„Für dich! Schon gut. Sei nicht böse", verbesserte sich Bischer sofort wieder, als er sah, wie Inas Gesicht rot überflammte. „Soll ja sein. Soll ja alles sein, und wenn du ihn nicht aus seiner Einsiedelei herausholst, kann es überhaupt keiner!"

Ina entwickelte ihren Plan. Sie wollte ihr Herz festhalten, aber Bischer verstand auch so alles. Das zuckte und glühte, und wenn der Plan gelang, hatte wieder einmal die Liebe über alles gesiegt. Zur Sache riß er sich sofort wieder zurück. Wenn jede Minute wichtig war, durfte er die Zeit nicht mit persönlichen Betrachtungen verbringen. „Ich bringe das Werk unbesehen heraus", sagte er ernst und ganz sachlich, „aber du versteht, daß mich der Inhalt, der Stil, überhaupt alles sehr interessiert. Wo ist denn nun das Papier, das Manuskript meine ich?"

Eine Stunde später klapperten drei Schreibmaschinen in Herrn Schmidts Wohnzimmer. Es lag abgesondert von den übrigen Räumen und war verschlossen. Das Rasseln und Klappern schwoll an und verebbte, um gleich darauf mit verdoppelter Wucht loszubrechen.

Sofort erschien Richter auf der Bildfläche. Das Geräusch zog ihn mit unwiderstehlicher Gewalt an. Schnuppernd zog er den Atem in die Nase, ging an der Tür vorbei, betrachtete von außen die Fenster und übergelegte angestrengt.

Franz schüttelte ablehnend den Kopf. Er wisse von nichts, er kümmere sich überhaupt nicht um persönliche Angelegenheiten der Gäste, und seinetwegen dürften sich die Gäste Preßluftrohrer oder Dampfhämmer mitbringen. Richter tippte sich vor dem witzenden Redefluß des Kellners an die Stirn: blemblem. Das sind doch Schreibmaschinen, und zwar mehrere . . .

Herr Schmidt tat sehr harmlos: Nein, niemand von der Presse. Nur der große Verleger Bischer, der von einer Ausstellung kommt und hier in Ruhe seine Sachen ordnet . . .

„Hier in Ruhe seine Sachen ordnet", verzog Richter ungläubig den Mund. Ruhe mit drei oder vier Schreibmaschinen. Mich macht das nervös. Ich bin doch hier nicht auf meinem Versicherungsbüro. Wozu muß ich mir das ein ganzes Jahr lang anhören? Ich habe doch Erholungsurlaub . . .

Herr Schmidt bat sehr um Entschuldigung. Morgen oder spätestens übermorgen sei Herrn Bischers Ruhe bestimmt zu Ende. Fräulein Stenhus habe sich sehr für Herrn Bischer verwandt, eigentlich sei ja kein Platz mehr gewesen, aber Herr Doktor Richter sei ja selbst so liebenswürdig gewesen, Herrn Bischer sein Zimmer zur Verfügung zu stellen . . .

„Ich für den Krach . . .", lärmte Richter los mit rotem Kopf und verärgert.

Nicht für den Krach, sondern für Herrn Bischer. Der Krach bleibe auf das äußerste gelegene Wohnzimmer beschränkt, und er, Herr Schmidt, wolle alles tun, um eine Belästigung der übrigen Gäste durch die Maschinen zu verhindern.

„Das hätte ich wissen sollen", Richter sicherte sich einen leidlichen Rückzug.

Richter kam nicht mehr dazu, unter den übrigen Gästen Stimmung gegen die Maschinen des neuen Gastes, der sich noch dazu nicht einmal sehen ließ, zu machen. Ueberall schien Ina Stenhus beruhigend und vorbeugend gewirkt zu haben.

Jasper Schmadt behauptete sogar, daß er das Klappern gern höre, es habe so etwas Rhythmisches und Aufmunterndes an sich. Nein, seinetwegen könnte man überall Schreibmaschinen aufstellen.

„Wegen der Mädchen, die dransitzen", stichelte Richter. Aber auch das konnte Jasper nicht reizen. Er hatte ganz andere Sorgen als dieser Herr Richter, und das Schlimmste war, daß man mit keinem Menschen darüber reden konnte. Alle Vermutungen und jeden Verdacht in sich hineinfressen zu müssen, verbittert ganz bedeutend. Und Jasper war mit Verbitterung schon so bis oben angefüllt, daß er jeden Augenblick überlaufen konnte.

Richter legte das Gesicht in Falten und dachte sehr scharf nach. Wer Bischer war, wußte ja jeder gebildete Mensch. Vielleicht konnte man einen Einblick in die Pläne eines großen Verlegers tun und sein Wissen damit erweitern, später die Kollegen damit beeindrucken oder den Chef: „Die diesjährige Buchproduktion . . ." Woher wissen Sie das nur alles, Herr Doktor Richter, würden die fragen.

Oder aber . . . Richter schnupperte prüfend in der Luft herum. Es roch eigentlich nach mehr als nur einer Gelegenheit, sich Wissen anzueignen. Daß in diesem Hause nicht alles mit rechten Dingen zuging, konnte ein Blinder getrost mit dem Krückstock ertasten. Wenn nun vielleicht doch ein Zusammenhang zwischen Ina Stenhus, plus Bischer und dem Geheimnis bestand?

Also wachsam sein und die Dinge nicht auf sich zukommen lassen, sondern ihnen getrost ein paar Schritte entgegengehen.

Während die Maschinen das Hotel mit einer ganz fremden Stimmung füllten, fuhr Ina Stenhus auf ihren Brettern über den Gang. Sie wußte von nichts. Ihr Gesicht glänzte braun und zufrieden. Ihre Augen lachten. Richter hätte schwören mögen, daß sie etwas zu verbergen brachte. So frei und offen lachte doch sonst kein Mensch.

Wider allen Erwartungen blieb Ina abends sehr lange im Saal. Jeder Tisch war besetzt. Sieben Mannschaften füllten jedes Plätzchen im Hotel, und das Touristenhaus mit seinem Hüttenbetrieb hatte schon vor Tagen geöffnet werden müssen. Die Gäste schliefen im Stroh unter warmen Decken. Noch vier Tage bis zum großen Rennen. Preßleute rückten an und Schlachtenbummler, die ersten Zuschauer, bald zur Erholung und bald zum Dabeisein. Der übliche Betrieb eines großen Ereignisses. Dieser Betrieb schlug auch im Saal Wellen. Man konnte doch nicht mit den Hühnern des Wirts schlafengehen. Die Sendestationen von ganz Europa wurden bemüht, und nach dem Abendessen tanzte ein besessenes Paar einen kleinen Fox. Das war das Signal zum Ausbruch eines Tanzfiebers. Die Stimmung kletterte in die Höhe wie das Barometer tagsüber in der Sonne. Ina lächelte glücklich und zufrieden. Sie lag in Richters Arm und tanzte auch mit Jasper.

Burre wurde unruhig, als er das sonderbare Leuchten in ihren Augen entdeckte. Teufel, Teufel, was für ein Weib! Aber sie merkte vielleicht gar nicht, daß Burre mit ihr tanzte. Sie sah durch alle hindurch und sah doch alles. Federleicht und beschwingt flog sie von Arm zu Arm.

Hm, hustete Burre ein über das andere Mal. Jasper, dieser Wurm, hatte keinen schlechten Geschmack. Nur stand das Tempo seiner Bemühungen im umgekehrten Verhältnis zu Inas Bedeutung. Zwei Jahre lang krebste er schon auf derselben Stelle. Gleich nach dem großen Preis würde Burre einmal alte Grundsätze umstoßen. So ein Weib wie dieses lief einem nicht oft über den Weg; rank und geschickt zugleich, mit Augen wie eine Hellseherin. Hm, hüftelte er noch einmal; denn Ina tanzte eben an ihm vorbei. Aber sie hörte ihn nicht und sah ihn wohl auch nicht. Na, das würde sie schon lernen, wenn Burre einmal mit walten Grundsätzen eines Junggesellen brach. Gleich nach dem großen Preis sollte das geschehen.

Jasper sah heimlich auf die Uhr. Ina wurde heute nicht müde. Sie schlug niemand einen Tanz ab, und man mußte aufpassen, daß der Richter nicht zu sehr ins Kraut schoß. Jasper, Burre, Richter, zuletzt umgeben die drei Ina wie ein Ring. So blieb sie gewissermaßen in der Familie. Jasper nahm Burre nicht für voll, der seinerseits wieder Jasper nicht, und beide hatten keinen Verdacht auf Richter. Und Ina lächelte durch alle hindurch.

„Sie sind sehr glücklich, Ina, und warum, wenn diese Frage erlaubt ist?" unternahm Burre zu später Stunde einen vorbereitenden Angriff.

„Ich bin es nicht, aber ich könnte es sein!" gab Ina zurück. Sie gab sich offenbar keine Mühe, aus einem traumversponnenen Land zurückzukehren.

„Man ist es, oder man ist es nicht!" tadelte Burre. Er war kein Freund von Halbheiten. „Haben Sie gute Nachrichten? Sind Sie verliebt?" Seine Stimmung war dabei so drollig und besorgt, daß man ihm wegen seiner Fragen nicht einmal böse sein konnte. Ina nickte in den Saal hinein, in dem sich ein Dutzend Paare unermüdlich drehten. „Man ist es, oder man ist es nicht. Ich weiß es wirklich nicht. Vielleicht weiß ich es morgen oder in einem Monat oder überhaupt nicht!" Sie spielte mit den Worten wie mit ihren Gedanken. Konnte man denn überhaupt aussprechen, was einen bewegte?

„Hoffentlich wissen Sie wenigstens, wer im Augenblick mit Ihnen tanzt?" erkundigte sich Burre. „Ich werde Sie bei passender Gelegenheit danach fragen."

„Wonach denn?" fragte Ina harmlos zurück. „Herr Burre gibt mir die Ehre, ich weiß das zu würdigen. Man hat mir verraten, Herr Burre habe in fünf Jahren nicht soviel getanzt wie in der Zeit hier oben."

„So, sagt man das schon?" wunderte sich Burre. „Ich kann nicht einmal widersprechen. Uebrigens tanzen Sie ja auch ausgezeichnet. Ich tanze gern mit Ihnen. Ich sehe Sie überhaupt sehr gern."

„Vielen Dank für die Komplimente. Hoffentlich strengt Sie das nicht zu sehr an. Wie wird es denn mit dem Großen Preis?"

„Hiergeblieben", kommandierte Burre. „Nicht ablenken. Wir sprechen über den Großen Preis nach dem Rennen. Was hatte ich zuletzt gesagt? Ach so, ich sehe Sie wirklich sehr gern. Wenn Burre das sagt, stimmt es. Eine andere Frage müssen Sie mir noch beantworten, alle anderen werden bis nach dem Rennen vertagt: Wie stehen Sie eigentlich mit Jasper?"

Mitten im Tanz blieb Ina stehen. „Tanzen wir, oder wollen Sie ein Verhör mit mir durchführen?" Sie lächelte nicht mehr, und das Leuchten war aus ihren Augen wie fortgewischt.

Hm, hustete Burre und verlor augenblicklich seine berühmte Sicherheit. „Wir tanzen und ich frage. Aber wenn Sie jetzt nicht aufgelegt sind, können wir uns ja auf erstores beschränken. Es bleibt ja noch Zeit, ich meine, Sie sollten mich rubia einmal anhören . . ."

Jasper schwebte riesengroß und rettend durch den Saal. „Bitte, Ina, diesen Tanz hatten Sie mir versprochen!" Burre verzog sein Gesicht in viele Falten, aber Jasper rührte das in seiner Weise. Er legte seinen Arm um Ina, und das Leuchten kehrte in die Augen zurück.

— — — — — — — — — —

Gegen Mitternacht protestierte eine Abordnung von Gästen, unter der sich auch Richter befand, bei Herrn Bischer gegen das störende Geräusch der Schreibmaschinen. Nicht, daß Richter in seiner Nachtruhe gestört wurde, er krank zuletzt mit einigen Herren aus dem Troß der Münchener Mannschaft scharfe Sachen an der Theke. Jemand kam von draußen herein und schimpfte: „Donnerkeil noch mal, kein Mensch schläft. Sind wir hier in einem Büro oder in einem Hotel?"

Das war das Stichwort für Richter: „Sehr richtig. Sind wir hier in einem Büro oder gar zur Erholung?"

„Aber meine Herren, selbstverständlich muß das Geklapper sofort eingestellt werden! Ich wußte ja nicht, das ist ja geradezu rücksichtslos!" geriet Herr Schmidt in besorgten Eifer. Die vier Herren klopften erst höflich gegen die Tür, hinter der pausenlos das Tacken der

Ewigkeit im Frühling

Ruhige Felderbreiten, darüber das Grün hinweht,
in den sonnigen Lüften jubelnd die Lerche steht.
Runde Sumpfdotterblume spiegelt ihr Angesicht
im gekräuselten Bache, selig flutet das Licht.
Licht, von Schwalben durchschossen und von Staren durchschwärmt,
süß von Drosseln durchsungen, hell von Finken durchlärmt.
Kinder spielen am Graben, tanzen und springen zu zweit,
und wie um Vogel und Blume, ist um sie Ewigkeit:
War schon vor vielhundert Jahren Tanzen der Kinder Brauch,
flogen die Bienen am Raine, blühte der Weißdornstrauch,
wiegte auch damals wie heute sanft sich das junge Korn,
bog sich über den Wäldern silbern des Mondes Horn,
ging mit der grauen Herde Schäfer den stillen Gang,
kamen die jungen Lämmer taumelnd den Weg entlang . . .
Einer ist's, der den Wandel ewig im Gleichmaß hält,
und das Heute wird stille vor dem Herzschlag der Welt.

Hedwig Forstreuter.

Eine Raupe spinnt Seide

Zu den vielen Rohstoffen, die wir im eigenen Lande erzeugen können, gehört auch die Naturseide. Mancher mag sie als Luxus empfinden, sie besitzt aber hervorragende technische Eigenschaften, die sie für viele Zwecke unentbehrlich macht, für die es bis heute noch nicht gelungen ist, ein gleichwertiges künstliches Erzeugnis zu finden. Das Naturerzeugnis liefert uns bekanntlich der Seidenspinner. Die aus seinen Eiern schlüpfenden Seidenraupen werden mit dem frischen Laub der Maulbeere gefüttert und spinnen im Laufe ihrer Entwicklung den Kokon, der die Quelle für den Rohstoff „Seide" darstellt.

Der Seidenbau, der als Zweig der Kleintierzucht anzusehen ist, gliedert sich also in zwei Gruppen. Einmal handelt es sich um die Anzucht und Pflege von Maulbeerpflanzungen und dann um die Erzeugung von Kokons.

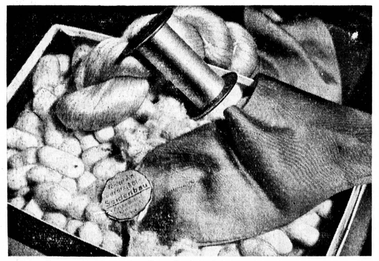
Die Maulbeere gedeiht in fast allen Gegenden Deutschlands, ausgenommen in Höhenlagen über 500 Meter. Zur Anpflanzung sind bis auf Moorböden, schwere Tonböden und zu leichte Sandböden alle Bodenarten geeignet. Das Gedeihen von Stachel- und Johannisbeeren bietet einen guten Vergleichsmaßstab. Vorzüglich eignet sich die Maulbeere zur Anpflanzung in Heckenform, was überdies den Vorteil einer zufälligen Landausnutzung bietet. Auf den laufenden Meter entfallen bei einer einfachen Hecke zwei, und bei einer doppelten Hecke vier Sträucher, die im Verband gepflanzt werden. Feld- und Gartengrundstücke, Kleintiergehege, Wege und Straßen, öffentliche Anlagen gleich welcher Art, können sehr vorteilhaft mit einer solchen Hecke eingefaßt werden. Außerdem lassen sich Bahn- und Straßendämme, Ufer- und Kanalböschungen in Form der zufälligen Landausnutzung sehr gut mit Maulbeeren bepflanzen.

Im ersten Jahre nach der Anpflanzung beschränkt sich der angehende Seidenbauer lediglich auf die Pflege seiner Anlage und erwirbt sich nach Möglichkeit in einer seitens der Reichsfachgruppe eingerichteten Beispielsraupere die notwendigen Kenntnisse. Zu diesem Zweck werden während der Monate Juni bis August laufend sechstägige Kurse abgehalten, deren Teilnahme kostenlos ist; nur Reise- und Verpflegungskosten sind der Teilnahme zu tragen. Anmeldungen sind an die Reichsfachgruppe Seidenbauer e. V. zu richten. Im zweiten Jahr wird mit kleinen Probezuchten begonnen, die sich dann entsprechend dem zunehmenden Laubertrag der Anlage von Jahr zu Jahr steigern. Etwa sechs bis sieben Jahre nach Anpflanzung ist mit dem Vollertrag der Sträucher zu rechnen.

Um die Raupen vor den Einflüssen der Witterung und vor tierischen Schädlingen zu schützen, muß die Aufzucht in Zuchträumen erfolgen. Dazu eignet sich jeder beliebige Raum. Er muß nur nach außen abschließbar und gut durchlüftbar sein. Zur Durchführung einer Normalzucht sind etwa 75—80 cbm Rauminhalt erforderlich. Die Einrichtung besteht aus Gestellen, Hürden, Spinnvorrichtungen,

Die Raupe spinnt sich ein

men die Tiere kein Futter zu sich, dürfen nicht gestört, müssen dagegen sorgfältig beobachtet werden. Von Zeit zu Zeit müssen die Raupen umgebettet werden, wobei entsprechend dem fortschreitenden Wachstum die Lagerfläche jeweils größer zu wählen ist. Gefüttert wird mit frischem Maulbeerlaub, wobei sich die Häu-



Das Endprodukt

Mit der Lupe wird das Einspinnen beobachtet

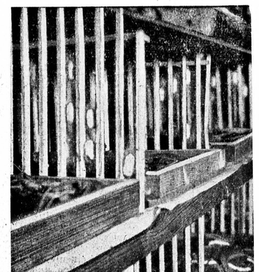
einem Thermometer und einem Hygrometer, um Temperatur und Luftfeuchtigkeit innerhalb des Zuchtraumes feststellen zu können. Erstere soll 18 bis 22 Grad betragen, und letztere 80 Prozent nicht übersteigen. Eventuell ist ein Ofen erforderlich, um bei zu großer Luftfeuchtigkeit die notwendige Trockenheit oder bei zu geringer Außentemperatur die für die Zucht zweckmäßigste Grade zu erzielen. Die Hürden, einfache, mit Draht bespannte Holzrahmen, werden auf die Gestelle gelegt und dienen als Lagerfläche für die Raupen.

Die Lieferung der Seidenspinnerbrut erfolgt auf Bestellung bei der Reichsfachgruppe Seidenbauer e. V. durch die Staatl. anerkannte Versuchs- und Forschungsanstalt für Seidenbau in Celle. Dem Züchter ist es untersagt, Nachzucht zu treiben, da er meist nicht in der Lage ist, einwandfreies Material zu erzielen, und so die Gefahr der Ausbreitung von Krankheiten bestehen würde.

Nach Erhalt der Brut bringt sie der Züchter in einer flachen Pappschachtel an einem warmen Ort unter. Nach etwa sechs bis sieben Tagen nehmen die Eier eine hellere Färbung an, ein Zeichen dafür, daß die Raupen bald ausschlüpfen. Man legt etwas Gaze oder weitmaschigen Tüll darüber und bringt darauf frische, junge Maulbeerblätter. Dadurch werden die ausschlüpfenden Raupen angezogen und können so leicht auf ihr zukünftiges Lager gebracht werden. Da der Ausschlupf nie an einem Tage erfolgt, setzt man dieses drei bis vier Tage fort und vernichtet dann alle Brutüberreste.

Innerhalb ihres 28tägigen Wachstums nimmt die Raupe um das 20- bis 30fache an Größe und das 7000- bis 9000fache an Gewicht zu. Der Futterbedarf während dieser Zeit beträgt 25 bis 30 Gramm Laub. Dieses ungeheure Wachstum hat zur Folge, daß der Raupe von Zeit zu Zeit ihre Haut buchstäblich zu eng wird und sie diese einfach abstreift. Diese sogenannten Häutungen treten etwa am 5., 9., 15. und 22. Tage nach dem Ausschlüpfen und zuletzt noch einmal innerhalb des Kokons ein, nachdem sich die Raupe eingesponnen hat. Die Häutung dauert jeweils 24 bis 36 Stunden. Während dieser Zeit nehmen die Tiere kein Futter zu sich, dürfen nicht gestört, müssen dagegen sorgfältig beobachtet werden. Von Zeit zu Zeit müssen die Raupen umgebettet werden, wobei entsprechend dem fortschreitenden Wachstum die Lagerfläche jeweils größer zu wählen ist. Gefüttert wird mit frischem Maulbeerlaub, wobei sich die Häufigkeit der Fütterung jeweils nach dem Entwicklungsstadium der Raupen richtet.

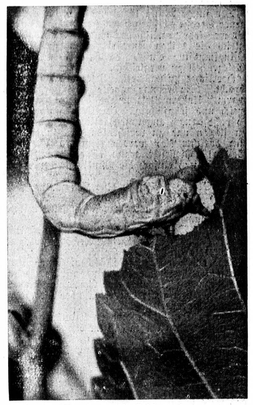
Etwa 32 Tage nach dem Ausschlüpfen beginnt die Raupe mit dem Spinnen des Kokons. Kurze Zeit vorher nimmt sie eine durchsichtig gelbe Färbung an und kriecht unruhig auf dem Lager umher und sucht mit erhobenem Kopf nach einer Spinngelegenheit. Es ist dann an der Zeit, die sogenannten Spinneinrichtungen aufzustellen. Aber auch trockener Ginster, Heidekraut, Birkenreiser und dgl. in Holzplöcke gesteckt, Strohbüschel, in Form einer Sanduhr aufgestellt, oder Hobelspäne können Verwendung finden. Zum Einspinnen



In diesen Regalen findet die Verpuppung statt

spinnen haben, alle bis dahin fertigen Kokons geerntet werden und an die nächste Kokonsammelstelle, deren eine ganze Reihe seitens der Seidenwerk Spinnhütte A.-G., Celle über das Reich verteilt sind, als Eilgut zu Frachtgutsätzen zum Versand gebracht werden. Alle Kokons, die noch nicht fertig oder noch zu erwarten sind, müssen dann in einer zweiten Sendung aufgegeben werden.

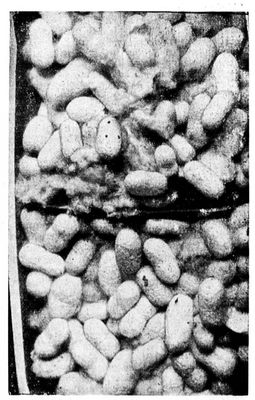
Unser Bedarf an Kokons ist groß, und es sollte jeder, der dazu in der Lage ist, an der Versorgung unserer Wirtschaft mit diesem aus volks- und wehrwirtschaftlichen Gründen wichtigen Rohstoff mitarbeiten. Die mit dem Seidenbau verbundene Arbeit ist nicht schwer, so daß sich vor allen Dingen auch Volksgenossen, die nicht voll beschäftigt oder voll erwerbsfähig sind, ja sogar Frauen und Kinder damit befassen können. Unseren Kleintierzüchtern und Siedlern bietet er die Möglichkeit, die Grundlage ihres Betriebes zu erweitern und sicherer zu gestalten. Als Vollerwerb ist Seidenbau allerdings nicht zu betrachten, da die Maulbeere nur während des Sommers frisches Laub liefert, so daß es naturgemäß auch nur während dieser Zeit möglich ist. Kokons zu erzeugen. Als Nebenerwerb und im Familienbetrieb durchgeführt, ist Seidenbau dagegen durchaus geeignet, eine lohnende Nebeneinnahme zu bringen.



Die fressende Seidenraupe

Als wirtschaftliche Grundlage ist eine Anpflanzung von 1000 Maulbeeren zu empfehlen. Bei Vollertrag dieser Anlage ist ein Reingewinn von durchschnittlich 200,— bis 250,— RM während einer Zuchtperiode zu erzielen. Eigener Grundbesitz ist nicht immer erforderlich; fast 85 Prozent der im Zuge der Aufbauarbeit geschaffenen Maulbeerpflanzungen liegen bei der öffentlichen Hand. Sie können von den Anpflanzern naturgemäß nicht selbst genutzt werden, sondern bleiben gegen geringes Entgelt zur Nutzung örtlichen Interessenten überlassen. Es genügt also eine Anfrage bei der zuständigen Gemeinde, ob dort inzwischen eine Anpflanzung erfolgt ist. Eventuell ist ein entsprechender Antrag zu stellen, daß eine solche vorgenommen wird oder geeignetes Gelände zur eigenen Anpflanzung zur Verfügung gestellt wird. Außerdem bestehen aus früherer Zeit noch eine Menge alter Maulbeerbestände, die noch längst nicht alle erfaßt sind. Diese ausfindig zu machen und ihrer Bestimmungszweck zuzuführen, sollte sich jeder angelegen sein lassen, der nur etwas Interesse am Seidenbau besitzt. Es gilt, uns mit dem Rohstoff „Seide" in möglichst weitgehendem Umfang selbst zu versorgen.

Dipl.-Landwirt H. Oessenich, Assistent bei der Reichsfachgruppe Seidenbauer e. V.



Die gesammelten Kokons sind versandbereit
(Scherl Bilderdienst 3, Reichsfachgruppe Seidenbau 2, Erich Zander, K.)

Welt der Frau

Vom Umgang mit Kindern

„Erziehen könnte nur, wer dem Worte nachlebt: So ihr nicht werdet wie die Kinder!"
(Karl Scheffler, Der junge Tobias.)

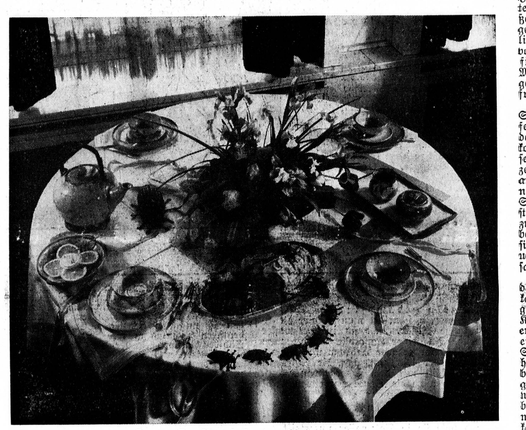
Im „Großen Irrgarten" erzählt Otto Ernst einmal, wie er einen berühmten Gelehrten beim Anputzen des Tannenbaumes getroffen habe und dieser dabei hockend und kniend um den Baum herumgerutscht sei. Auf seine erstaunte Frage antwortete dieser: „Ja, man muß bedenken, daß die Kleinen den Tannenbaum von unten sehen; man muß ihn aus der Perspektive der Kinder schmücken!" Dieses Hinabsteigen zum Kinde, das Einfühlen in sein Weltbild und seinen Anschauungskreis: das ist die Voraussetzung jedes Umganges mit Kindern. Es ist für uns Erwachsene oft nicht leicht, am leichtesten noch, wenn Wärme der Empfindung und liebevolle Zuneigung den Weg bereiten.

Das Tor aber, das uns in die Welt des Kindes führt, ist sein Spiel. Eltern, schützt das Spiel eures Kindes, gebt ihm immer wieder die Möglichkeit, seine Gedanken- und Vorstellungswelt hier zu Form und Wirklichkeit werden zu lassen! Denn das Spiel des Kindes ist keine Spielerei, es ist naturgewollte Kraftübung und der erste Inhalt seines Lebens. Rechtes Spiel legt den Samen zur Arbeitslust, es schützt vor Müßiggang, der aller Laster Anfang ist. In Spiel und Alltag aber geht euern Kindern Kameraden! Denn jedes Geschöpf sucht Gemeinschaft mit seinesgleichen und wird erst dann seiner selbst ganz froh! Gleichalterige Kameraden können auch wir Eltern nicht voll ersetzen, und erst im Verkehr mit Jugend auf gleicher Entwicklungsstufe kann das Kind in natürlicher Weise aus sich heraus gedeihen und jene Frische, Ursprünglichkeit und Lebensfülle behalten, die das Schönste am Menschen ist.

Und wie sollst du mit deinem Kinde verkehren? Vor allem: gehe auf seine Fragen ein! Bedenke, daß dein Kind dem ratlosen Wanderer gleicht in einer ihm unbekannten Welt! Sei nicht unwirsch, wenn es sich vertrauensvoll an dich wendet, verkröse es nicht aus Bequemlichkeit mit dem Hinweis auf die Schule, selbst wenn es dich mit seinem tausendfachen „Warum" böse plagt. Ist doch das „Warum", wie Anna Sullivan, die Erzieherin Helen Kellers treffend sagt, „das Tor, durch welches das Kind die Welt des Denkens und der Ueberlegung betritt!" Die für die Zukunft entscheidende Frage: Vertrauen oder Entfremdung zwischen dir und dem Kinde, liegt schon hier in deiner Hand. Daher muß du dein Kind auch ernst nehmen! Wie bieten es uns nur Spielzeug und Zeitvertreib! Man lacht über das drollige Ding, begleitet sein Tun mit ironischen Ausrufen des Verwunderns, behandelt es mit herablassendem Sarkasmus und plaudert unter Verwandten und Freunden in seiner Gegenwart über seine bescheidenen Geheimnisse, ja über die zartesten Regungen seines Innenlebens — — eine seelische Bloßstellung, die manche Eltern leider ganz gedankenlos üben. Ist es ein Wunder, wenn Kinder sich dann gekränkt fühlen? Wirkliches Vertrauen wird damit in der Blüte geknickt!

Mit wehmütigem Rückblick auf seine eigene Jugend prägte Friedr. Hebbel einst das Wort: „Erwarmt der Mensch in seiner Kindheit, so wird er nie wieder völlig kalt, und was in ihm liegt, wird frisch herausgetrieben, wird blühen und Früchte tragen!" Gebt eurem Kind Liebe und Zärtlichkeit! In jedem Wesen lebt eine geheime Sehnsucht danach, und wer sehnte sich als Erwachsener in heimlichen Stunden nicht nach den Zärtlichkeiten der Eltern zurück? Ich besaß es doch einmal, was so köstlich ist!" Das Leben verbraucht so viel Wärme, und nicht genug davon können wir den Kindern mit auf den Weg geben. Versagt sie auch dem Sorgenkinde nicht — — ihm erst recht nicht! Es gibt gerade für dieses keinen größeren Kraftspender!

Welches Kind hätte nicht immer neue Wünsche? Ein natürlicher Vorgang, der mit dem Fortschreiten seiner Entwicklung und der Erweiterung seines Anschauungskreises zusammenhängt. Geht nach Möglichkeit auf des Kindes Wünsche ein, ihr Eltern, aber schützt es vor Verwöhnung! Ueberhäuft es vor allem nicht mit Spielsachen und Geschenken. Ihr wollt dem Kinde Gutes tun, habt aber nur sein augenblickliches Wohlbehagen im Auge; denn ihr haltet es in Unkenntnis darüber, daß man sich jeden Wert im Leben schwer zu erringen hat. Nicht der ist fürs Leben am besten vorbereitet, der alle Genüsse beansprucht, sondern der, der sie entbehren kann. Und je mehr die Kinder heranwachsen, um so mehr muß darauf gesehen werden, daß sie sich nicht als Mittelpunkt fühlen! Zieht sie daher zu Arbeiten und Aufgaben im Dienste der Familie heran! Denn sie sollen sich als tätiges Glied eines größeren Ganzen betrachten, sie sind nicht dazu da, sich von Mutter und Geschwistern bedienen zu lassen, sondern sie sollen sich einordnen und lernen, über ihr eigenes Ich hinauszukommen. Ist einmal Tadel nötig, dann, Eltern, hütet euch vor Wortverzärtelung! Nichts stumpft mehr ab als fortwährendes Beschelten und Verbieten. Belehren und Nörgeln, nichts ist ungeschickter, als Gehorsam mit vielen Worten und Gründen erreichen zu wollen; Gründe verwandeln Gebot und Verbot in Ueberredung und lassen Gegengründe zu. Gewiß wird es ohne Strafe und Strenge nicht abgehen, dann aber ja keine Ungerechtigkeiten! Wie oft sind wir ungerecht, weil wir nicht überlegt haben, aus welcher Quelle des Kindes Vergehen kommt, weil wir von vornherein alles als Bösartigkeit ansehen oder Zorn und Verdruß uns treiben! Ungerechte Erzieher sind Stümper: das Kind wird ängstlich und scheu bis zur Verschlagenheit und Lügenhaftigkeit, sein Selbstgefühl wird geknickt, das Vertrauen zu den Eltern unterhöhlt. Erzieht durch die Größe eures Beispieles! „Alles, was du willst, das deine Kinder werden, das sei du ihnen!" (Lhotzky.)



Der Festtisch zu Pfingsten
(Photo aus dem Beyer-Band Nr. 174 „Feste im Hause")

Jetzt beginnt das Wochenende

Nicht zu viel und nicht zu wenig mitnehmen

Mit dem Mai beginnt die eigentliche Zeit des Wochenendes im Grünen. Die einen verleben es im Wochenendhäuschen weit draußen vor der Stadt, die anderen in ihrem Schrebergärtchen, das sich irgendwo dort als stille Oase auftut, wo gerade das Steinmeer der Stadt aufhört. Manche besteigen ihr Paddelboot und gleiten über kleine Flüsse und stille Seen, und wieder andere sitzen per Stahlroß über helle Straßen, die endlos in die grüne Weite hinaufführen . . .

Alle aber erhoffen gleichermaßen vom Wochenende ein bißchen Erholung, neue Kraft für den Alltag und Freude an der freien Natur. Und das ist eigentlich die Hauptsache: man muß auch den Willen zur Freude und zur Erholung mitbringen! Wer sein ewiges Päckchen grauer Sorgen mit hinausschleppt in Sonntag, Frühling und Sonne — der kann sich wirklich nicht wundern, wenn er genau so mutlos und genau so verärgert am Sonntag abend oder am Montag früh zurückkehrt zu Stadt und Arbeit. Mit dem Häusermeer wollen wir auch alle Alltagssorgen hinter uns lassen, und so wie vor uns allmählich blauer Himmel, weite Wiesen und dunkle Wälder auftauchen, so wollen wir auch mit unseren Gedanken in eine neue lichte Welt hineingleiten. Ist die Welt nicht schön? Hatten wir es nicht fast vergessen, in den langen grauen Winterwochen, wie unbeschreiblich blau der Himmel sein kann, wie grasiös die jungen Birkenzweige im Winde wehen? Auf einmal sehen wir nun wieder die Welt roßig an! Wir fühlen es zutiefst: solange es noch soviel Naturschönheit, soviel Licht und Wärme gibt, werden wir auch die Kraft halten, die unvermeidlichen Schatten zu ertragen.

Gute Laune und lichte Gedanken sind also das erste, was man zum Wochenende mitnehmen muß. Aber wenn sich dies Wochenende schon vom Sonnabend nachmittag an über den Sonntag, vielleicht sogar bis Montag früh ausstreckt, gilt es noch anderes mitzunehmen, heißt es praktisch denken! An den Magen muß natürlich zuerst gedacht werden. Denn wenn er leer ist, wird uns auch die herrlichste Gegend wenig in Entzücken versetzen können. Man soll den Wochenend-Küchenzettel jetzt im Sommerbeginn auch ein wenig sommerlich gestalten. All das Grüne, das da wächst an jungen Salaten und Gemüsen, mundet an den ersten warmen Tagen besser als das kompakte Fleischgericht. Ein paar Spiegeleier als Ergänzung sind vollkommen genug. Manches Grünfutter kann man sogar selbst suchen, z. B. Sauerampfer, der sich als Suppe, aber auch als Gemüse bereiten läßt. Auch Löwenzahn, junge Kresse eignen sich für den Wochenend-Mittagstisch.

Und die Kleidung? Nur nicht zuviel mitschleppen. Draußen im Grünen wollen wir uns erholen und nicht die neuesten Modelle spazierenführen. Ein Lustanzug, der sich bequem verpacken läßt, und ein Regenmantel genügen völlig. Wenn es richtig warm ist, kommt noch der Badeanzug hinzu. Im übrigen empfiehlt sich, ein Sportkostüm zu wählen, das nicht zu leicht ist und bei kühler Witterung genügend Schutz bietet. Nichts ist falscher als in dieser Beziehung leichtsinnig zu handeln. Man soll nicht zu viel, aber auch nicht zu wenig mitnehmen. Der heißeste Tag kann nach einem Gewitter mit recht kalten Abendstunden enden.

Nicht vergessen werden darf bei längeren Fahrten ein Käfchen mit dem notwendigsten Verbandzeug, denn kleine Unfälle oder Verletzungen können immer eintreten. Und eine Schachtel mit etwas Nähzeug darf ebenfalls nicht fehlen.

Das neue Waschsieb

(Deike M)

Zweiteilige Drahtkörbe zum Salatwaschen sind nicht neu. Neu ist aber ein Waschsieb in Kugelform mit Stiel, das so engmaschig ist, daß man auch Beerenobst und klein geschnittenes Gemüse darin waschen kann, und dessen beide Hälften durch Bajonettverschluß fest verbunden sind. Eine Drehung an dem Bügel der Oberhälfte verschließt es, und durch eine Drehung in entgegengesetzter Richtung wird es geöffnet. Hält man dieses verschlossene Kugelsieb unter die Wasserleitung, so wird unter fortwährendem Drehen des Siebes sein Inhalt vom Wasser durchströmt und dabei durcheinander geschüttelt, so daß eine restlose Säuberung erfolgt. — Aber nicht nur zum Waschen von Obst, Gemüse oder Fleisch ist dieses Sieb verwendbar, man kann es ebenfalls im Kochtopf gebrauchen, wenn Eier gepellt werden sollen, die man mit ihm mit einem Griff aus dem Kochwasser hebt, oder wenn leicht ansetzende Speisen wie Reis oder Nudeln weich gekocht werden sollen. Seine dritte Verwendung ist als Papiersieb, wobei allerdings nur die eine Hälfte benutzt wird. Diese kugelförmigen Wasch- resp. Kochsiebe werden in drei Größen von 19 bis 20 cm Durchmesser hergestellt.

Pfingsttag

Morgen kommt mit Sonnenlachen,
O, du Tag, o, froh Erwachen.
Unterm Birken-, Maiengrün,
Wie der Mägdlein Wangen glühn.
— Sand und Kalmus ausgestreut,
Kinderjubel — fei'ges heut.

Herzen, die von Leid betroffen,
Glühn heut' auf in neuem Hoffen,
Grüßen dich mit frohem Schlag;
„Pfingsten" heil'ger — Segentag!

H. Kaminski

Wir bekommen ein Zimmer mehr!

Der Balkon wird „eingerichtet"

Der Balkon an unserer Wohnung, der nun in unserem lufthungerigen Dasein wieder eine Rolle zu spielen beginnt, hat im Laufe der Jahrzehnte seine Aufgaben bedeutend erweitert. War er früher nur eine Art von vergrößertem Blumenbrett, auf dem man sich nicht gern der mit Spionen bewaffneten altjüngferlichen Nachbarschaft preisgab, so wird er heute von einsichtsvollen Architekten mit Raum genug für mehrere Menschen entworfen und sieht Menschen auf sich, die weit weniger „bieder"erliche Erdverzagtheit zu fürchten haben als in früheren Zeiten.

Immerhin denken wir daran, daß wir unser Sonnenbad auf dem Balkon nicht gar zu oftenherzig nehmen müssen und richten uns mit der Bepflanzung danach ein. Dort wo der Balkon am stärksten nachbarlichen Blicken ausgesetzt ist, werden wir gern hochrankende Pflanzen ziehen (wilden Wein an der Sonnen-, Efeu an der Schattenseite). Ein bewegliches Sonnendach aus gestreiftem und wasserdichtem Stoff erlaubt uns, den gar zu heißen Sonnenstrahlen ebenso wie leichten Regenschauern Trotz zu bieten. Die Anschaffung ist mit allem Zubehör nicht gerade billig, stellt aber einen Besitz fürs Leben dar, wenn wir Stoff, Ringe und Stangen im Winter gut reinigen und sorgsam verwahren.

Die Möbel auf dem Balkon seien von Rohr, das Witterungswechseln am besten Trotz bieten kann. Gepolsterte Sitzgelegenheiten sind begreiflicherweise unpraktisch. Mehrere leichte Kissen sind zur Bequemlichkeit und wegen Dauerhaftigkeit weit geeigneter. Sehr nützlich kann eine niedrige Truhe mit gut übergreifendem Sitzbrett sein — damit unsere Füße nicht behindert sind — in der wir alle die Dinge aufbewahren, welche über Nacht sonst ins Zimmer genommen werden müssen. Vermachlässigen wir auch den unangenehmen Fliesen Zementboden nicht! Er bekommt eine einfache Strohmatte, der so leicht kein Regen etwas anhaben kann. Und die Beleuchtung? Nun, mancher zieht einfach einen Draht quer über den Balkon und hängt ein paar Papierlaternen daran. Will man den Balkon abends zum Lesen oder zu einer Partie Schach benutzen, dann lohnt es schon, einen Steckschalter anbringen zu lassen. Für die Steh lampe wird dann über einem Drahtgeriist ein Lampenschirm aus Bast gearbeitet, der in den Farben zur Matte und den Kissen paßt.

Um Streitigkeiten aller Art mit den unter uns Wohnenden aus dem Wege zu gehen, lassen wir vielleicht unter den Blumenkästen eine lockere Wäscheleine (breit genug!) anbringen, daß das überflüssige Naß, mit dem wir unsere Blumenkästen versehen, abgeleitet wird. Mancher mißachtete Balkon, auf dem es zu windig ist, kann recht wohl in Gebrauch genommen werden, wenn die Windseite mit den jetzt so beliebten Strohmatten geschützt wird, wie man sie bei Drahtzäunen zum Verdichten gebraucht. Sie halten den Zug ab, sind billig und sehen nicht übel aus.

Ein mit Liebe eingerichteter Balkon, das sollte sich die kluge Hausfrau sagen, vermehrt ihre Wohnung im Sommer um ein Zimmer und schont die anderen Räume!

Lachende Jugend (D-ke M)

Handstickerei an Sommerkleidern

Trauen machen gern schöne Handarbeiten. Besonders viel Freude bereitet die Ausführung der Stickerei, wenn sie an hübschen Sommerkleidern, Blusen oder Jäckchen geschmackvoll angebracht wird, die wir an heißen Tagen, in den Ferien, im Sonnenschein sehr gern tragen.

K 32716. Das hübsche Sommerkleid kann, bei einfarbigem Stoff, mit leichter Buntstickerei verziert oder auch aus buntgemustertem Stoff gearbeitet werden. Bunte Beyer-Schnitte sind für 104 und 112 cm Oberweite erhältlich. Beyer-Abplättmuster Nr. 11662/III.

Modelle und Beyers Kunstabteilungen für Abplättmuster, Berlin-Tr. 35b. Zeichnungen u. Druckstoff

B 32756. Hochgeschlossener Spenzer mit leichter Buntstickerei und Blendenbesatzung. Bunte Beyer-Schnitte für 92 und 100 cm Oberweite erhältlich. Beyer-Abplättmuster Nr. 11639/II.

B 32732. Schlichte Bluse mit Raglanärmeln, Buntstickerei und schwarzem Samtbandschleifen. Bunte Beyer-Schnitte für 96 und 104 cm Oberweite. Beyer-Abplättmuster Nr. 9195/III.

B 32711. Die flotte fragenlose Jacke, im Streublütenmuster bestickt, paßt zu jedem schlichten, einfarbigen Kleid. Bunte Beyer-Schnitte für 96, 104 cm Oberw. B.-Abplm. Nr. 11642/I.

K 32241. Eine Blütenkante in Buntstickerei schmückt das Sommerkleid, dessen Vorderteil und Ärmel weich gerafft sind. B. B.-Schn. für 84, 92 cm Oberw. B.-Abplm. Nr. 11663/III.

K 32137. Nachmittagskleid mit Reißfaltenschmuck an den Blusenteilen und gestickten Blumenmotiven. Bunte Beyer-Schnitte für 92, 100 cm Oberweite. Beyer-Abplätim. Nr. 11634/III.

K 32174 und **V 32175.** Das jugendliche Kleid und die passende ärmellose Jacke sind mit einer gestickten Kante im Volkskunstmuster verziert. Bunte Beyer-Schnitte sind für 88 und 96 cm Oberweite erhältlich. Beyer-Abplättmuster Nr. 11633/IV.

Spargel ohne Butter

Spargel, der „König der Gemüse", die schönste Gabe des Frühlings, ist keineswegs der „Butterfresser", für den er oft gehalten wird. Es gibt eine ganze Anzahl ausgezeichneter Spargelgerichte, die man mit recht wenig oder überhaupt keiner Butter zubereiten kann.

Spargelsuppe: Ein Viertel Kilo dünne geschälte, etwa vier Zentimeter lange Spargelstückchen kocht man in Salzwasser gar, füllt eine dicke Einbrenne mit dem Spargelwasser auf und gibt die Spargelstücke hinein. Einige gebräunte Semmelschnitten auf die Suppe geben ihr besonderen Reiz.

Spargelsalat: Etwa ein halbes Kilo mäßig dicke Spargeln werden geschält, in Salzwasser abgekocht und mit Essig und Öl, gehackter Petersilie und dem entsprechenden Gewürz zu einem Salat angemacht. Nach Belieben kann man die Spargeln in ganzen Stangen oder in Stücken zu Salat verwenden. Besonders schmackhaft wird dieser Salat natürlich, wenn man nur die Köpfe dazu verwendet, während man aus den restlichen Stangen eine Suppe macht.

Spargeln gedämpft: Ein Kilo geschälte Spargeln schneidet man in vier Zentimeter lange Stücke, kocht sie in Salzwasser halbweich. In einer Kasserolle dämpft man fünfzig Gramm gehackte Kräuter mit fünfzig Gramm Butter leicht an, gibt die Spargeln dazu und füllt mit dem Spargelwasser auf. Falls nötig, wird die Sauce mit etwas Mehl überstäubt.

Spargeln gratiniert: Ein Kilo Spargeln bereitet man in der üblichen Weise vor und kocht sie in Salzwasser ungefähr gar. Dann kommen die Spargeln in eine Kasserolle, die man gut eingefettet hat, überstreut sie reichlich mit Semmelbröseln, gehackter Petersilie und gibt einige Speckscheiben darüber. Sie werden mäßig warmen Röhre werden die Spargeln überbacken.

„Du aber bist das Leben", ein neues Mutterbuch

Schöne, tiefe Worte gibt es in unserer deutschen Sprache, und zu den schönsten und tiefsten gehören die, die den Dank zur Mutter tragen. Unsere Dichtung bekennt und bezeugt dieses. Edmund Harlloff hat ein Mutterbuch (verlegt bei Eugen Salzer, Heilbronn) zusammengestellt, aus den Bekenntnissen, Gedichten, Erzählungen der deutschen Dichtung unserer Zeit. Er will „das Bild der Mutter" zeigen, wie es uns in geradezu überwältigender Farbkraft und Vielgestaltigkeit in der deutschen Dichtung unserer Zeit begegnet, und es ist ihm gelungen, das Charakteristische, das Geformte und das Bleibende zu sammeln". Und so wurde es kein Buch, daß in manscher stillen Stunde jedem Einkehr und Glauben zu geben vermag.

Die „Innendekoration"

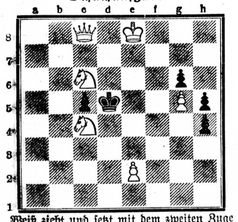
Wie bereit und fähig unsere Raumgestaltung zur Lösung ihrer vielfältigen Aufgabe ist, veranschaulicht fesselnd das letzte Heft der Alexander Koch'schen Kunstzeitschrift „Innen-Dekoration". Es bietet in übersichtlichem Maßstab einen Querschnitt durch die deutsche Raumgestaltung der Gegenwart. Landschaftlich gebundene Volkskunst mit ihren sinnenfrohen Formen hat die Führung in Günther Seidels schlesischen Gastzimmern. Ein niederösterreichisches Landhaus von höchst eigenartigem Grund- und Aufriß führt in das Schaffen des Wiener Architekten Alexander Popp ein. Von dessen anpassungsfähigem Können zeugen daneben flotte Wohnraum-Entwürfe und praktische Touristenräume mit Holzstäfelung und -gebälk, einige schöne Stücke Friedhofsarchitektur und eine Reihe ausgezeichnet gelöster Industrieräume. Der südetendeutsche Architekt Oskar Riedel zeigt eine feingeformte Stadtwohnung und ein elegant-behagliches Landhaus in Gebirgstage. Die frantische Handwerkerstube der Stadt Königsberg zeigt liebevoll durchgeführten, geschnitzten Hausrat für eine ostpreußische Bauernstube. Ein äußerst praktisches Wochenendhäuschen, sehr geluncen in der Raumanordnung, macht den Schluß. (Verlag Alexander Koch, Stuttgart O, Neckarstraße 121. Heft 2,50 RM.)

FLECHTENLEIDEN

Hautausschlag. Wie schwer ist es oft, sich von diesen anhaftenden Leiden zu befreien. Ich gebe Ihnen gern kostenlos ein einfaches Mittel bekannt, das lt. vielen beglaubigten Dankschreiben in kurzer Zeit, oft schon in 14 Tagen, auch bei hartnäckigster Schuppenflechte völlige Heilung bringt.

Heilmittelvertrieb MAX MÖLLER, Dresden-Weiß. Hirsch A. 80

Schachaufgabe



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Kontrollstellung (11). Weiß (6): Ke6; Dd8; Sc1 u. e6; Be2 u. g5. — Schwarz (5): Kd5; Bc5, g6, h4 u. h5.

Einsetzrätsel

	a	b	c
Land	?		Arzt
Glas	?		Sprung
Streit	?		Schweif
Feld	?		Gut
Stein	?		Teil
Wand	?		Glas
Hand	?		Arzt
Schutz	?		Pflicht

Zu den unter a und c angeführten einsilbigen Wörtern ist unter b gleichfalls ein einsilbiges Wort einzustellen, das einmal als Schlußsilbe zu den Wörtern unter a, das andere Mal als Anfangssilbe zu den Wörtern unter c dient. Die Anfangsbuchstaben der zu findenden Wörter unter b müssen einen notwendiger Reisebegleiter nennen.

Telegrammrätsel.

— . — . — .	zweite Grasschur
— . — . — .	atmosphärische Erscheinung
. . . — —	Lastschiff
. . . — — —	europäisches Reich
— — . — —	Insekt
— — . — .	Säulenfuß
— — . . .	Spottname für den Deutschen
. . . — — —	Sehnsucht nach Hause
. . . — — —	anderes Wort für Beendigung

Punkte und Striche stehen an Stelle von Buchstaben. Sind die angedeuteten Wörter richtig gefunden und die auf die Punkte entfallenden Buchstaben aneinandergereiht, ergeben diese einen Wunsch für die Urlauber.

Silbenrätsel.

Aus den 36 Silben:

ai — dei — ding — don — ef — el — em — er — he — hit — i — i — i — i — jo — li — low — mar — me — men — min — mu — na — noch — o — reu — rew — sa — sche — schnei — se — st — stö — stib — ter

sind 18 zweisilbige Wörter zu bilden, die folgende Bedeutung haben:

1. ägyptische Göttin, 2. Stadt und Fluß in Rußland, 3. weiblicher Personenname (Kurzform), 4. biblischer Name, 5. plattdeutscher Dichter, 6. Fluß in der Schweiz, 7. Stadt in Mecklenburg, 8. niedrige Bank, 9. weiblicher Personenname, 10. Stadt im Orient, 11. anderes Wort für Tonkunst, 12. Name aus der griechischen Götterlehre, 13. gerader Waldweg, 14. festgelegter Zeitpunkt, 15. Reittracht, 16. Stadt in Bayern, 17. Stadt in Frankreich, 18. Soldat in der Provinz Sachsen.

Sind die Wörter richtig gebildet, ergeben diese in ihren Anfangs- und Endbuchstaben, jedesmal von vorn nach hinten gelesen, ein Sprichwort.

Scharade.

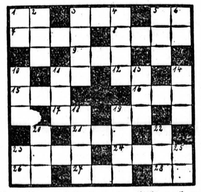
Die beiden ersten nimmt man oft zur Hand,
Auch wenn der Nagel in der Wand
Nicht dritte ist.
Das Ganze ist bekannt
Als Hafenstadt im kalten Land.

Buchstäckaufgabe.

Ba — Eb — Aa — Ze — Oi — Le — Fe — Se — Wi — Ye — Ho — Gu — Ri — Be.

Die vorstehenden Wortbruchstücke sollen durch Hinzufügen je eines Buchstabens am Schlusse zu Wörtern umgewandelt werden. Miteinander verbunden, ergeben diese Buchstaben ein unentbehrliches Reisegerät.

Silbenkreuzworträtsel.



Die Wörter bedeuten von links nach rechts: 1. Fluß in Pommern, 3. Heeresabteilung, 5. griechische Sagengestalt, 7. italienischer Staatsmann, 8. Bewohner von Judäa, 9. Treulosigkeit, 11. Volksstamm, 12. ägyptische Münze, 15. kurze Jacke, 16. Stadt in Spanien, 17. Verzierung, 19. weiblicher Name, 21. nordamerikanischer Staat, 23. ostafrikanisches Volk, 24. feine Zeugware, 26. weiblicher Name (Kurzform), 27. farmazeutisches Nomadenvolk, 28. Verwandter. — Von oben nach unten: 1. Mitbegründer Roms, 2. Beleuchtungsstoff, 3. Gattung der Nadelhölzer, 4. Körperorgan, 5. Name aus der griechischen Sage, 6. Blume, 10. Raufeshirt, 11. Heldin einer Wagnerschen Oper, 13. Stadt in Groß-Hamburg, 14. Sinnbild männlicher Schönheit, 18. weiblicher Name, 19. Inselgruppe im Bengalischen Meerbusen, 20. Südseepflanze, 22. Ort im Freistaat Danzig, 23. Stadt in Italien, 25. männliches Haustier.

Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe: 1. Tf6—e6, b5—b4. Dies ist das Hauptspiel. 2. De2—b5, Ke4—f5 (b4—b3) oder bel. anderes. 3. Db5×e5 oder Te6×e5 matt. a) 1. . . . Ke4—f5. 2. De2—b3+, Kf5×e6 (g5) oder e5—e4. 3. Db3—g6 oder ×b5 matt. b) 1. . . . , f4—f3. 2. Te6×e5+, Ke4—b4. 3. Sa1—b3 matt. Andere Spielarten ähnlich oder leicht.

Einfügungsaufgabe: Hebbel, Moran, Leder, Siegel, Bruch, Tische, Leich, Falster, Zwecke. — Badereise.

Rätsel: Die Rinde.

Geographisches Silbenrätsel: 1. Bogen, 2. Lodi, 3. Aube, 4. Ithaka, 5. Erriese, 6. Rheinfels, 7. Hainan, 8. Ilse, 9. Meuse, 10. Minden, 11. Gisloo, 12. Lagos. — Blauer Himmel — Sonnenschein.

Verwandlungsrätsel: Wandrer, Händler, Heidler, Zwinger, Flieger.

Merkrätsel: Die drei Eisheiligen.

Blumenversteckrätsel: 1. Tulpe, 2. Erika, 3. Rosmarin, 4. Reseda, 5. Nelke.

Magisches Kreuz- und Querworträtsel: 1. Elle, 2. Land, 3. Erbe, 4. Thea, 5. Tee, 6. Herd, 6. Alma, 7. Armee, 9. Traum, 10. Ahana, 11. Edda, 12. Eins, 13. Iran, 14. Snob. — Diagonale 8. bis 15. Neger, 16.—17. Meer.

Verschmelzungsaufgabe: Kanzel, Almanach, Lorbeer, Ernestine, Neugierde, Dolmen, Etentier, Revelle. — Kalender.

Abenteuer auf dem Meeresgrund

Jagd nach schimmernden Perlen

Ein Perlenfischer erzählt von Meistertauchern, Raubfischen und Schätzen der Südsee

Von Kapitän Viktor Scatti

Wenn man vom Suchen und Fischen von Perlen erzählt, wird man in neunzig von hundert Fällen gefragt: „Wie in aller Welt wissen Sie denn, wo es Perlen gibt? Das Meer ist doch unendlich groß. Es ist dasselbe, als wollte ich in Europa einen Menschen suchen, ohne zu wissen, wie er heißt und wo er sich aufzuhalten pflegt." Nun, der Vergleich mag ja im allgemeinen stimmen. Aber gar so schwierig, wie sich der Laie das vorstellt, ist die Sache doch nicht.

Wie findet man die gute Perlenbank? Eigentlich sehr einfach: Man kennt doch nach der Seekarte genau die Tiefe des Wassers. Man weiß ferner, daß man eine Perle aus einer Tiefe von höchstens 60 Metern heraufholen kann. Nun sucht man auf der Karte nur jene Stellen des Stillen Ozeans heraus, die eine Höchsttiefe von 60 Metern haben. Da man auch alle bisher entdeckten Bänke auf der Karte eingezeichnet findet, weiß man also ziemlich genau, welche Stellen noch nicht befahren wurden und Aussicht auf erfolgreiche Beute bieten.

Der König der Taucher

Es wäre ein Irrtum, zu glauben, daß man jeden guten Taucher zum Perlenfischer verwenden kann. Der echte und gute Perlentaucher muß erstens hervorragend und schnell in die Tiefe stoßen können, er muß ferner den Druck unter Wasser gut aushalten, und schließlich muß er in der Lage sein, einige Zeit unter Wasser zu bleiben. In dieser Zeit sammelt er Perlen. Da ich bei den Philippinen Perlen suchte, will ich mich auf dieses Gebiet beschränken.

Die Philippinos sind außerordentlich gute Taucher, sie erreichen aber höchstens eine Tiefe bis zu sieben Meter. Die großen und wertvollen Perlen liegen jedoch stets auf 50, manchmal sogar auf 60 Meter Tiefe. Man muß daher, will man Erfolg haben, stets einen Japaner mitnehmen. Man schont diese Taucher aber sehr. Erst wenn die Philippinos den Grund durchforscht haben, und wenn man genau weiß, daß auf 50 Meter Tiefe große Muscheln liegen, läßt man die Japaner hinunter. Sie sind wunderbare Taucher und erreichen manchmal auch eine Tiefe von 60 Meter.

Der beste Tieftaucher der Welt, der König unter den Perlenfischern, ist der Grieche Isiakopulos. In seiner Jugend lernte er die schwierigen Künste seines Handwerks in seiner Heimat, wo er Schwammtaucher war. Später kam er nach Asien und erreichte die Rekordtiefe von 60 Meter. Sein Name ist in ganz Asien, in der ganzen Südsee, auch auf den entlegensten Inseln, gut bekannt. Allerdings kann man ihn nur dann mieten, wenn man sicher auf gute Funde rechnen kann — denn Isiakopulos ist sehr teuer.

Im vergangenen Jahre hatte ich Glück. Einer der besten Taucher hatte sich mit seinem Kapitän verfeindet und verließ ihn. Ich fand ihn eine Stunde später und bot ihm einen Posten bei mir an und fuhr mit ihm aus. Nach siebzehn Tagen fanden wir bei den Sanghoy-Islands-Inseln ein grünes Schaumneer", das sicherste Signal für Perlenbänke. Ich sandte einige Philippinos hinab, deren Arbeit durch den Fund zweier Perlen von 44 und 53 Gramm gekrönt wurde. Drei Tage fischten wir in dieser Gegend, und ich hielt meinen Meistertaucher zurück, um ihn erst im Bedarfsfalle einzusetzen. Mühelos kam er bis auf 50 Meter Tiefe.

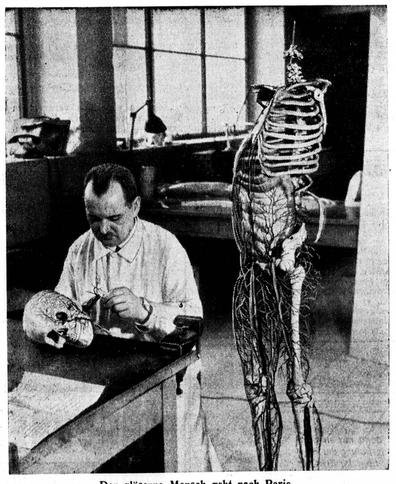
Leider tauchten am vierten Tage zwei Lapo-Lapos auf, riesige Raubfische, Hyänen des Meeres. Sie werden oft sehr groß und greifen Menschen an. Die Eingeborenen behaupten, ein ausgewachsener Lapo-Lapo könne einen Menschen verschlingen. Ich weiß nicht, ob dieses zutrifft. Jedenfalls sind diese Fische mehr gefürchtet als Haie. Ich unterbrach daher das Tauchen auf einige Stunden. Am späten Nachmittag schienen sich die Lapo-Lapos verzogen zu haben. Da das Meer nun tiefer zu sein schien, waren wir doch abgetrieben, ließ ich meinen Meistertaucher antreten. Er ging in die Tiefe und brachte gleich beim ersten Tauchen zwei große Stücke, Perlen von 55 und 51 Gramm. Dann ging er nochmals hinab. Er glitt lautlos in die Tiefe und verschwand. Als er nach zwei Minuten nicht heraufkam, wurden wir unruhig, nach fünf Minuten sandte ich ihm einen zweiten Taucher nach — vergebens. Der Meistertaucher kam nicht mehr zurück. Was mit ihm geschah, wird wohl immer ein Geheimnis des Meeres bleiben.

Die todbringenden Fische

Einen Monat später fischte ich bei Cebu. Der Meeresschaum hatte eine fleischrote Farbe, und der Grund war mit Muscheln besät. Drei Taucher brachten in wenigen Stunden 72 Stück herauf. Am Nachmittag ging nochmals ein Perlenjäger hinab. Minute um Minute verrann, er blieb so lange unten, daß wir schon bange waren, es ist ihm etwas zugestoßen. Endlich kam er — vollkommen erschöpft. In seinem Lendentuch aber hatte er die größte Muschel, die ich bisher gesehen hatte. Als wir sie öffneten, fielen wir alle einen Freudenschrei aus. Die Perle war die größte und schwerste, die ich jemals gesichtet hatte; sie wog 72 Gramm. Vier Monate später verkaufte ich sie in Hongkong an einen Chinesen um die runde Summe von 20 000 Pesos. Es war ein reiner Zufall, wie er nur einmal in 100 Jahren vorkommen mag. In einer Tiefe von 7 Meter hat es noch niemals große Perlen gegeben. Und doch fanden wir diese „größte Perle des Jahres" in sehr geringer Tiefe.

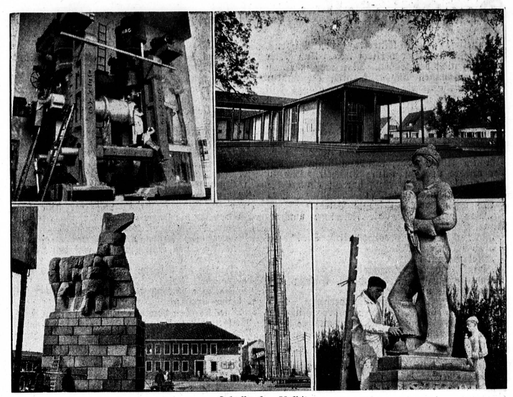
Nur ganz wenige Taucher erkranken, die meisten werden von Fischen angefallen und getötet. Ich habe in den 17 Jahren, die ich bisher auf Perlenfang fuhr, insgesamt 32 Taucher durch Fische verloren, von denen die Hale noch die ungefährlichsten sind. Ein guter Taucher, der in größere Tiefen geht, nimmt immer ein haarscharfes, langes Messer mit. Sieht er einen Hai sich nähern, so schießt er an die Oberfläche, um Luft zu schöpfen, taucht aber sofort wieder und greift den Hai an. Es ist das einzige sichere Mittel, um dem sicheren Tod zu entgehen. Einer meiner Taucher tötete auf diese Weise im letzten Jahre sechs Haie. Drei Leute verlor ich durch Lapo-Lapos. Auf welche Weise diese Fische angreifen, ist nicht bekannt; wer von ihnen angefallen wird, kann es nicht mehr erzählen.

Die Jagd auf schimmernde Perlen ist ein gefährliches Handwerk. Nicht wenige bleiben auf der Walstatt. Die Eingeborenen aber, die ein paar Jahre mit Glück und Erfolg Taucher waren, haben für den Rest ihres Lebens die Sorgen um das tägliche Brot verscheucht.



Der gläserne Mensch geht nach Paris

Hier steht der gläserne Mensch in seiner ganzen Größe, ein Wunderwerk des technischen Anatomen, der aus Metall, Cellon und anderen Materialien das Knochengerüst, innere Organe, Gefäßsystem und äußere Körperform des Menschen in meisterhafter Vollendung überlebensgroß darstellt. Eine besondere elektrische Anlage ermöglicht es, jedes Organ dieses künstlichen Körpers einzeln aufleuchten zu lassen. Das Modell, das im Vorjahr auf einer großen Berliner Ausstellung zu sehen war, wird auf der Weltausstellung in Paris zu sehen sein und einen Hauptanziehungspunkt des Deutschen Pavillons bilden. (Erich Zander, K.)



„Schaffendes Volk"

Ein Rundgang durch die große Reichsausstellung in Düsseldorf, die Generaloberst Göring am 8. Mai eröffnete und die bis in den Oktober hinein dauern wird. Links oben: Das Eisenwalzwerk. Rechts oben: Das Künstlerheim in der Künstlersiedlung. Links unten: Der Haupteingang zur Ausstellung mit dem Monument „Reiter und Pferd" und der großen Lichtorgel, die 30 m hoch ist. Rechts unten: Riesensteinfiguren in der Gartenschau, die über eine Million Blumen und 3000 Bäume und Sträucher umfaßt. (Schirner 4, K.)

„Der Welt brutalste Steuer?"

Der versteuerte Grabstein

Sondersteuern für Mauerblümchen, Analphabeten und eitle Frauen. — Von der Schnupftuch- bis zur Lippenstiftsteuer

Die von dem britischen Schatzkanzler angeordnete Besteuerung des Lippenstiftes hat unter den Engländerinnen große Empörung erregt. Man bezeichnet diesen „Angriff auf die weibliche Schönheit" als „der Welt brutalste Steuer", was freilich etwas übertrieben sein dürfte. Es gab im Lauf der Jahrhunderte noch weit kuriosere und härtere Steuern, die den Völkern auferlegt wurden.

Wenn man heute mit gerunzelter Stirn seine Steuererklärung ausfüllt, mag man sich mit der Tatsache trösten, daß die Steuerzahler zu allen Zeiten ihre Stirnen runzelten, wenn sie den Geldbeutel öffnen mußten. Die jungen Damen Englands, die dem britischen Schatzkanzler vorwerfen, er sei kein Kavalier, da er den Lippenstiftbesteuere und damit die „Schönheit" zu einem Vorrecht der Bessergestellten machen wolle, hätten vermutlich große Augen gemacht, wenn sie im 17. Jahrhundert gelebt hätten. Zu dieser Zeit gab es nämlich in England eine besonders merkwürdige Steuer, die dem — Magen ein erhebliches Opfer abforderte. Da in jener Zeit die Staatskasse in großer Bedrängnis war, verordnete man, daß jede Familie allmonatlich eine Hauptmahlzeit ausfallen lassen mußte, um den Betrag hierfür als Steuer abzuführen.

Das ist nur ein kleines Beispiel aus der Chronik der Steuer-Ruriosa, die uns eine Fülle von Beispielen für die Tatsache liefert, daß die Steuerzahler des 20. Jahrhunderts weit besser daran sind, als ihre Vorväter. Ein Land der seltsamsten Steuergesetze ist zu allen Zeiten Frankreich gewesen. Während die Einführung der modernen „Ledigensteuer" den Protest der Junggesellen erregte, gab es in Frankreich bis in die jüngste Zeit eine „Jungmädchensteuer", die jeder Familienvater zu entrichten hatte, wenn er eine unverheiratete Tochter über 16 Jahre besaß. Kann man es einem mit zahlreichen Töchtern gesegneten Papa verübeln, wenn er buchstäblich auf „Schwiegersohnjagd" ging, schon um sich von dieser Bürde zu befreien? Die „Mauerblümchen" haben durch diese Steuerbestimmung im elterlichen Hause nichts zu lachen gehabt.

Unwissenheit — steuerpflichtig

Es hat ein wenig Aehnlichkeit mit dem modernen britischen „Lippenstiftverlaß", daß Frankreich unter Ludwig XIV. eine Steuer für das Perückentragen erhob. Wer keine Perücke trug, war nicht vornehm, wer eine trug, mußte zahlen. Und da jeder vornehm sein wollte, zahlte man eben. (Nach diesem historischen Beispiel möchte man vermuten, daß die englische Lippenstiftindustrie trotz der neuen Steuer ihre Umsatzziffern halten wird.) Eine Steuer mit bevölkerungspolitischen Hintergründen wurde ebenfalls in Frankreich erhoben — die sogenannte „Kindersteuer". Jede Familie, die weniger als vier Kinder hatte, mußte für jedes fehlende Kind monatlich 10 Goldfranken bezahlen. Heute noch ist übrigens in Frankreich ein uraltes Gesetz gültig, das, wollte man sich darauf berufen, dem Staat viel Kopfzerbrechen bereiten würde. Jedes Gemeindemitglied hat das Recht, die von ihm erhobenen Gemeindesteuern abzuarbeiten. Vor wenigen Jahren ereignete es sich, daß ein junger Rechtsanwalt von Montpellier, mit Hacke und Schaufel ausgerüstet, auf dem Rathaus erschien und erklärte, er wolle seine Steuern bezahlen. Als man ihm die Quittung vorlegte, bestand er darauf, den Betrag durch Straßenbauarbeiten begleichen zu dürfen. Man mußte ihm auf Grund des alten Gesetzes gewähren lassen. Als sich daraufhin jedoch sämtliche Einwohner der Gemeinde Bestume weigerten, Steuern zu bezahlen, und statt dessen Arbeit verrichten wollten, zogen sich die Behörden aus der Schlinge, mit dem Bemerken, alle öffentlichen Arbeiten seien bereits vergeben.

Die merkwürdigste Steuer unserer Zeit wird wohl in China erhoben. Die Nanking-Regierung hat nämlich eine „Steuer für Unwissenheit" eingeführt, mit der sie nicht so sehr die Säckel füllen, als die Analphabeten beistoßen will. Dagegen genügt es für die Geschäftstüchtigkeit der Sowjets, daß in der Ukraine neuerdings die Errichtung von — Grabsteinen steuerpflichtig ist. Auf diese Weise versucht man eben, den Leuten die Gleichgültigkeit und die Pietät abzugewöhnen. Im häufigsten aber hat man zu allen Zeiten die Eitelkeit besteuert. Der Preußenkönig Friedrich I. erhob von jeglicher Person, die Gold- und Silberversierungen an ihrer Kleidung trug, einen Taler. Desgleichen wurden in Preußen der Reifrock und das Kaffeetrinken besteuert. In England erhob man noch im vorigen Jahrhundert eine Sondersteuer für jede nach der Straßenseite gewendete Fensterscheibe und verdiente damit Unsummen, da die hübschen Frauen nicht auf das Fenster an der Straße verzichten wollten. Da eine edle mecklenburgische Prinzessin im Mittelalter kein Heiratsgut besaß, ließ sie eine „Prinzessinnensteuer" erheben, deren Einnahme in ihre Privatschatulle wanderten. Die bayerischen Herzoge besserten ihre Finanzen durch eine empfindliche „Heiratssteuer" auf, die eine Flucht bestlustiger Brautpaare ins Ausland hervorrief.

Das Atmen füllte den Staatssäckel

Meister im Erfinden von Steuern aber waren die altrömischen Kaiser, die sogar das — Atmen besteuerten. Das ist kein Witz, denn Kaiser Vespasian erhob eine Zeit lang von jedem Bürger eine eigene „Luftsteuer". Noch grotesker war die Einführung der „Aloakensteuer", die ebenfalls eine Erfindung Vespasians war. Als man ihn deswegen zur Rede stellte, prägte er das berühmte Wort: „Non olet" — „Es riecht nicht", womit er das Geld meinte, das er auf diese Weise einnahm. Kaiser Caligula erfand für die römischen Kolonien die „Bartsteuer", um die in Britannien wiederholt Kriege geführt werden mußten. Uebrigens fand die Bartsteuer im Mittelalter in Deutschland eine Wiederauferstehung. Man machte sie zu einer Frage der Eitelkeit, und siehe da, die Männer rasierten sich nicht, sondern zahlten. Augustus belegte sogar Brot, Salz und Wasser mit Steuern, ferner das Spielen von Musikinstrumenten und das Lesen von wissenschaftlichen Büchern.

Zu den kuriosen Steuern des Mittelalters gehört noch die Bettsteuer, die zur Folge hatte, daß sich arme Familien auf möglichst wenig Betten beschränkten, und die Schnupftuchsteuer, die den Sieg der Hygiene hemmte. Ferner die Badewannensteuer, die Fächer-Steuer und die Hacke-Steuer, die sich in einigen deutschen Gemeinden bis in unsere Zeit hinein erhalten hat.

Nimm Dir fest vor:
Keinen Abend ohne
Chlorodont

Der Reinfall / Von H. H. Rösler

Anneliese machte keineswegs den Eindruck, als ob sie in Peter verliebt war. Und Peter tat auch nicht dergleichen. Man war in einem Büro zusammen angestellt, ging aneinander vorbei, vielleicht ein wenig öfter, als es sein mußte, und gab sich auf spöttische Fragen spöttische Antworten. Sonst kümmerte man sich nicht umeinander. Und doch liebten sie sich. Aber wie hätte es einer dem andern gestehen sollen? In einem Büro geht das nicht, man geniert sich vor einander, man sieht sich zu sehr im Alltag oder glaubt wenigstens, daß der andere unseren Alltag belächelt. Und so blieben sie Kollegen, die sich nicht einmal besonders gut vertrugen.

Als Pfingsten kam, fragte Peter:

„Was werden Sie die Feiertage machen, Anneliese?"

„Ich? Ich werde verreisen. Und Sie?"

„Ich verreise auch."

„Viel Vergnügen!"

„Danke. Frohe Feiertage!"

Und sie gaben sich die Hand, flüchtig, ein wenig verstimmt.

Ein guter Freund hat Wunderdinge. Und wenn man einen Freund hat, der Pfingsten eine weite Reise macht, noch dazu auf die Zugspitze, und man ist selbst ein armer Hund, so kann es wohl geschehen, daß man den Freund bittet:

„Willst du mir einen Gefallen erweisen?"

„Gern, Peter."

„Du weißt doch, Hans, ich bin im Büro mit einer gewissen Anneliese zusammen?"

„Du hast es mir oft erzählt."

„Ich möchte ihr gern eine Karte von der Zugspitze schicken."

„Aber du fährst doch gar nicht hin?"

„Eben deswegen! Du fährst doch hin, Hans! Und du steckst die Karte für mich dort in den Kasten. Diese Schneegans denkt nämlich, sie kann mir mit ihrer Reise imponieren. Wenn sie jetzt hört, ich war auf der Zugspitze, gerspringt sie. Und das ist der Zweck der Uebung."

„Ist sie dir denn so unsympathisch, Peter?"

„Unsympathisch nicht gerade — aber ich kann sie nicht leiden."

*

Am Dienstag nach Pfingsten bekam Peter eine Karte. Eine Ansichtskarte von Anneliese. Von der Zugspitze.

„Hier ist es wunderschön", schrieb sie, „klare Sicht und herrliche Sonne! Schade, daß Sie nicht dabei sein können. Freundlichen Gruß — Anneliese."

Peter starrte die Karte an. Das hatte er wieder einmal saudumm gemacht! Wenn sie jetzt seine Karte von der Zugspitze erhielt, knuffte sie, daß er gelogen hatte. Denn sonst hätten sie sich dort treffen müssen. Er zerriß die Karte wütend, schob dann die Stücke in ein Buch. Was sollte er denn im Büro Anneliese sagen, wenn sie ihn höflich fragen würde, wie ihm die Zugspitze gefallen habe? Zu dumm! Man soll sich mit Frauen nicht einlassen! Ach was, er wird ihr einfach sagen, daß er sich einen Scherz gemacht habe. Vielleicht glaubt sie es. Und wenn nicht?

Er trat also mächtig forsch zu Anneliese: „Haben Sie meine Karte von der Zugspitze erhalten?"

„Ja, Peter", sagte sie.

Peter stutzte. Ihm kam der Ton so bekannt vor. Was hatte Anneliese nur? Schämte sie sich für ihn?

„Ich habe Ihre Karte auch erhalten, Anneliese."

„Ja. Leider."

„Wieso?"

„Es war ein dummer Scherz von mir. Ich wollte Ihnen imponieren. Das hat ja jetzt keinen Zweck mehr, wo Sie alles wissen. Sie waren ja wirklich oben und hätten mich dort sehen müssen. Ich schäme mich ja so —"

„Du warst nicht auf der Zugspitze?"

Anneliese begann zu weinen.

„Nein. Eine Freundin von mir fuhr hin. Ich gab ihr die Karte mit."

Peter wußte nicht, wie ihm geschah.

Da er sich keinen anderen wußte, gab er Anneliese einen Kuß. Mitten auf den Mund. Mitten im Büro.

„Das ist die Strafe, sagte er, „weil du mich beschwindelt hast."

„Ich habe es doch — ich wollte doch —"

Peter fragte:

„Vier Wochen dauert ein Aufgebot. In sechs Wochen gibts Urlaub. Da wird geheiratet. Und dann fahren wir zusammen auf die Zugspitze. Ich möchte sie nämlich auch gern einmal sehen."

„Aber du warst doch jetzt erst dort?"

„Unsinn!", sagte Peter und küßte sie noch einmal, „ich bin genau so daheim geblieben wie du. Ich habe dich genau so beschwindelt. Aber das hört jetzt auf! Deswegen heiratet ich dich, damit du nicht wieder schwindeln kannst!"

„Ich werde dich nie mehr belügen, Peter! Ich will dir eine gute und brave Frau sein und kochen kann ich auch!"

„Fängst du schon wieder an zu schwindeln, Anneliese?"

„Du brauchst nicht ängstlich zu sein — in neun von zehn Fällen pflege ich zu treffen!"

Schlimmer Fall

Die Lokomotive der Kleinbahn ist blöd entgleist; das Pflege wird etwa drei Stunden Verspätung erhalten. Ein junger Mann ist ganz verzweifelt.

„Ich muß unbedingt um 11 Uhr zur Hochzeit in Krukel sein", sagt er.

„Zu Ihrer eigenen?" fragt ein Mitreisender.

„Ei freilich", antwortet der Heiratskandidat.

„Na, das ist nicht so schlimm", meint der andere, „die Braut wird schon warten. Wer ich wollte zur Hochzeit meines Neffen; der wird nicht warten. Und ich habe schon acht Tage für heute gefastet."

Daher

„Weshalb hattest du denn vorhin in der Straßenbahn so einen Mordspaß? Dies fürchterliche Gedränge war doch wirklich nicht zum Lachen."

„Nein, aber mein Nachbar steckte seine Geldbörse in meine Hosentasche."

Heimgegeben

Steppke stößt an einer dunklen Straßenecke unsanft mit einem Fremden zusammen.

„Sie sind ein Esel!" ruft dieser aufgebracht.

„Ganz recht", entgegnete Steppke seelenruhig, „sonderbar, wie ein Esel sogar in der Nacht sogleich seinen Kameraden erkennt."

Logik

„Mal, beduselt soll ick sind? Nee! — Wenn ick wirklich beduselt wäre, denn würde ick et nie zugeben, det ick beduselt bin. — Nu weeß ick aber ganz genau, det ick beduselt bin, folglich bin ick nich beduselt!"

*

Käufer: „Hundert Mark verlangen Sie für den Hund! Na, sagen wir die Hälfte!"

Verkäufer: „Halbe Hunde verkaufe ich nicht."

Probates Mittel

Frau Schulz: „Sie haben ja nicht eine Fliege in Ihrer Milche, Frau Schmidt. Wie fangen Sie das nur an?"

Frau Schmidt: „Ganz einfach. Ich brauche meinem Manne nur zu sagen, daß ich ein neues Kleid oder einen neuen Hut gebrauche. Dann wird er so wild, daß er alle Fliegen totschlägt."

Erklärung

„Du, Vater, was ist ein Hochstapler?"

„Das ist einer, der sich nie unter 50 Mark pumpt."

„Wann kommt nun der letzte Omnibus?"

„Das werden Sie nicht und ich auch nicht erleben!"

*

Kurt kam aus dem Nebenzimmer.

„Papa, kostet eine kleine Flasche Tinte sehr viel Geld?"

„Nein, mein Junge."

Kurt schüttelt den Kopf.

„Warum sagt sich dann Mama so auf, weil mir die Tintenflasche auf den Teppich gefallen ist?"

*

Peter bekommt seit diesem Monat zehn Pfennige Taschengeld. Der Vater erspäht ihn zur Sparsamkeit.

„Wenn du am Sonntag noch die zehn Pfennige hast, bekommst du von mir noch zehn Pfennige dazu."

Peter hat am Sonntag noch die zehn Pfennige. Stolz zeigt er sie dem Vater. Der Vater gibt ihm daraufhin den zweiten Groschen. Peter nimmt das Geld und verschwindet. Er verschwindet zu seinem Freund Kurt.

„Ausgezeichnet war dein Tip, Kurt, — hier hast du deine zehn Pfennige zurück!"

Das stimmt

„Hm — das soll ein Bild von Schindler sein?"

„Ja — aber ich weiß, daß es mir nicht gut gelungen ist. Schindler ist eben sehr schwer zu treffen!"

„Das stimmt! Das wirst du erst merken, wenn es ans Bezahlen geht!"

Günstige Gelegenheit

„Mutter, heute steht auf dem Abreißkalender: Almosengeben macht nicht ärmer! Stimmt das?"

„Gewiß, mein Kind!"

„Dann gib mir bitte 20 Pfennig für Schokolade."

„Außerdem muß ich noch das Gewicht meines Trauringes in Abzug bringen!"

*

Die gute Mutter kam nach Hause. Drei Stunden war sie fortgewesen. Die Kinder warteten in der Küche. Evi lief ihr sofort entgegen. Fiel ihr stürmisch um den Hals. Herzte und küßte sie.

„Gute Mutti! Schöne Mutti! Liebe Mutti!"

Der sechsjährige Hans stand daneben wie ein Klotz.

„Siehst du, Hans", sagte die Mutter, „dein Schwesterchen ist viel lieber zu mir als du!"

Der Junge nickte erwachsen: „Ja, Mama, aber ich habe auch nicht vor zehn Minuten die große Vase im Speisezimmer zerbrochen!"

Konsequent

Hilde: „Ich habe beschlossen, zu heiraten, wenn ich 25 Jahre alt bin."

Lotte: „Wenn dir aber keiner einen Antrag macht?"

Hilde: „Dann bleibe ich so lange 25, bis es einer tut." (Allgemeiner Wegweiser.)

*

Lehrer: „Und welche Veränderung nehmen wir wahr, wenn Wasser zu Eis wird?"

Schüler: „Es steigt bedeutend im Preis!" (Die Woche.)

*

Der Lehrer sprach über Sprichwörter.

„Es ist nicht alles Gold, was glänzt. Wer weiß ein Beispiel?"

Rief Rudi: „Meine Hose, Herr Lehrer!"

Gewesene Zwillinge

„Herr Müller, Sie und Ihr Fräulein Schwester sind doch Zwillinge, nicht?!"

„Gewesen, gewesen! Heute ist meine Schwester fünf Jahre jünger als ich." (Jugend.)

Im Bilde geblieben

„Paula, was machst du draußen?"

„Ich guck nach dem Mond, Mutter."

„Sag dem Mond, er soll sein Rad nehmen und nach Hause fahren, du mußt jetzt ins Bett." (Die Woche.)

„Ich bin eigentlich vernarrt in den Dackel, aber ich werde doch lieber den Windhund nehmen — den kann man bequemer streicheln!" (Zeichnung Lohma)

„Ich würde das Umfüllen der Milch nicht unmittelbar neben dem Brunnen vornehmen!" — „Das schadet doch dem Brunnen nichts!" — „Vielleicht aber der Milch."

Damenbart
Radikal beseitigung lästiger Haare durch die weltbekannte Sekwaka-Methode. Kerstl. empfohl. u. ärztlich erprobt. Reichspatentamt, Nr. 468 569. Gold. Medaille. Grosse Preis Grüffel 1932, London 1933. Dankerfüllte Zuschriften über Dauererfolge (Studieren des Nachmachen) Kleinster RM 8.75, hart RM 8.85, f. groß. Flächen RM 5.50 und 6.50 Nachnahme. Sekwaka G. m. b. H., Köln 114

Brauehaare Verschwinden wieder Preis in gold Medaille Brustaufnahme 10 Pfg. Günstige Anfänger-Angebote

„Nazareth" Kath. Eheanbahnung für alle Kreise Erfurt, Cyriakstraße 44

Kath. Jungmann! Du weißt, die katholische Ehe allein sichert Dir Dein spät Familienglück. Wende Dich an uns! Wir arbeiten nur aus rein seelsorglichen Gründen. Otto, Pfarrer, Direktor

Ganzgummi Schuhmusterbuch KOSTENLOS Postkarte genügt Speier überlanddienst Stuttgart a. M. MK 54

EIW Stahl-Betten Kinderbetten, Stahlfedern u. Auflagematr. aus eig. Fertigg. Katal. frei. Eisenbettfabrik Suhl/Th.

Zeitung galaxan- dabei gewonnen!

Nähmaschinen? Bei Ritter anfragen! Paderborn Dom gegenüber

Inserieren bringt Gewinn

Echte schöne Dieudonnée stoffe, flott, praktisch u. billig. Die neue große Muster-Auswahl erhalten Sie frei hin u. zurück. Tuch-Kaufmann München 101 Reichenbachstraße 3

Pfarrer Kneipp's Tannensaft
Tannenblüten-Lungenbalsam
ist das hervorragende Mittel bei schwer. Husten, Lungenspitzen-Katarrh, sowie Bronch.-Katarrh. Der hohe Gehalt a. Kalk u. Kieselsäure bringt Heilung u. Verwahrung. Zunehmende Appetite, Abn. d. Fiebers u. d. Schweißbildung. Die große Flasche RM. 3.-
Kneippmittel-Zentrale Kneippapotheke Würzburg

Herdfeger bewährt ergiebig - billig

Motorfahrrad RM 148.-
Frontantrieb Außenstütze Beleuchtung
Stricker-Herrenrad getönt . . RM 36.-
Drei-Sperrenrad mit Fr. A.Br. RM 39.-
Katalog kostenlos
E. & P. Stricker, Fahrradfabrik Brackwede-Bielefeld 565

Anzeigenpreise
Jeder 1 mm hohe, 22 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf., für kleine einspalt. private Anzeigen 10 Pf., für einspalt. Heiratswünsche 10 Pf., Reklame-mm-Zeile, 68 mm breit, 48 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß: Montag vor Erscheinen. Verlag: Westfäl. Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Telegramm-Adresse: Volksblatt, Paderborn. Postscheckkonto: Westfäl. Volksbl., Paderborn, Hannover 3504.

Recht deutliche Schrift bei Anzeigen-Manuskripten

Für Fenster und Balkon nur „Gebirgshängenelken" Preisl. gr. u. franko d. Gärtnerei Ellenz-Teudering 178 Dbb.

Werbegelder sind Vorschuß an den Markt. Der Erfolg bringt sie immer wieder

. . . denn nur in der Wiederholung der Anzeige liegt der Erfolg!

Ein Einweichmittel muß billig sein und viel leisten: nehmen Sie Henko

Henko Bleich- und Waschsoda
Henko
die Waschhilfe für 13 Pfg.

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Johanna Tops; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Johannes Link; Bildverantwortlich: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Oliergeld, sämtlich in Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. „Der 7. Tag": I. Vj. 37: 38 595. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 8 gültig. Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erziehungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Ost- und Südwestfalen und dem oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 135.

8. Jahrg. – Nr. 21 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 23. Mai 1937
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pfg. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

„Fachleute" Zeichnung: A. Wegener (Bavaria-Verlag)

Das ist nun etwas zum Lachen, was uns der Zeichner da mit launigem Strich auf seinem Blatt festgehalten hat. Eine Gruppe Jungens — und was für welche! — die, wie man sieht, „hauptamtlich" noch fleißig die Schulbank drücken, hat sich interessiert um ein Motorrad versammelt. Aber nicht so sehr staunend und bewundernd, sondern heftig und mit nicht mißzuverstehenden Gesten diskutierend. Wahrscheinlich schätzen sie die „Kiste" ab, was sie leistet, wieviel „Sachen" (gemeint sind Kilometer) sie hergibt und was sich an einem Motorrad sonst noch abschätzen läßt. Ja, ja, das ist kein Fantasiebild! Unsere Jugend kennt und liebt den Motor und träumt von technischen Wundern. Wer einmal auf der Autoausstellung in Berlin war, der wird gesehen haben, wie alle Stände gerade von unserer Jugend umlagert waren, wie die Jungens sich fleißig alle Prospekte unter den Arm nahmen und hinterher in der Untergrundbahn noch eifrig sprachen, von „ihrem" Wagen natürlich, und was sie machen würden, wenn . . . Nun ja, sie wollen eben alle ein Carraciola oder ein Bernd Rosemeyer werden . . .

Fachsimpeln

Wenn Berufskollegen sich vornehmen, einmal ihren Damen einen schönen, gemütlichen Abend zu bereiten und zu diesem Zwecke gemeinsam auszugehen, so endet die Gemütlichkeit sehr oft damit, daß die Herren, falls sie Bankmenschen sind, sich den ganzen Abend über den Kurs des Franken und seine Einwirkung auf die mitteleuropäische Wirtschaft unterhalten, oder wenn sie Chemiker sind, über die Atomzertrümmerung und den neuesten Stand der Molekülforschung sprechen. In solchem Falle geht es noch; die Damen sind zwar die Gelangweilten, aber sie werden sich schon auf ihre Art zu rächen wissen. Was aber geschieht, wenn ein leidenschaftlicher Briefmarkensammler zufällig mit einem geschworenen Motorsportler Gesellschaft halten muß. Gut, es wird ein jeder versuchen, seinem netten freundlichen Gegenüber klarzumachen, weshalb, wieso und warum nun gerade s e i n e Neigung so weltbedeutend ist, und wie er es gar nicht verstehen kann, daß einer sich nun für die Mauritius von 1847 oder — die andere Seite — für den neuesten Rennwagen der Auto-Union nicht interessiert. Das dauert eine Weile so, dann haben sie sich in den Haaren (Gottlob werden sie nicht handgreiflich!) und gehen schließlich empört über soviel Unverständnis auseinander, ein jeder den anderen im Grund seiner Seele verachtend. Und zum Schluß wundern sich solche Menschen noch, wenn man ihre Gesellschaft meidet, wenn man sie nicht einlädt, wenn sich niemand mit ihnen unterhalten mag, weil sie eben nichts können, als — fachsimpeln.

Jeder wird verstehen, wenn ein Philatelist von der neuen Briefmarkensensation schwärmt die dadurch entstand, daß eine Berlinerin es fertigbrachte, die Führermarken eines Viererblocks in vier verschiedenen, weit auseinanderliegenden Städten des Reiches am gleichen Tage, nämlich dem Geburtstag des Führers, mit dem für diesen Tag vorgesehenen und nur von diesen Städten herausgegebenen Sonderstempel versehen zu lassen. Jeder wird sich auch freuen, wenn beispielsweise ein Techniker von der sich stets steigernden Leistungsfähigkeit der deutschen Flugzeuge begeistert ist. Und die Harmonie der Seelen wäre bei soweit auseinanderliegenden Interessengebieten sogleich hergestellt, wenn hier die beiden, statt zu fachsimpeln, auf den Gedanken kämen, daß hier eins dem andern in so großartiger Weise geholfen hat: daß nur durch die Leistungsfähigkeit und Pünktlichkeit der deutschen Luftflotte die Berlinerin an einem Tage in Berlin, in Nürnberg, in München und in Berchtesgaden ihre Marken stempeln lassen konnte, und daß andererseits durch die begeisterte Philatelistin die Luftflotte einen so schönen Ruhmestitel einheimsen konnte. Und so ist es ja doch im Leben: Eines greift ins andere, nichts ist für sich allein wertvoll, alles nur i n V e r b i n d u n g m i t d e m g a n z e n L e b e n. Ob einer Arzt ist oder Rechtsanwalt, Bankdirektor oder Fabrikarbeiter, ein kleiner Angestellter oder ein großer Kaufmann, was ist denn der eine Beruf ohne den des anderen Volksgenossen! Was würde sein, wenn alle den gleichen Beruf, die gleichen Neigungen, die gleichen Interessen hätten! Das hat der Herrgott nun mal nicht so gewollt und es ist auch gut so. Er hat den einen mit diesen Talenten ausgestattet und den anderen mit jenen. Wehe aber, wenn nun einer meint, daß er mit seinem Können allein wichtig wäre, wenn er sich nicht losreißen kann von den Fragen und Problemen, die ihn nur in seinem Beruf beschäftigen, wenn er so den Blick verliert für das wirkliche Leben! Wissen und Können verpflichtet. Es verpflichtet zum Einsatz für die Gesamtheit, für das Wohl aller. Und da ist die Basis, auf der sich alle finden können; da ist aber auch der Punkt, an dem alle Fach-

Lix / Novelle von Ernst Zahn

Marta Buß saß bei ihrem Verlobten, dem blonden Eduard Abegg, und seinem aus Amerika heimgekehrten, um zehn Jahre älteren Bruder Lix auf der Bank am Ufer neben der Fischerhütte. Der Sonntag ging zu Ende. Irgendwo in der Ferne bimmelte eine Abendglocke. Das Rot der Vorberge stieg in die Schneegipfel hinauf. Sie begannen wie Rübenfeuer zu brennen, als trügen sie Riesenkerzen in ihren Stirnhölzern.

Die Abendklarheit rückte am Strand jeden Gegenstand scharf ins Licht. Marta glaubte die Gesichter der beiden Brüder nie näher und aussprechlicher vor Augen gehabt zu haben, das gute hübsche, ein wenig weiche und bubenhafte ihres Bräutigams Eduard und das Mannesgesicht des Lix, das braun und hart war wie aus Holz geschnitzt und um und um der Stirn die häßliche Narbe hatte. Im Streit hatte ihm einmal einer mit dem Messer ans Leben gewollt.

„Nun, und dann habe ich den Preis bekommen," erzählte Lix wieder einmal von seinen amerikanischen Erlebnissen und seinem schweren Wettschwimmen, in dem er unter zwölf Bewerbern der erste geblieben.

Lix war kein Großsprecher, nicht einmal ei.. Erzähler; es bedurfte immer eines Stoßes, damit er überhaupt ins Reden kam. Dann freilich war es immer etwas nicht Alltägliches, was er schilderte.

Martas große braune Augen hingen noch immer an seinem Gesicht, trotzdem er mit seiner Erzählung zu Ende war. Sie war ein großes, schönes Mädchen mit tiefdunklem Haar und leicht sommersprossiger Haut.

„Das muß ja auf Leben und Tod gegangen sein," bemerkte der blonde Eduard, auch ganz benommen von dem Bericht des Bruders.

„Dabei vergißt man alles," gestand dieser. „Man packt sich gleichsam selbst beim Kripps und stößt sich vorwärts: Jetzt oder nie! So bringt man das Unmögliche zuwege."

„Nicht jeder, aber du," sagte Eduard im Ton restloser Bewunderung. „Meinst nicht auch?" fragte er dann seine Braut.

Marta fuhr wie aus einem Traum auf. „Ja," antwortete sie, vielleicht noch nicht einmal recht wissend, was der andere gefragt hatte.

Die beiden Brüder schauten sich unwillkürlich an.

„Du bist ganz verzaubert," lachte der helle Eduard arglos.

Aber Lix' Augen begegneten flüchtig denen des Mädchens, gerade nur so, wie wenn zwei Blendlichter einander begegnen. Dann senkte er die seinen wieder, lehnte sich breit an die Banklehne zurück und schloß die Lider, als ob er schlafen wollte. Was war es? Konnte er dabei in sich hinein. Er spürte ein merkwürdiges Klopfen im Körper und hatte einen engen Atem. Was war das mit Marta Buß? fragte er sich abermals. Und — was mit ihm selber? Plötzlich stellte er sich stracks auf die feinen Beine. „Ihr müßt jetzt noch einen Gang machen. Brautleute brauchen keinen Dritten," schlug er vor. „Am Abend hat man ihr ohnehin nicht viel voneinander."

Die beiden wehrten ab, wollten es nicht Rede haben, daß sie allein sein müßten, aber Lix Lloyde Eduard gutmütig lächelnd auf die Achsel und schickte sich doch zum Gehen an. Marta streckte er noch die Hand hin. „Auf Wiedersehen," sagte er.

Die zwei Hände fuhren zu. Sie wollten es nicht, aber sie waren wie Jungen, die sich einen Augenblick ineinander verbeißen.

Dann erst entfernte sich Lix rasch und wendete sich dem großen, einst väterlichen Hause zu, das etwas fern der Fischerhütte am Abhang stand. Sein Schritt wurde aber langsamer, gedankenbeschwerter, sobald er außer Sicht der beiden andern war. Das Mädchen, die Marta! jammerte es wieder. Der Kopf war ihm duselig. Er spürte noch immer ihren Händedruck und noch immer etwas Sonderbares. Unerklärliches, als ginge das Mädchen noch neben ihm, als habe er ein Recht, daß sie neben ihm ging. Er wollte das nicht.

Als er vor Monaten heimgekommen war, weil der Vater gestorben war, Eduard allein mit der großen Fischerei nicht recht fertig werden konnte, hatte er sich mit Eifer und Freude ins Geschäft eingelassen. Das war so seine Art: Er brauste gleichsam in die Dinge hinein. Vielleicht kam es von seinen abenteuerlichen Wanderjahren. Es war aber gegangen wie auch schon, er hatte auf einmal allein das Steuer in Händen gehabt. Sein Bruder Eduard hatte ihn gewähren lassen; er selbst blieb der ruhige, beschränkte Mitarbeiter, mehr ein Helfer als ein Vorausgeber. So war ihm, Lix, im Geschäft ganz von selber die Leitung zugefallen. Seit ein paar Wochen wollte ihm — auch noch etwas anderes zufallen. Die — Marta Nein! Nein! Narrheit! Das eben sollte nicht sein! Er hatte gemerkt, daß sie ihm gern zugetan wäre, wenn er erzählt, daß sie ihren Verlobten ein wenig zu vergessen schien, wenn er da war. Aber das bildete er sich vielleicht nur ein, würde er sich vielleicht einbilden, wenn nicht die Blicke und der Händedruck — — —. Und ein schönes, liebes Mädchen war sie wohl.

Marta Buß wachte von dem Zittern des Hauses auf, an dem der Sturm rüttelte. Es war Nacht, schon tiefe Nacht, und war noch die Hände reichen, entsteht der schöne Brand gemeinsamer Begeisterung für das Schaffen, für das Leben im Volk, an dem ein jeder seinen Anteil hat. Es weitet sich der Blick, es wächst die Einsicht, und aus der Einbildung, die der Fachfimpelei zugrunde liegt, wird die wahre Bildung des Herzens, die alle jene Menschen kennzeichnet, die man gern hat, wo sie auch hinkommen, die nie andere Menschen langweilen und mit sich selber immer zufrieden sind.

Da arbeitet sich Lix dichter neben ihn. „Schieb dich doch," keifelt er und hilft. Bis der andere halb über den Nauen hinaus Halt hat. „So kannst es aushalten," keuchte er.

„Und du?" fragte der andere.

„Ich will versuchen, ans Land zu schwimmen, Leute, weden."

„Du kommst nicht hinüber."

„Es ist ein Wettschwimmen wie ein anderes."

Schon gleitet Lix ab.

Er ist stark wie ein Roß. Er stößt und stößt. Der Eduard und die Marta, denkt er und will, daß der Eduard lebt. Wenn einer sich so auf das Leben freut, muß er es behalten.

Lix schwimmt. Er fletscht die Zähne gegen den See, beißt sich mit Armen und Beinen Weg. Aber er hat schon lange am Nauen gehangen und Kleider und Schuhe sind schwer und —

Der Fischer Gygimann, der früh auf dem See war, bringt einen Gerettelen heim. Erhat den Eduard Abegg in der Nähe des Meggenhorns, halb ohnmächtig über seinen Nauen gestreckt, aufgefischt. Unterwegs und nach einem Zug aus Gygimanns Schnapsflasche hat sich Eduard etwas erholt, aber er sieht die Leute, die aufgeregt am Ufer stehen, reden, gestikulieren und ihm entgegenharren, nur wie durch Nebel. Er kann auch seine Gedanken noch nicht zurecht ordnen. Er meint zu wissen, daß die vielen Leute von Lix zusammengerufen sind, der auch Hilfe gesuchschwommen ist. Aber er hat nicht die Kraft zu grübeln. Arme und Beine hängen ihm schlaff vom Leibe. Er weiß und will vorläufig nichts anderes als liegen.

Als der Fischernachen dem Ufer nahe ist, erblickt Eduard ein Mädchen, das sich aus der Menge drängt und mit im Wind fliegenden Röcken steht, von schönem Wuchs und mit von der dichten Morgensonne schimmerndem, lufterwirrtem Haar. Marta! Den Eduard reißt es auf. Sein Herz springt in die Augen. Alles andere verstirbt. Er weiß nur, daß er sie noch hat, daß er wieder heimkommt zu ihr, daß die ganze furchtbare Nacht wie ein böser Traum ist. So mächtig packt ihn die Freude, daß er seine Schwäche vergißt. Schon taumelt er aus dem Boot, schon fällt er mehr, als er geht, der Marta entgegen, sieht und hört wieder nicht, wie die Leute ihn umdrängen und warten, und anfangen, den Fischer Gygimann mit Fragen über das Geschehene zu bestürmen. Sieht auch nicht, wie die Marta weiß im Gesicht ist und ihre Augen über ihn hinaus jemand suchen. Hals vor Schwäche, halb vor Erregung fällt er in die Knie, bohrt sein Gesicht in ihre Röcke und umklammert sie mit den Armen. Er ist wie ein kleiner Bub; die Erregung läßt erwälligt ihn, und er flennt.

Sie steht wie eine Mutter über ihm, fühlt seine Hilfslosigkeit und seine Freude, fühlt alles inmitten der Unruhe, die ihr das Herz mit Dornen peitscht, spürt beides so mächtig, daß sie sogar überhört hat, wie die Fragen nach Lix Abegg zwischen der Menge und Gygimann sich gekreuzt haben, wie der Fischer meint, Lix sei unter den Lauten und wie diese aufgeregt schreien, wo er, der andere Bender, geblieben. Erst allmählich wacht sie auf, sieht den Eduard an, der sich mühsam auf die Füße stellt, und fragt: „Und Lix?"

„Und Lix?" stammelt der Bräutigam. „Ist er nicht da?"

Marta starrt. Ein Frieren läuft ihr über den Rücken.

Der alte Gygimann erklärt, was er schon unterwegs aus dem Gereiteten herausgebracht hat: „Lix Abegg ist ans Ufer geschwommen in der Nacht, um Hilfe zu holen."

Zwanzig Köpfe fahren herum, als müßte Lix zwischen den Häusern hervortreten. Schon laufen einzelne davon; man kann den Vermißten suchen gehen, vorn, weit vorn gegen Meggenhorn, vielleicht begegnet man ihm auf der Straße.

„Ist er nicht hier?" fragt Eduard noch einmal ins Leere hinaus und fügt hinzu: „Er müßte doch längst da sein."

Angst schüttelt ihn, aber seltsam — die Freude ist mächtiger, diese bübische, närrische Freude, da:' er wieder da ist und die Marta ihn gehört und Lix damit eigentlich nichts — nichts zu tun hat.

Marta hält den Arm über seine Schultern gelegt. Irgendwie ist es so gekommen, als er aufstand und sie ihm helfen wollte. Jetzt aber muß dieser Arm dem mühsam Schreitenden doch Halt sein. Sie spürt etwas im Ohr, als ob die wilde See rauschte, und darin ein Wort: „Er müßte längst hier sein." Und sie weiß, ohne daß es ihr jemand sagt und lang bevor alle, die jetzt dem Meggenhorn entgegenlaufen, den Bericht bringen. Daß Lix Abegg nicht aus Ufer gekommen ist. Zu ihr ist ein Schrei, der nicht schreit, ist gleichsam ein weitaufgerissener Mund eines Stummen, der, weil er keinen Ton von sich geben kann, weh zu sehen ist. In ihr ist aber auch etwas Merkwürdiges, ihr noch ganz Fremdes, als sagte ein anderer Mensch „Gottlob".

Zu wem sagt er das, der Fremde? Zu ihr? Weil — der Lix nicht mehr da ist!

„Meinst, er könnte ertrunken sein?" fragt jetzt Eduard, fragt es wie verlegen und mit zitternden Lippen. Da legt sie den Arm noch fester um ihn, trägt ihn halb, während sie sich dem Fischerhause zuwenden. Er hat wirklich noch keine Kraft. Er hat sie. Marta, nötig. Sie horcht aus, in die Luft, über lange Straßen: Wann kommt die Nachricht von dem andern?

Menschen umdrängen sie beide immer noch. Sie wollen tausend Dinge wissen.

Eduard ergäbt, so gut es geht im Gehen. Marta stützt ihn, hört nicht, weiß nicht. Alle Weiber sind Mütter, wenn ihre Stunde kommt. Sie nimmt den Blonden heim. Nun ja, heim! Er hängt ihr an der Seite wie ein Kind. Sie spürt, wie froh er über sie ist. Sie geht mit ihm in Gottes Namen. Es war so ausgemacht, bevor — Lix heimkam.

Dies nebenbei

Die Passagiere des Ozeandampfers „Empreß of Australia", der die kanadische Krönungsdelegation nach England brachte, hatten, wie erst nachträglich bekannt wird, eine unerwartete Ueberraschung während der Ueberfahrt. Mitten auf hoher See mußten zahlreiche Fahrgäste, als sie in ihre Kabinen zurückkehrten, sich einer genauen Leibesvisitation der Schiffspolizei unterziehen. Bald sprach es sich an Bord herum, daß das ganze Schiff genauestens untersucht werde. Und so geschah es auch: alle Reisenden mußten ihre Koffer und sonstigen Behältnisse öffnen, wo alles unterer zu oberst gekehrt wurde. Ganz besonders scharf waren die Beamten gegenüber jenen Passagieren, die mit ausländischen Pässen reisten.

Was mochte die plötzliche Inspektion wohl bezwecken, fragten sich die Fahrgäste. Sehr bald hatte man die Ursache der allgemeinen Nervosität festgestellt: Mr. Mackenzie King, Kanadas Ministerpräsident und Führer der Delegation, hatte seine Aktentasche mit wichtigen Staatspapieren vermißt. Der Minister konnte sich nur entsinnen, daß er die Mappe zuletzt einem seiner Sekretäre zur Aufbewahrung gegeben, aber dieser konnte sich an nichts mehr erinnern. Weder der Justizminister Lapointe noch Mr. Crerar, der Minister für Bergwerke und Bodenschätze, die beide an der Suche teilnahmen, vermochten trotz ihrer Spezialkenntnisse die Mappe nicht wiederzuentdecken. Eine große Zahl von Passagieren fühlte sich ob der polizeilichen Fahndung brüskiert, andere wiederum nahmen die Suche mehr als ernst denn Scherz.

Schließlich nach 48stündiger Suche war der Ministerpräsident wieder im Besitz seiner Tasche mit den hochwichtigen Papieren. Sie lag wohlverwahrt in einem Behälter in seiner Luxuskabine . . .

*

Von einer eigentümlichen Erscheinung, die sie in Brasilien beobachtet haben, wird von amerikanischen Botanikern berichtet, die sich einige Monate lang zu Studienzwecken in den Urwäldern in der Nähe von Sao Joaquim aufgehalten haben. Es handelt sich um eine Pflanze, die bei Nacht Lichtstrahlen aussendet. Von den Eingeborenen, die in jenen brasilianischen Urwäldern leben, wird diese leuchtende Pflanze „Crope" genannt. Ihre ganz besondere Eigenart dieses botanischen Wunders besteht außerdem darin, daß die Pflanze ihre Fähigkeit zu leuchten auch dann beibehält, wenn sie gepflückt worden ist. Aus diesem Grunde kann man nicht selten die Wahrnehmung machen, daß die Eingeborenen sie in ihre Hütten mitnehmen und nun dort als Beleuchtungsmittel aufstellen. Außerdem berichten, ist das von der Crope-Pflanze ausgesandte Licht auch wirklich so hell, daß man in ihrer Nähe eine Zeitung auch mitten in der Nacht lesen kann.

Man nimmt in wissenschaftlichen Kreisen an, daß die Leuchtkraft dieser Pflanze auf einer besonderen Substanz beruht, die im Chlorophyll enthalten ist. Außerdem scheinen besondere meterologische Voraussetzungen erforderlich zu sein, denn die Amerikaner konnten die Beobachtung machen, daß alle Pflanzen bei bewölktem Himmel oder überhaupt nicht zum Leuchten zu bringen ist.

*

Es sind gerade in den letzten Jahren zahlreiche Erfindungen gemacht worden, die es den Blinden ermöglichen, ihr Leben bequemer und angenehmer zu gestalten. Neuerdings ist auch die Taschenuhr für Blinde erfunden worden, und zwar von einem spanischen Uhrmacher mit Namen Pedro Alvarez, der das Unglück hatte, vor einiger Zeit sein Augenlicht zu verlieren. Die Taschenuhr soll sich äußerlich in nichts von einer gewöhnlichen Taschenuhr unterscheiden. Nur das Zifferblatt ist, den speziellen Erfordernissen entsprechend, etwas gröber gearbeitet. Auch die Zeiger dieser Uhr müssen natürlich recht stabil gebaut sein, denn der Blinde fühlt die Uhrzeit am Stand der Zeiger durch Abtasten ab, nachdem er vorher den Uhrendeckel abgenommen hat.

Die Erfindung des blinden Uhrmachers soll sich bisher ausgezeichnet bewährt haben. Die Blinden gewöhnen sich sehr rasch an den Gebrauch und entwickeln. soviel man beobachten konnte, auch in diesem Fall ein ungewöhnlich feines Tastvermögen, so daß sie die Uhrzeit bis auf die Minute genau anzugeben vermögen. Ihrem Erfinder hat die Uhr aber vor allem viel Geld eingebracht. Denn abgesehen davon, daß er das Patent seiner Erfindung nach Amerika zu verkaufen vermochte, hat er für zahlreiche andere Länder Lizenzen vergeben.

*

In einer stillen Nebenstraße der portugiesischen Hauptstadt Lissabon wird man seit kurzer Zeit ein Haus finden, an dessen Tür eine höchst merkwürdige Inschrift angebracht ist. „Dem Teufel gewidmet" lautet diese Inschrift, die auf das Testament eines anläßt verstorbenen, reichen alten Sonderlings zurückzuführen ist. Don Carlos Agado, der Besitzer der Villa, hat das Haus nämlich in seinem Testament dem — Teufel vermacht, womit die große Anzahl sonderbarer Testamente um eine weitere Kuriosität bereichert wurde. Das Haus wird nur von dem grauhaarigen Diener des verstorbenen Herrn Agado bewohnt, der laut Testament darauf zu achten hat, daß die Villa von niemanden angetastet wird, bis sich der Teufel sein Erbe abholt. Noch zu seinen Lebzeiten ließ er eine Tafel anfertigen, die seinen letzten Willen zum Ausdruck brachte. Obgleich es sich um eine sehr schöne Villa handelt, hat der Teufel die ihm zugedachte Erbschaft vorläufig noch nicht angetreten . . . Man möchte nur gern wissen, welchen besonderen Gefallen der Teufel Herrn Agado getan hat, daß dieser sich zu so rührendem Dankesbeweis entschloß.

Das System C / Von Wilhelm Weldin

„Ein Herr wünscht Sie zu sprechen!"

Der Hotelpage in seiner pittoresken Uniform stand in der Tür und seine Miene seines Gesichtes zeigte sich.

Erik Hollander sah unwillig auf die Uhr und runzelte die Stirn. „Ich lasse bitten — aber sagen Sie dem Herrn, daß meine Zeit begrenzt ist."

Es war acht. Vom Fenster seines Zimmers konnte Hollander sehen, wie die Perlenkette der elektrischen Lichter in den Straßen ruckartig aufzuglimmen begann. Menschen, Automobile, Trambahnwagen ballten sich zu einem unentwirrbaren Knäuel. Durch den Zauberstab der Nacht berührt, war Kapstadt zu neuem Leben erwacht.

„Habe ich das Vergnügen mit Herrn Hollander — —?"

Der späte Besucher war eingetreten. Er war in Abendkleidung, der Smoking saß ihm wie angegossen, seine ganze Erscheinung strahlte Diskretion aus.

Erik Hollander nickte. „Womit kann ich Ihnen dienen?"

Der Besucher nahm unaufgefordert Platz, welche bedächtig ein unsichtbares Staubkorn von seiner makellosen Smokingbrust und sich dann Erik Hollander aus stahlgrauen Augen gerade ins Gesicht.

„Ich bin gekommen", begann er mit einem gedehnten, leicht affektierten Tonfall, „um eine Frage an Sie zu richten, Herr Hollander. Eine sehr einfache Frage: Wollen Sie leben oder sterben?"

Ha . . . ich verstehe nicht recht . . . diese Frage ist wohl sehr sonderbar! Aber wenn Sie es durchaus wissen wollen, so kann ich Ihnen versichern, daß ich das Leben unsäglich liebe."

„Ich dachte es", sagte der Besucher bedächtig und seine grauen Augen fixierten nachdenklich Hollanders Krawattennadel. „Da wir uns über diesen Punkt geeinigt haben werden Sie wohl gestatten, daß ich einen Augenblick das Telephon benütze?"

„Oh, bitte, wenn es sonst nichts ist . . ."

„Hotelzentrale", sagte der Fremde, den Hörer aufnehmend. „Hallo, hier Zimmer 98. Jawohl, Hollander. Herr Hollander wünscht bis zwölf Uhr nicht gestört zu werden! Ja . . . ich danke."

„Herr, wollen Sie mir sagen, was das zu bedeuten hat?" fuhr Hollander auf.

Der Fremde lächelte entschuldigend. „Sie werden es gleich erfahren. Inzwischen werden Sie die Güte haben, mir Ihr Federmesser zu leihen."

Ein Wahnsinniger! dachte Hollander plötzlich. Wahnsinnigen muß man ihren Willen lassen . . . das hat er einmal irgendwo gelesen. Mechanisch zog er sein Federmesser aus der Tasche und reichte es dem Fremden. Der sieh es aufklappen, prüfte die Klinge und durchschnitt mit der Sorgfalt eines Chirurgen, der eine schwierige Operation vornimmt, den Telephondraht. Dann zündete er sich bedächtig eine teure Manilazigarre an und sagte, während er scheinbar abwesend in den blauen Rauch blickte, mit seidiger Stimme: „Ich bin nämlich Rebelhan!"

Das Bewußtsein, einem Mann gegenüberzusitzen, von dem man in der Morgenzeitung gelesen hat, daß er vor seinem Mörder zurückschreckt, ist ein Erlebnis das sich wenige erwünschen und viele zu vermeiden trachten werden. Erik Hollander gehörte zu den vielen.

„Ich weiß, mit wem ich es zu tun habe", sagte er nun seine eigene Stimme ersichtlich ihm selbst hohl und fremd. „Wollen Sie mich jetzt gütigst darüber aufklären, was Sie mit Ihrem eigenartigen Benehmen bezwecken?"

„Mit Vergnügen — der Wunsch des berühmten Chiffernexperten Hollander ist mir Befehl! Ich bin gekommen, um Sie zu bitten, den Text einer Kabeldepesche zu dechiffrieren, aus deren Inhalt Sie ersehen werden, daß es sich um einen ganz großen Coup für mich handelt."

„Und wenn ich mich weigere?"

„Ich dachte, Sie wollen leben . . ."

„Lassen Sie sehen!"

Nur einen Blick warf Hollander auf das ihm gereichte Blatt und einiges Entsetzen krammte seine Kehle. Er kannte dieses System nur zu gut — das System C. Er selbst hatte es vor vierzehn Tagen für Erskine & Liverright, die führende Maklerfirma des Hafens, dieses Hafens, ausgearbeitet. Das Geheimnis dieses Codes war, daß keiner, der den sich täglich ändernden Schlüssel nicht kannte, ihn lösen konnte: und wäre es sein eigener Schöpfer.

„Diese Chiffre ist unlösbar, Herr Rebelhan."

„Lächerlich — ich weiß, daß sie von Ihnen stammt!"

„Aber ich beschwöre Sie — — —!"

Rebelhan sah lächelnd auf seine Armbanduhr. „Herr Hollander", sagte er verbindlich, „Ich achte Ihre Standhaftigkeit. Aber es ist unsinnig, einem vernünftigen Menschen einreden zu wollen, daß ein so meisterhafter Experte wie Sie, eine Chiffre nicht lösen kann, die er selbst erfunden hat. Ich gebe Ihnen Zeit bis zehn Uhr. Wenn ich bis dahin das Resultat nicht habe, sind Sie ein toter Mann. Ich glaube, das ist der geläufigste Ausdruck für eine so unbelikate Angelegenheit, nicht?"

Zeit gewinnen! schoß es Hollander durch den Kopf. Bis zehn sind es noch einundhalb Stunden und in einundhalb Stunden kann sich manches ereignen.

ARDGE GREFZT GHTJK IUZED HTREH JTHEP . . .

Die Buchstaben tanzten vor seinen Augen, formten sich zu sinnlosen Einheiten, hinter denen sich ein unlösbares Rätsel barg, dessen Lösung Befreiung bedeutete — Leben . . .

ARDGE GREFZT GHTJK . . .

Hollander kitzelte ganze Bogen mit sinnlosem Geschreibsel voll, als arbeitete er wirklich an der Lösung. Nun Zeit gewinnen! Zeit gewinnen! Fern schlug eine Turmuhr, ruhig und bedächtig . . . Himmel, doch nicht schon zehn? . . . Nein, dreiviertel . . . Noch fünfzehn Minuten und draußen gehen Menschen, stauen sich Automobile . . . ob diese Bestie schießen würde, wenn . . . Sicher! . . . Herrgott, jetzt muß es gleich zehn schlagen . . . Da . . .

Dong — — — machte die Uhr. Rebelhan rik den Bogen an sich, erfaßte mit einem Blick die Sinnlosigkeit des Geschreibsels.

„Also, Sie wollen nicht?"

„Ich kann nicht."

Ein Revolver blitzte plötzlich in Rebelhans Hand, richtete sich gerade gegen Hollanders dritten Westenknopf. „Dieser Revolver", sagte Rebelhan, „ist eine Gaspistole, die Giftgas genug enthält, um zehn Männer zu töten. Er ist so wunderbar konstruiert, daß seine Wirkung völlig lautlos ist. Ich beabsichtige, diese Wirkung an Ihnen zu probieren, wenn Sie mir nicht augenblicklich die Lösung des Systems C verraten."

„Ich habe Ihnen doch schon gesagt — —", schrie Hollander.

In diesem Augenblick zischte ein Strahl durch die Luft, Hollander schlug die Hände vors Gesicht, aber es war zu spät. Etwas kaltes, flüssiges rieselndes traf sein Gesicht, es war ihm, als stürze er in einen bodenlosen Abgrund, endlos, tausend Jahre lang, bis plötzlich ein Stoß kam und es Nacht um ihn wurde.

*

Erik Hollander erwachte punkt halb elf Uhr aus einer leichten Lustgasbetäubung. Auf dem Schreibtisch vor sich fand er ein Kuvert, dem ein Scheck auf fünfhundert englische Pfunde und ein Brief folgenden Inhalts entfiel:

„Sehr geehrter Herr! Wir haben unseren Privatdetektiv beauftragt, sich davon zu überzeugen, ob das von Ihnen gelieferte „System C", von dessen Verläßlichkeit, wie sie wissen, die Existenz unserer Firma abhängen kann, wirklich den gestellten Ansprüchen entspricht. Da wir uns diese Ueberzeugung verschaffen konnten, stehen wir nicht an, Ihrem Honorar noch Lst. 500 hinzuzufügen.

Hochachtungsvoll

Erskine & Liverright."

Die Meuterei auf der ‚Arethusa'

„Kap Horn" in der Hafenkneipe / Von Werner Granville-Schmidt

In Ja pers Hamburger Hafenkneipe lernte ich ihn zufällig kennen. Wie er heißt, weiß ich heute noch nicht; der Wirt jedenfalls begrüßte ihn mit einem jovialen „N' Abend, Kap Horn!" „Kap Horn", oder der Name weiß, wie sein wahrer Name sein mag, nahm am Nebentisch Platz.

Unauffällig musterte ich ihn, als er in seinem dampfenden Grog stocherte und sich dann aus einem Lederbeutel die kurze Pfeife stopfte. Sein etwas schwammiges Gesicht war von einem Netzwerk blauer Aederchen durchzogen; seinen feuchtschimmernden Neuglein konnten auch die borstigen Brauen nicht den Ausdruck des Gutherzigen, Gemütlichen nehmen; sein schneeweißer Kinnbart verlieh diesem Charakterkopf einen Anstrich von Würde.

Beim zweiten Grog kannen wir in ein Gespräch übers Wetter, wohl weil gerade eine Regenbö gegen die Scheiben prasselte. Sinnig nahm der Alte die Pfeife aus dem Mund und sagte: „Es bristt auf. Draußen auf See haben sie jetzt auch eine gehörige Mütze voll Wind."

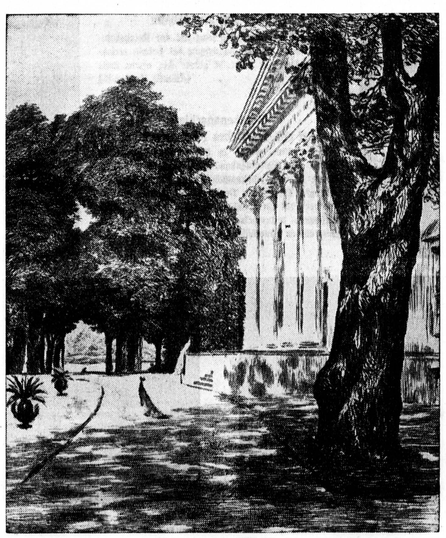
„Das glaub' ich," stimmte ich zu. „Sie wissen wohl auch ein Lied davon zu singen, wie es bei solchem Wetter auf See aussieht?"

„I beg your üse!" berkastigte er und nahm einige Züge aus der Pfeife. „Ich brauche, denk' ich, nur ein Wort zu sagen: Kap Horn!"

„Sie kennen Kap Horn?"

„Wie meine Westentasche, Herr! — Und wenn ich auch sonst im Leben schon einmal die Unwahrheit gesagt habe — daß ich Kap Horn kenne, ist die lautere Wahrheit."

Also darum hatten sie ihn hier am Hafen wohl



Pfauenpark in Wörlitz
Radierung von Bruno Heroux / (Deike M.)

zu dürfen. Er klopfte mir wohlwollend die Schulter. „Junger Mann, Sie sind allright, aber wie der Pfarrer zu sagen pflegt „dee". Eher daß ich mich klahalen ka, ja' ich lieber ja und binde noch einen zur Gesellschaft mit. — Aber nun sollen Sie die Geschichte hören, und es ist eine verdammt wunderliche, wie Sie nachher selbst zugeben werden. — Uebrigens: glauben Sie an den Raubaueternmann und an den fliegenden Holländer?"

Er zwinkerte mir listig zu. „Also Sie glauben nicht daran, Herr! — Ich nämlich auch nicht. Mit solchen Bumännereigeschichten macht man wohl Kinder bange; aber man erzählt sie nicht beim Grog. Haben Sie also keine Angst, daß ich Ihnen irgendeinen Schnickschnack aufbinde . . . Ja — was wollt ich eigentlich noch erzählen?"

Seine wässerigen Aeuglein blickten plötzlich ganz listig.

„Von der Meuterei auf der „Arethusa" und wie Sie als einziger gerettet wurden," half ich ihm auf die Sprünge.

„You said it, wie der Engelschmann zu sagen pflegt. — Die „Arethusa" war nämlich ein englischer Dreimaster, und wir waren nach den Südsee-Inseln bestimmt. In der Südsee wurde uns der Proviant und das Wasser schlecht. Das Salzfleisch war zuletzt pechschwarz und faust zehn Maden gegen den Wind; das Hartbrot war so voller Mäuse, daß es glatt die Wände hochtrock, wenn man es nicht festhielt, und das Trinkwasser war so dick, daß ein Löffel dein stehen konnte. Wir sodaerten durch eine Abordnung den Kapitän auf, eine Insel anzulaufen und frischen Proviant einzunehmen; aber er war zu geizig und wollte an uns sparen. Da brach natürlich eines Tages die helle Meuterei aus. Die Mannschaft — viel Abschaum der Menschheit, Herr — schlug den Kapitän und die Steuerleute nieder und bemächtigte sich des Schiffes. „Ich hatte den Kapitän vorher noch auf einem Zettel zu warnen versucht; aber die Meuterer fingen meine Zeilen ab. Sie können sich denken, daß die Bande einen glühenden Haß auf mich geworfen hatte und daß ich für mein Leben keinen blutigen Cent mehr gab.

Warum sie mich nicht auch gleich niederschlugen? — Sie hatten mit mir einen Extrapaß vor, Herr, wie sie mir andeuteten, nämlich, sie wollten mich feierlichst an der Großraahe aufhängen. Erst aber wollten sie die nächste Insel anlaufen und Ausschau nach frischem Wasser und Proviant halten;

damit sie mal wieder etwas Anständiges in den Bauch bekamen. Meine Hinrichtung sollte dann sozusagen der Nachtisch werden.

Bald hatten sie denn auch ein Kleines Fischerieland gesichtet, wo sie vor Anker gingen. Falls sie nichts Genießbares entdeckten, sollte es an Bord die gewohnte Erbsensuppe geben — und die sollte ich ihnen inzwischen kochen. Daß ich ihnen inzwischen entwiche, brauchten sie nicht zu befürchten; denn sie nahmen beide Boote mit. Um ein Entkommen durch Schwimmen war aber auch nicht zu denken, weil es um das Schiff herum von Haifischen wimmelte.

Im Geist sah ich mich schon an der Rahnock im Winde hin- und herpendeln, und je weiter die Zeit forschritt, um so elender wurde mir zumute. — Und dann kam es plötzlich wie ein Wunderfall über mich. — War ich nicht ein Idiot, für meine Mörder noch das Essen zu kochen? — Die Schufte sollten sich gefälligst selbst bemühen. Sterben mußte ich ja doch — also: über Bord mit der ganzen Suppe! Den Streich wollte ich ihnen noch spielen. Ich packte den Suppentopf und trat aus der Kombüse an Deck — und nun, Herr, fallen Sie sich meine Verblüffung vor: soviel ich auch nach allen Seiten gucke, ich sehe nichts als Südsee.

Damals war ich platt; heute kann ich Ihnen das Geschehnis wissenschaftlich begründen. Diese Insel entstehen manchmal über Nacht durch ein Seebeben; sie wachsen plötzlich aus dem Ozean hervor um ebenso unerwartet, manchmal schon nach kurzer Zeit, oft erst nach Jahren, durch ein ähnliches Seebeben wieder in die Tiefe zu sinken. Auf solch einer Insel nun waren die Meuterer zufällig gelandet, und während ich ahnungslos die Erbsensuppe kochte, war die Insel mit Mann und Maus wieder untergetaucht in die Südsee. — Ja, es geschehen noch Wunder, Herr!

Eines Tages, das Meiter war Gott sei Dank besonders günstig, gelangte ich glücklich vor Banua-Leou an. Begreiflich wurde ich begrüßt. Man erzählte mir, wie einen zweiten Nelson, und alle Zeitungen brachten mein Interview mit den Augenzeugen Hollander?"

Er zwinkerte mir listig zu. „Also Sie glauben nicht daran, Herr! — Ich nämlich auch nicht. Mit solchen Bumännereigeschichten macht man wohl Kinder bange; aber man erzählt sie nicht beim Grog. Haben Sie also keine Angst, daß ich Ihnen irgendeinen Schnickschnack aufbinde . . . Ja — was wollt ich eigentlich noch erzählen?"

Seine wässerigen Aeuglein blickten plötzlich ganz listig.

„Von der Meuterei auf der „Arethusa" und wie Sie als einziger gerettet wurden," half ich ihm auf die Sprünge.

„You said it, wie der Engelschmann zu sagen pflegt. — Die „Arethusa" war nämlich ein englischer Dreimaster, und wir waren nach den Südsee-Inseln bestimmt. In der Südsee wurde uns der Proviant und das Wasser schlecht. Das Salzfleisch war zuletzt pechschwarz und faust zehn Maden gegen den Wind; das Hartbrot war so voller Mäuse, daß es glatt die Wände hochtrock, wenn man es nicht festhielt, und das Trinkwasser war so dick, daß ein Löffel dein stehen konnte. Wir sodaerten durch eine Abordnung den Kapitän auf, eine Insel anzulaufen und frischen Proviant einzunehmen; aber er war zu geizig und wollte an uns sparen. Da brach natürlich eines Tages die helle Meuterei aus. Die Mannschaft — viel Abschaum der Menschheit, Herr — schlug den Kapitän und die Steuerleute nieder und bemächtigte sich des Schiffes. „Ich hatte den Kapitän vorher noch auf einem Zettel zu warnen versucht; aber die Meuterer fingen meine Zeilen ab. Sie können sich denken, daß die Bande einen glühenden Haß auf mich geworfen hatte und daß ich für mein Leben keinen blutigen Cent mehr gab.

Warum sie mich nicht auch gleich niederschlugen? — Sie hatten mit mir einen Extrapaß vor, Herr, wie sie mir andeuteten, nämlich, sie wollten mich feierlichst an der Großraahe aufhängen. Erst aber wollten sie die nächste Insel anlaufen und Ausschau nach frischem Wasser und Proviant halten;

Lord Spleen verschenkt 10000 Francs

Hundert Jahre ist es her, da erlebten die Pariser eine Sensation: Unter den Spaziergängern und Händlern auf dem Börsenplatz stand auf einmal ein langer, bärtiger und auffallend gekleideter Engländer und schrie unaufhörlich: „Hierher, ihr Leute! Wer kauft neue Fünffrankenstücke? Nur zwei Franken das Stück!" Dabei schüttelte er ein Säckchen, in dem die Goldmünzen lustig klimperten.

Indessen fand sich unter den zahlreichen Neugierigen, die den seltsamen Mann dicht umdrängten, nicht ein einziger Käufer. Und dies, obwohl der Engländer ihnen die funkelnagelneuen Fünffrankenstücke dicht unter die Nasen hielt!

Dafür aber rannten ein paar besonnte Bürger zur Polizei, die alsbald erschien und den Mann, der fünf Franken für zwei Franken verkaufen wollte, verhaftete.

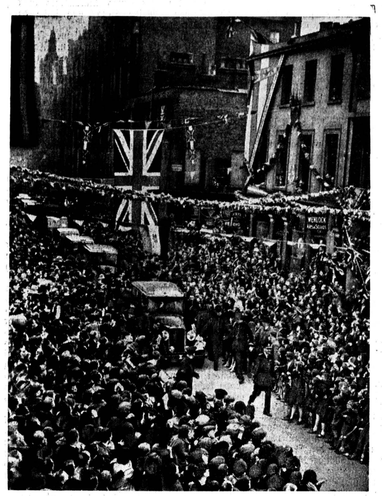
Auf der Wache zeigte es sich, daß die Babiere des Fremden in Ordnung schienen. Es war ein englischer Lord, der in einem großen Pariser Hotel wohnte. „Warum verkaufen Sie Fünffrankenstücke zu zwei Franken das Stück?" fragt der Inspektor.

„Weil ich eine Wette gewonnen habe!" sagte der Engländer lachend. „Glauben Sie etwa ich sei ein Falschmünzer?" Und er zeigte den Beamten seine Waren, flüstig blitzende Geldstücke. Der Inspektor ließ auf der nächsten Bank prüfen — sie waren zweifellos echt.

Am nächsten Tage brachten die Zeitungen einen Bericht von dem spleenigen englischen Lord, der den Leuten fünf Franken für zwei geben wollte, von der, wie gewöhnlich, sehr voreiligen Polizei an diesem philantropischen Werk jedoch gehindert worden sei. Die Pariser schimpften über die Polizei und warteten vergeblich auf das Wiedererscheinen des Engländers.

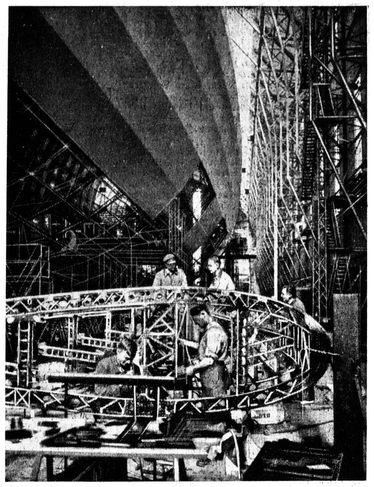
Nach einer Woche aber stand Lord Spleen wiederum am Börsenplatz, hinter ihm bewegte ein schwarzer Diener zwei große, prall gefüllte Säcke, und der Lord rief aufs Neue: „Wer kauft Fünffrankenstücke für zwei Franken?"

Nun diesmal



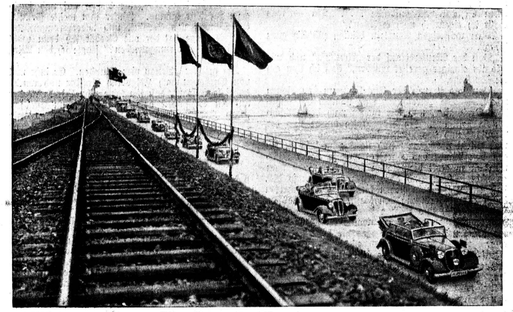
„Jetzt erst recht . . .“ →

Der Reichsminister der Luftfahrt, Generaloberst Hermann Göring, sagte in seinem Aufruf nach dem schweren Schicksalsschlag: „Jetzt erst recht werden wir unter Verwendung der letzten Erfahrungen alles daran geben, den Luftverkehr zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten für immer und ungefährdet in die Tat umzusetzen.“ Und so wird in den Werfthallen von Friedrichshafen der Ausbau des neuen Luftschiffes „LZ. 130“ beschleunigt durchgeführt. — Im Vordergrund die Montage einer Motorengondel. (Scherl Bilderd., Zander, K.)



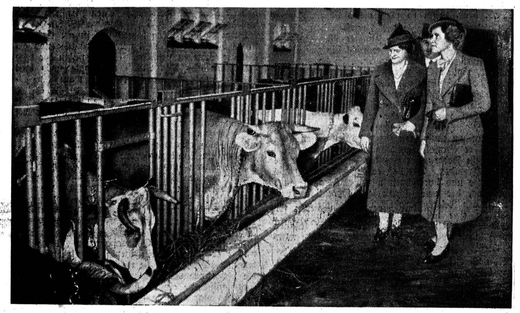
← Das englische Königspaar im Londoner Armenviertel

Am Tage nach der Königskrönung stattete das englische Königspaar mit seiner Begleitung dem Londoner Osten, in dem der ärmste Teil der Bevölkerung wohnt, einen Besuch ab. Auch hier wurden dem gekrönten Paar begeisterte Huldigungen zuteil. Die Polizei hatte große Mühe, den Weg für die königlichen Wagen frei zu machen. (Zander, K.



Einweihung des Rügendammes

Der Rügendamm, die Verbindung der Insel Rügen mit Stralsund, dessen Bahn- und Autostrecke schon seit längerer Zeit in Betrieb ist, wurde nach seiner endgültigen Vollendung durch Gauleiter Schwede-Coburg feierlich eingeweiht. — Während der Fahrt über den festlich geschmückten Rügendamm. Im ersten Wagen vorn links Gauleiter Schwede-Coburg. (Weltbild, Erich Zander, K.)



Ein richtiger niederdeutscher Bauernhof im Berliner Zoo

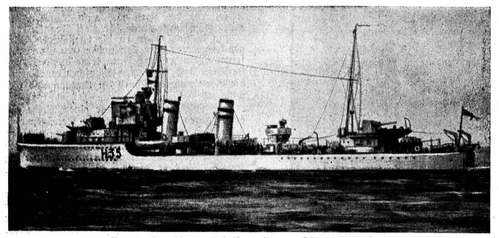
Der Berliner Zoo hat jetzt einen richtigen deutschen Bauernhof erhalten, wie er in vielen Gegenden Norddeutschlands noch heute zu sehen ist. Im Innern sind alle unsere Haustiere untergebracht, und auch an Geräteschaften wird der Großstädter alles vorfinden, was ihn mit dem Leben auf dem Lande vertraut macht. — Großstädtischer Besuch im Rinderstall. (Presse-Bild-Zentrale, Zander, K.)

Neuartiger Kilometerstein auf der Reichsautobahn →

Dieser Kilometerstein ist jetzt auf der Reichsautobahn-Strecke Berlin—Magdeburg bei Lehnin errichtet worden und stellt in seiner Art etwas ganz Neuartiges dar. (Atlantic, Zander, K.)

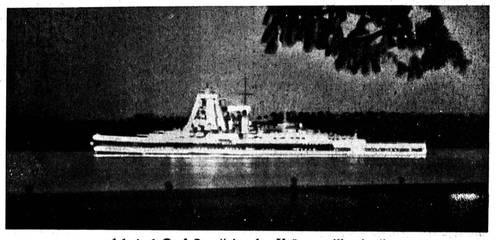
← Bombenanschlag auf ein englisches Königsdenkmal

Wie berichtet, wurde in der irischen Hauptstadt Dublin das Reiterdenkmal des englischen Königs Georg II. von unbekannten Tätern in die Luft gesprengt. Gegen das Denkmal war bereits im November 1928 ein Anschlag verübt worden. — Kriminalbeamte untersuchen am Tatort die Teile des gesprengten Standbildes. (Weltbild, Zander, K.)



Englisches Kriegsschiff auf eine Mine gelaufen

Der britische Zerstörer „Hunter“, der an der spanischen Südküste, fünf Meilen von der in der Hand der spanischen Bolschewisten befindlichen Hafenstadt Almeria entfernt, durch eine geheimnisvolle Explosion schwer beschädigt wurde. Neun Mann der Besatzung wurden getötet und vierundzwanzig schwer verletzt. Allgemein wird angenommen, daß das Kriegsschiff auf eine Mine gelaufen ist. (Zander, K.)



„Admiral Graf Spee“ in der Krönungsillumination

Das Panzerschiff „Admiral Graf Spee“, das an der Flottenschau in Spithead anläßlich der Krönungsfeierlichkeiten teilnahm, probierte seine Krönungsillumination im Kieler Hafen aus. Es ist seit der Vorkriegszeit das erstemal, daß ein deutsches Kriegsschiff auf diese Art und Weise Festschmuck anlegt. Das Schiff machte auf der nächtlichen Förde einen bezaubernden Eindruck. (Zander, K.)

Einsiedelei voll Friede und Sonnenschein

Das Reich der größten deutschen Dichterin Annette von Droste-Hülshoff

Das Rüschhaus bei Münster i. W., in dem die Dichterin Annette von Droste-Hülshoff zwanzig Jahre ihres Lebens verbrachte, ist von der Stadt Münster und der Droste-Gesellschaft zu einem Droste-Museum ausgestaltet worden, das seit Februar der Oeffentlichkeit zugänglich ist.

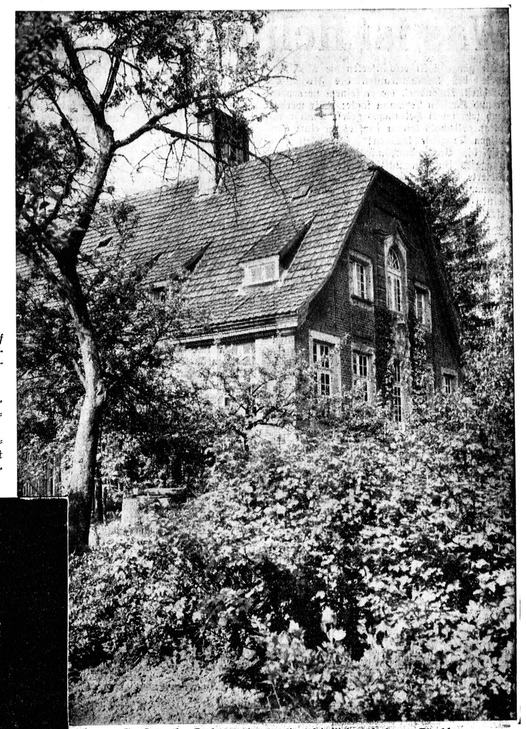
Seitab der großen Verkehrspfade in der hellen Weite des Münsterlandes kam Annette Elisabeth Freiin von Droste-Hülshoff aus Haus Hülshoff, einer noch heute erhaltenen, stattlichen münsterländischen Wasserburg, im Jahre 1797 zur Welt.

Im Herrenhaus Rüschhaus, dem nur vier Kilometer vor den Toren der schönen, gepflegten Westfalenhauptstadt Münster gelegenen Witwensitz von Annettes Mutter, verbrachte die Dichterin den größten Teil ihres Lebens, und dies zum guten Teil im „Schneckenhaus“, einem engen Dichterzimmerchen, in das sie sich mit Vorliebe zurückzog. Hier lebte, schrieb und litt Annette vom Tode ihres Vaters, 1826, an bis zur schweren Erkrankung 1846; kurze Zeit suchte sie Genesung und Erholung im größeren Haushalt des Hauses Hülshoff und ebenso vergeblich in Meersburg, das ihre ewige Ruhestatt werden sollte.

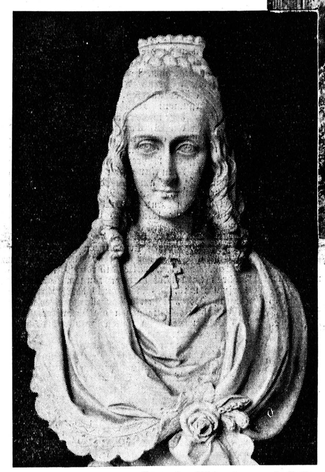
An das Rüschhaus knüpft sich die Erinnerung an die große deutsche Dichterin. Jetzt, da das einstige Reich der stolzen Frau offen steht, wird sie uns wieder näher gerückt. Bisher konnte man von ihr nur in Meersburg Spuren finden, denn bis tief in den Herbst 1936 lag Rüschhaus, wie ein Dornröschenschloß, dicht eingesponnen in grünes Gerank, in der Einsamkeit des Münsterlandes verborgen.

Der Entschluß der Stadtverwaltung Münster im Zusammenwirken mit der Droste-Gesellschaft hier ein Droste-Museum einzurichten, schälte das alte Herrenhaus aus dem Geranke heraus. Frei steht es vor dem Blick. Johann Konrad Schlaun, der Erbauer des barocken Erbdrostenhofes und des prunkvollen fürstbischöflichen Schlosses in Münster, dieser Schüler des berühmten Würzburger Baumeisters Balthasar Neumann, hatte sich von 1745 bis 1749 den Herrensitz in Form eines niedersächsischen Bauernhauses erbaut. Er verwendete dazu das landesübliche Material, das mit den Backsteinwänden und hellem Sandsteinputz vorzügliche Wirkung erzielt.

Den kurzen Vorhof flankieren zwei einstöckige backsteinrote Wirtschaftsgebäude. Mit hohem Tor — der „Niendör“ — lädt das hochgiebelige Haupthaus ein. Durch die Längsdiele, die mächtige münsterländische „Deele“, die z. T. landwirtschaftlichen Zwecken dient und der zu beiden Seiten Kuh- und Pferdestall angegliedert sind, betritt man die Küche, die wieder stilecht eingerichtet worden ist. Von hier führt ein abgeschlossener, städtischer Treppenaufgang nach oben und sogleich ins Reich der Dichterin, das „Schneckenhaus“.



Im Grün des Parkes verborgen liegt friedlich und einsam Rüschhaus



Büste der Dichterin von A. Rüller

Die Einrichtung des engen Gemaches im Zwischengeschoß des Hauses wurde von sorglicher Hand in den alten Zustand gebracht. Die beste Freundin der Annette, die Dichterin Elise von Hohenhausen, hat das niedrige Zimmerchen vom berühmten schwarzen Sofa bis zum kaum weniger bekannten Spinett beschrieben: „Ein Instrument, das wegen seines leisen Harfentones sich besonders zur Begleitung des Gesanges eignete und deshalb von der Dichterin sehr geliebt wurde, stand neben einem großen häßlichen Sofa und einem unpolierten Tisch, auf dem sich stets mehrere Porzellanschalen mit frisch gepflückten Feldblumen und Heidekräutern befanden . . . Auf dem Sofa aber pflegte Annette mit untergeschlagenen Füßen zu sitzen, um abwechselnd zu dichten, zu träumen und zu schreiben . . .“ Genau so finden wir das Dichterzimmer.

Außer dem „Schneckenhaus“ wurde auch der Hauptraum, der Gesellschaftssaal des Hauses, völlig stilecht wiederhergestellt. Ein Hauch vom Biedermeier liegt über den Räumen. Allein sie sind trotzdem — vielleicht durch die rundum zu den Fenstern hereinschauende münsterländische Landschaft — wesensgleich der Annette. Ihre starke Individualität hat man als von „etwas sprader, herber Eigenart“ bezeichnet, die „so tief im Boden der Heimat wurzelte und so viel Wirklichkeitssinn verrät, wie man dies vorher bei kaum einer anderen bedeutenden deutschen Frau empfand“.

Wenige Möbel wurden im Gesellschaftssaal aufgestellt, damit die Bildnisse der Drosteschen Familie um so mehr zur Wirkung gelangen können. Eine Schenswürdigkeit bedeutet der in der Wand versenkbare Hausaltar. Von einem Fenster an der Innenwand des Saals kann man bis in die große Diele des Erdgeschosses sehen; und von ihrem Dichterzimmerchen vermochte Annette sogar durch ein kleines Fenster, so recht ein „Uhlenloch“, in die — Küche hinabzuspähen.

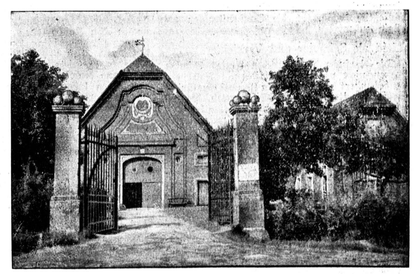
Die „Einsiedelei voll Frieden und Sonnenschein“, wie Annette das Rüschhaus nannte, hat einen schönen Garten. Putten, die vier Elemente darstellend, lenken den Blick über die Beete hinweg zum wiedererweckten Dichterhaus. Die Eichen im „Busch“ — wie man hier sagt — drüben über der schmalen Wasserflut der rundum ziehenden Gräfte, rauschen im Wind. „Belaubend lieblich“ nannte Annette in ihrem letzten Brief, den sie hier schrieb, ihr Klausnerleben auf Rüschhaus. Sie bescherchtete „einiges Heimweh nach ihren Träumen und dem ganzen lieben Zusammenleben mit sich selbst und unter blauem Himmel und Waldesgrün. Sie lebte festverwurzelt in dem heimischen Bauernland, dem sie entstammte und verging still in dem weichen Land am Bodensee, ohne die Heimat wiederzusehen.

Karl Lütge.

Bild links:
Im „Schneckenhäuschen“

Bild rechts:
Die Hofseite läßt die eigenartige Verbindung von Bauernhaus und städtisches Wohnhaus erkennen.

Photos: Aus dem Bildarchiv des Städt. Verkehrsamtes Münster.
(Foto: Lindemann)



Was ist Helium?

Die Erde schwitzt dauernd dies Edelgas

Die ganze Welt erschütterten die Abschiedsworte des Kommandanten des Flughafens Lakehurst, Rosendahl, die er seinem sterbenden Freund Kapitän Lehmann sagte: „Wir werden Euch jetzt soviel Heiumgas geben, wie ihr benötigt. Niemals wieder darf es zu einer derartigen Tragödie kommen!" Die Welt aber griff die Verwendungsmöglichkeiten des Heliumgases für den Luftschiffverkehr auf und erörterte dabei gleichzeitig die amerikanischen Bestimmungen, die grundsätzlich einer allgemeinen Verwendungsmöglichkeit des Heliumgases in der Welt entgegenstehen.

Die Vereinigten Staaten von Amerika haben im Jahre 1925 und 1927 Gesetze erlassen, die verbieten, Heliumgas aus den Staaten auszuführen. Damit hat sich Amerika als das fast alleinige Herstellungsland des nicht brennbaren Heliumgases für die Welt ein Monopol gesichert. Eine gewisse Einschränkung kam allerdings nach dem entsetzlichen Macon-Luftschiffunglück, als Präsident Roosevelt erklärte, künftighin würden die Vereinigten Staaten Heliumgas auch den anderen Ländern für Versuche und wissenschaftliche Zwecke zur Verfügung stellen. Praktisch hat diese damalige Erklärung des Präsidenten bisher noch nichts an dem bestehenden Ausfuhrverbot geändert.

Helium ist ein Edelgas, d. h. es läßt sich mit keinem anderen Stoff chemisch verbinden. Das bedeutet, daß es nicht brennbar ist. Am 18. August 1868 entdeckten Janssen, Lockyer und Frankland während der Sonnenfinsternis im Sonnenspectrum eine Linie, die bis dahin noch nicht bekannt war. Es war dies eine neue hellgelbe Linie, die in der Nähe der Natriumlinie lag. Man schrieb diese Neuentdeckung einem bis dahin unbekannten Element, dem Sonnenstoff, zu. Deshalb nannte man dies Element auch Helium, nach dem Griechischen helios: die Sonne. Später wurde festgestellt, daß die atmosphärische Luft in den höchsten Schichten ebenfalls Helium enthält, daß besonders auch dies Edelgas auf den weißen Fixsternen zu finden ist. Aber auch verschiedene sehr seltene Mineralien der Erde enthalten Helium, was Ramsay 1895 zum ersten Mal beweisen konnte. Helium entsteht beim Zerfall des Radiums. All diese Entdeckungen des Vorkommens von Helium hatten allerdings kaum einen praktischen Wert, denn dazu waren die Mengen viel zu klein. Entwickelt doch z. B. ein Gramm Radium in einem Jahr nur 158 cmm Helium, und ein Kubikmeter Luft enthält nur etwa 4 cmm Helium.

Da die mit Helium angestellten Versuche sofort ergeben hatten, daß das Gas nicht brennt und nicht explosiv ist, und Helium mit seinem Gewicht von 0,18 g des Normalliters nach Wasserstoff mit 0,08 g das leichteste Gas ist — es ist etwa doppelt so schwer wie Wasserstoff — taucht bereits 1896 der erste Vorschlag auf, zur Füllung von Gasballons künftighin nur noch Helium zu verwenden. Dieser Vorschlag, der wohl durchaus ernst gemeint war, wurde damals in der Welt nur deshalb als lächerlich empfunden, weil es zu der Zeit Helium nur in ganz geringen Mengen von Kubikzentimetern gab.

Da entdeckte man plötzlich in Amerika ein ganz neues Vorkommen des Heliumgases, und zwar in dortigen Erdgasquellen. In Texas, Ontario und Kansas wurde nun Helium im Großen gewonnen. Zur Zeit schätzt man die Gesamtgewinnung des Heliums in Amerika auf etwas über 650 000 cbm im Jahr. Doch sind diese Zahlen erst das Ergebnis einer Höchstproduktion nach dem letzten Stand der modernen Technik.

War — wie bereits gesagt — schon 1896 einmal ein Vorschlag gemacht worden, Ballons mit Helium zu füllen, so erhob im Weltkrieg der Chemiker Ramsay 1915 erneut diese Forderung. Ramsay und seine Anhänger gingen davon aus, daß es aus Gründen der Betriebssicherheit ebenso wie um militärischer Notwendigkeiten willen unbedingt erforderlich sei, alle Ballons und Luftschiffe mit dem nicht brennbaren Heliumgas zu füllen. Gerade im Krieg war dies besonders wichtig, da ein einziges feindliches Brandgeschoß ein mit Wasserstoffgas gefülltes Luftschiff sofort zur Explosion bringen mußte. Die Anregung Ramsays führte zur Untersuchung der Kanadischen Heliumquellen, während in den Vereinigten Staaten diese Forderung zur Untersuchung und Auswertung der dortigen Quellen seit dem Jahre 1917 verwirklicht wurde. Im Jahre 1918 errichtete das amerikanische Marine-Ministerium drei Versuchswerke zur Gewinnung und Verwertung des Heliumgases. Im Großen wurde dann der Betrieb im Januar 1921 im amerikanischen Linde-Versuchswerk aufgenommen.

Die Lebensdauer einer Heliumquelle beträgt nach dem Urteil der führenden Chemiker 8 bis 20 Jahre. An sich klingt dies nicht sehr verheißungsvoll. Demgegenüber ist aber auf die Ansicht der maßgebenden Fachleute zu verweisen — dies gilt besonders für Amerika — daß die Zahl der Heliumquellen fast unerschöpflich sei. Es wird behauptet, daß es bloß einer eingehenden Untersuchung der oberen radioaktiven Schicht der Erdkruste bedürfe, um immer wieder neue Heliumvorkommen zu entdecken. Es ist sogar von fachmännischer Seite das Wort geprägt worden: Die Erde schwitzt dauernd Helium.

Interessant ist, daß bis zu dem Zeitpunkt, als Amerika mit seiner Großgewinnung des Heliumgases begann, die Gesamtmenge des überhaupt verfügbaren Heliums auf der ganzen Welt vor 1918 nur vier Kubikmeter betrug. Diese vier Kubikmeter wurden daher auch fast nur zu wissenschaftlichen und Versuchszwecken benutzt und hatten keinerlei wirtschaftliche oder militärische Bedeutung. Der Preis für Heliumgas war deshalb auch unerschwinglich hoch. Er betrug etwa 250 000 Mark pro Kubikmeter und sank auf 60 Mark pro Kubikmeter, nachdem das Lindewerk in Betrieb genommen wurde. Zur Zeit beträgt sogar der Herstellungspreis des Heliums in Amerika nur 75 Pfennige pro Kubikmeter.

Das erste Luftschiff der Welt, das nun mit Heliumgas gefüllt wurde, war „Z 7" mit 5 000 cbm Inhalt. Im September 1928 konnte man schon die „Shenandoah" mit 54 000 cbm Heliumgas füllen. Praktische Versuche hatten in der Zwischenzeit ergeben, daß man dem Helium etwa 15 Prozent des billigeren Wasserstoffgases beigeben konnte, ohne daß das Gemisch die Eigenschaften des Heliums, nämlich Unbrennbarkeit und Nichtexplodierend, verlor. Die „Shenandoah" brach allerdings im September 1925 bei einem Sturm vollkommen entzwei.

Kein Land der Welt hat Heliumgasquellen ähnlicher Größe wie Amerika. Wenn Deutschland auch im Mineralwasser von Bildbad im Schwarzwald Heliumvorkommen hat, ebenso wie in Rüfleisbesbad die erste Heliumgasquelle Europas 1928 entdeckt wurde, so reicht dies alles doch nicht entfernt aus, um einen Zeppelin füllen zu können.

Sonnenstrahlen als Porträtzeichner

100 Jahre Photographie — Der lange Entwicklungsweg einer volkstümlichen Erfindung — Der Deutsche Schultze und der Franzose Daguerre

Vor 100 Jahren hatte der französische Kunstmaler Louis Jacques Daguerre die Grundsätze gefunden, nach denen Bilder auf lichtempfindlichen Platten erzeugt werden konnten.

Es gibt wenig Erfindungen auf der Welt, die eine so lange Entwicklungszeit durchmachen mußten, wie die Photographie. Wer ihre Geschichte schreiben will, muß mit der Entdeckung beginnen, daß Chlorsilber sich unter der Einwirkung des Lichtes verfärbt. Daguerre, der als der Vollender des photographischen Verfahrens angesehen werden muß, hat diese Entdeckung nicht gemacht. Sie war vielmehr schon den Alchemisten bekannt, die bei der Suche nach Künstlich herzustellendem Gold auch Chlorsilber verwendeten, ohne allerdings das Chlor als Element zu kennen. Ihnen waren nur die Verbindungen bekannt, bis 1774 ein deutscher Chemiker Chlor rein darstellen konnte.

Das hinderte jedoch den Arzt Johann Heinrich Schultze in Halle an der Saale nicht, schon vor 210 Jahren Versuche mit einer Chlorsilberverbindung anzustellen, indem er die Schriftzüge seiner Hand auf einer präparierten Platte sichtbar machte. Das Licht leistete ihm dabei wertvolle Dienste, ohne daß ihm allerdings auch nur der Gedanke kam, sein Experiment weiter auszubauen. Aber so etwas wie eine lichttechnische Beeinflussung war dennoch zustande gekommen, ein Hinweis auf eine neue merkwürdige Verwendung des Chlorsilbers war gegeben.

Volle 100 Jahre ruhten die Versuche Schultzes im Zeitenschoße. Wer sich abbilden lassen wollte, mußte zum Maler, zum Zeichner gehen. Das Bitte recht freundlich" war ebenso wenig erfunden, wie die „Strahlenfassen", mit denen heute jedes Kind die Sonnenstrahlen zeichnen lassen kann. Man weiß heute nicht mehr, ob der Maler Daguerre den Gedanken faßte, durch das Licht Bilder auf Chlorsilberplatten zaubern zu lassen, mit anderen Worten gesagt, ob er bewußt die Photoovaphie erfunden hat. Man kann sich nicht recht damit befreunden, daß der Maler den Akt absichtlich bereit war, auf dem er als Porträtist saß. Kurz, die Besessenheit mit chemischen Versuchen brachte ihn schließlich dahin, sich die Sonnenstrahlen gefügig zu machen.

Licht als Schöpfer und Vernichter

Die Versuche des deutschen Arztes Schultze waren nicht verborgen geblieben. Fast ein Jahrhundert danach konnten sie zwei Engländer dahin erweitern, daß sie Silhouetten, damals ein beliebtes Ausdrucksmittel künstlerischer Betätigung, auf mit Chlorsilber präpariertes Papier legten und es dem Licht aussetzten. Der Erfolg war über die Maßen erstaunlich: Es gelang, das ausgeschnittene Profilbild einer Person zu vervielfältigen. Der Photographie war man einen Schritt näher. Doch bald stellten sich die Mißerfolge ein, die heute keinem Photoamateur mehr verwunderlich sind. Man konnte nämlich nicht das „Fixieren" der lichtempfindlichen Platten. Einige Stunden hielten sich die „Photos" leidlich; dann aber zerfetzte das Licht auch die unter der Silhouette unangegriffen gebliebene Chlorsilberschicht, und bald war die ganze Platte schwarz geworden. Hier setzten die Arbeiten von Daguerre und seinem Freunde Niepce ein.

Photographieren ohne Linse

Die im Schulphysikunterricht heute noch erklärte Erscheinung, daß in einem allseitig geschlossenen kleinen Kästchen sehr wohl Photos auf Platten und Filmen erzeugt werden können, wenn die Lichtstrahlen durch ein winziges Loch die lichtempfindliche Schicht treffen, diese camera obscura war im Jahre 1825, als die Versuche der Erfinder begannen, längst bekannt. Allerdings erfreute man sich nur an den auf eine Mattscheibe oder auf Seidenpapier gezeichneten Bildern. Daguerre und sein Freund haben das Verdienst, an die Stelle der Mattscheibe ihre Chlorsilberplatten gesetzt zu haben und die Sonnenstrahlen auf diese zeichnen zu lassen.

Hier setzt denn auch die bewußte Arbeit der beiden ein. Neben dem technischen Vorgang war es das Unternehmen, nicht Silhouetten auf die Platten zu legen, sondern sich an drei dimensionale Dinge, also an die Dinge in der Natur, zu wenden. Man konnte Bäume, Häuser, ja, schließlich Menschen „abnehmen". 1837 war dann Daguerre, dessen Gehilfe vier Jahre vorher gestorben war, soweit, Dauerbilder durch die dunkle Kammer und mit Hilfe eines Fixierverfahrens zu erzeugen. So primitiv die Anordnungen der Geräte und die Verfahren auch waren, so kann doch von einer regelrechten Photographie gesprochen werden. Tatsächlich sind heute noch Bilder aus dieser Anfangszeit vorhanden, und man weiß nicht, was man mehr bewundern soll: Die Einfachheit des Verfahrens, oder die Haltbarkeit dieser ersten Photographien.

Belichtungszeit: 2 Stunden!

Die Einfachheit des Verfahrens! — Man bestrich Metallplatten mit der lichtempfindlichen Chlorsilberschicht, trocknete sie tagelang, setzte sie in den Kasten, den wir heute nur mit Humor photographische Kamera nennen würden, und ließ das Licht eine Stunde, zwei Stunden, ja, bei bedecktem Himmel einen halben Tag lang einwirken. Wer sich damals photographieren lassen wollte, mußte sich mit viel Geduld wappnen, und die Stimmungen waren schöpferischer, als die beim Maler, denn man mußte absolut bewegungslos verharren. Eine umständliche chemische Nachbehandlung rief schließlich ein Bild auf der Platte hervor, womit die Photographie fertig war. Nichts von diesen Abzügen auf Papier war bekannt.

Aber Daguerre wurde als der Erfinder eines ganz neuen Abbildungsverfahrens gefeiert. Ihm blieben Kummer, Sorgen und Enttäuschungen anderer Erfinder erspart, und wenn nach ihm, dem 1851 Verstorbenen, andere das Verfahren verbessert und zu dem gemacht haben, was wir heute unter Photographie verstehen, so bleibt ihm doch das Verdienst, die Sonnenstrahlen zum Zeichnen gezwungen zu haben.

Porzellan- oder Zinnteller?

Ein alter Werkstoff erobert sich aufs Neue die Wirtschaft

Wenn man heute die Frage stellen wollte, warum an Stelle der Porzellanteller in unseren Haushalten nicht die früher bekannten Zinnteller benutzt werden, so würde man erstaunten Gesichtern begegnen. Porzellan sei doch so leicht zerbrechlich, während Teller aus Zinn Generationen überdauerten, würden wir als kräftiges Argument anführen; doch niemand fände sich, der wieder von Zinntellern äße. Ist es da ein Wunder, wenn sich die Technik des Porzellans annimmt, um es für die verschiedenartigsten Gegenstände zu gebrauchen? Zum Beispiel Röhrenleitungen aus Hartporzellan! Man kann den Vergleich mit den Tellern recht gut auch auf diese Art der Materialverwendung anschneiden: Halten denn Rohrleitungen aus zerbrechlichem Porzellan ebenso gut, wie solche aus Eisen, Zinn, Blei, Kupfer?

Nun, das Porzellan, das der Alchemist Böttger vor 230 Jahren in Dresden als erster auf deutschem Boden bei dem Versuch, Gold zu machen, herstellte, hätte allerdings kaum als Röhren verwendet werden können. Damals versuchte man, das Geheimnis der Zusammensetzung des „weißen" Porzellans eifersüchtig zu bewahren; heute gehen die Techniker unter das Volk und machen keinen Hokuspokus dabei, wenn sie Porzellane herstellen, die sogar säurefest sind. Was aber die Hauptsache dabei ist, neuartige Porzellanarten, Hartporzellan genannt, sind fast ebenso sicher im Betriebe, wie Metallrohrleitungen. Ein alter Werkstoff, der neben dem „köstlichen Linnen" den Stolz der Hausfrau in Form von Geschirren bildete und heute noch ist, ist umgekehrt worden in einer Zeit, die mit Metallen sparsam umgehen muß!

Gewiß, auch die Fachleute geben zu, daß man Porzellan zu technischen Zwecken anders bearbeiten muß, als Kupfer, Zinn und Blei. Aber schließlich muß Hartgummi, der früher ausschließlich für elektrische Zwecke Anwendung fand, auch anders verarbeitet werden als die neuartigen Kunstharz-Preßstoffe, die sich jedoch schnell zur Zufriedenheit der Verbraucher einführten. Und um ein anderes, näher liegendes Beispiel zu nennen: Jede Hausfrau kennt den Unterschied, der in Trinkgläsern und in sogenanntem feuerfestem Glas besteht. Dennoch ist beides „Glas".

Hartporzellane sind, wie bereits erwähnt, unangreifbar für Säuren und Laugen; nur Flußsäure kann es zerstören. Aber wo wird in der Praxis schon diese schlimme Säure gebraucht? Es bedeutet einen gewaltigen Fortschritt in der Werkstoffkunde, daß in unseren Badeorten die langen Rohre, die Sole- und Thermalquellenwasser in die Badehäuser leiten, ohne weiteres aus Porzellan sein können. Hier kommt ein weiterer Vorteil in Betracht. Porzellan bietet guten Schutz gegen Auskühlung. Wenn also die warmen Quellwasser möglichst in Naturtemperatur in die Bäder geleitet werden sollen, können die äußeren Isolationen der Rohrleitungen leichter gehalten sein, als bei Metallleitungen. Porzellanleitungen frieren demgemäß im Winter auch schwerer ein.

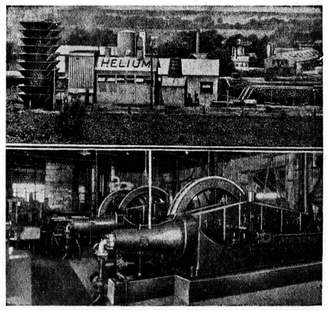
Die chemische Industrie hat sich die Vorzüge von Porzellanrohrleitungen schon seit Jahren dienstbar gemacht, indem in Färbereien, Bleichereien, Waschanstalten, in Essigfabriken, Brauereien und Molkereien Rohrleitungen aus Hartporzellan verlegt wurden, die sich ausgezeichnet bewährt haben. Für sanitäre Anlage, als Reinwasserleitungen, selbst als Druckleitungen, das heißt, überall, wo Metallleitungen durch das durchgelassene Gut leicht angegriffen und zerstört werden, kann heute Porzellan angewandt werden.

Die Frage nach der Haltbarkeit ist schnell beantwortet. Man hat Verbindungsarten entwickelt, die nicht mehr Arbeit verursachen, als das Zusammenschrauben und Löten von Metallrohren und daneben Längenausdehnungen und erhebliche Durchbiegungen der Rohre zulassen. Man hat ferner durch geeignete Zusammensetzung der Porzellanmassen den Röhren eine gute Haltbarkeit bei mechanischen Beanspruchungen gegeben. Als Austauschstoff gegen Metalle beanspruckt daher Hartporzellan heute einen ersten Platz in den uns zur Verfügung stehenden heimischen Werkstoffen, und sein weiteres Eindringen in den Gebrauch des täglichen Lebens ist in schellem Voranschreiten.

Heute stellt man schon Filter für Brunnenrohre aus Hartporzellan her, die dem Grundwasser großen Widerstand entgegen setzen. In den Heißwasserbereitern für Küchen und Badezimmer befinden sich auch schon Wasserbehälter aus diesem Werkstoff, wobei Zink und Kupfer überflüssig wird. Kessel in der Nahrungsmittelindustrie, für Bäcker und Konditoren, werden aus Porzellan hergestellt, und der Haushalt bietet für Kaffee- und Teemaschinen, die sogar elektrisch beheizt werden können, für Bratpfannen, Wärmplatten und -flaschen und sogar Thermosflaschen aus Porzellan viele Verwendungsmöglichkeiten. Neuerdings sind sogar vielversprechende Versuche gemacht worden, den alten neuen Werkstoff zur Isolation ganzer Kabelstränge zu benutzen. Der eigentliche Leitungsdraht wird durch Porzellanrohre bestimmter Herstellung isoliert; die Enden der Rohre werden durch besonders geformte Muffen leicht und schnell verbunden. Kabelleitungen bis zu 5 000 Volt sind auf diese Weise vollkommen aus deutschen Werkstoffen hergestellt worden, wobei als Leitungsdraht Aluminium in Anwendung kam.

Es geht um das Helium

Durch die letzten Zeitungsnachrichten wurde die ganze Welt auf die Tatsache aufmerksam gemacht, daß die Vereinigten Staaten das einzige Gas, welches sich neben dem außerordentlich explosiven Wasserstoff als Traggas für Luftschiffe eignet, das unbrennbare Helium, unter Ausfuhrverbot stellten. — Unser Bild zeigt (oben) eines der großen amerikanischen Heliumwerke, die Fabrik der „Kentucky H. O. Company", in Dexter. Unten: mit flexiblen Kompressoren wird das Helium, das mit einem Gehalt von 1 Prozent aus Gasquellen strömt, nach der Konzentration in Stahlflaschen gepreßt, in denen es zum Luftschiffhafen geschafft wird. (Zander, Archiv, K.)



Regenhaube und Regenschirm
Vornehme Dame mit Regenhaube. Hinter ihr trägt der Diener einen Regenschirm. (Karikatur aus dem 18. Jahrhundert.)

Kleine Kulturgeschichte des Schirms

Die seltsame Entwicklung eines nützlichen Gegenstandes

Brauchen wir noch einen Schirm? O ja! „Aber nur, wenn es unbedingt sein muß", sagt der Mann; und dabei denkt er an seinen würdigen Zylinderhut, der eine tüchtige Dusche so sehr schlecht verträgt. Aber sonst stürzt er sich lieber mit einem wetterfesten Mantel hinaus, und wenn es dann auch etwas ungemütlich um die Nase fegt, wem macht das schon was aus? — Und unsere Damen? Sie scheinen dem Schirm auch nicht sonderlich gern zu haben; denn von dem „Monstrum" aus Großmütterstagen ist nur der kleine „Knirps" noch geblieben, den man in die (zurzeit recht große) Handtasche stecken kann. Und auch im Sommer braucht der Schirm nicht allzu sehr in Erscheinung zu treten; denn unsere Frauen und Mädchen haben nichts dagegen, wenn sie ordentlich braun werden . . . Ja, aber auch das war einmal anders, und darum mag der Leser und die Leserin uns einmal kurz durch die Geschichte des Schirms folgen. Und wenn es auch draußen Frischling ist, so sind wir doch vor den plötzlichen „Ergüssen" überschwerer Wolken auch im hellsten Sonnenschein nie ganz sicher.

*

Anfang des achtzehnten Jahrhunderts kam es in London eines Tages zu einem gewaltigen Menschenauflauf, weil ein Mann namens John Hanway mit einem Regenschirm über die Straße ging. Der Pöbel johlte und die Jugend warf mit Steinen nach jenem neuartigen Instrument, das sich über dem Kopf des Mannes wölbte. Hanway aber ließ sich nicht beirren, der öffentlichen Kritik zum Trotz ging er tagtäglich mit seinem künstlichen Dach spazieren, ein wahrhafter Märtyrer des Regenschirms. Hanway scheint der erste Vertreter jenes Typs von Menschen gewesen zu sein, die sich vom Regenschirm nicht trennen können — besonders bei strahlender Sonne — und denen man böswillig nachsagt, aus Zerstreutheit legten sie den Schirm ins Bett und stellten sich selbst in die Ecke.

Der Schirm gehört dem Herrscher

Hanway hat den Schirm nicht erfunden, er hat ihn nur ins bürgerliche Leben eingeführt. Den Schirm selbst gab es schon viele Jahrtausende vorher. Zumal in den heißen Ländern des Orients entwickelte er sich frühzeitig — allerdings nicht als Abwehr gegen den Regen, sondern als Schutz gegen die glühenden Strahlen der Sonne. Diese Ahnen des heutigen Regenschirms — anfangs aus Blättern gebildet, dann aus Leder gefertigt — wurden allerdings nicht Allgemeingut des Volkes. Der Schirm war das Zeichen hoher Würde — nur Herrscher durften unter ihm verweilen. Von Sklaven ließen sie sich ein Sonnendach nachtragen, und so wurde dies äußere Zeichen des Monarchen zum Symbol seiner Macht. In China brachten die Fürsten staffelförmig mehrere Schirme übereinander an, zwei- oder dreistöckige Schirme kamen bei kleinen Fürsten zur Verwendung, der chinesische Kaiser ließ sich sogar einen vierstöckigen Schirm nachtragen, um die Menge in Ehfurcht erheben zu lassen. Auch auf dem Siegel des Königs ist bei orientalischen Völkern der Schirm als Wahrzeichen staatlicher Macht zu sehen. So mag es manchmal zu einer Art Wettbewerb unter den Würdenträgern um die Höhe und Pracht der Schirme gekommen sein. In Indien nannte sich ein Herrscher stolz „Herr des weißen Elefanten und der vierundzwanzig Schirme". Damit scheint er jede Konkurrenz ausgeschlagen zu haben. Ueber die Völker der Antike kam der Schirm dann auch ins alte Europa. Die Kirche übernahm ihn als Machtsymbol. Als der Papst anfangs des fünfzehnten Jahrhunderts zum Konzil nach Konstanz kam, trug man ihm einen mächtigen schweren Schirm voraus, der trotz seiner Plumpheit der heutigen Form der Schirme schon nahe kam.

Kaufen Sie Regenschirme?
In Paris wurden früher bei Regenwetter Regenmäntel verborgt. Durch den Regenschirm erwuchs diesen Leihinstituten eine beträchtliche Konkurrenz. Unser Holzschnitt aus dem Jahre 1842 zeigt die Konkurrenten nebeneinander.

Schirm und „Schirmherr"

Aus dieser besonderen Bedeutung des Schirms erklärt sich noch mancher Ausdruck der heutigen Sprache: der Fürst konnte dem Bürger besonderen Schutz angedeihen lassen kraft seiner Machtstellung. Er konnte ihn — im übertragenen Sinne — mit unter „seinen Schutz" nehmen, er konnte ganze Länder „beschirmen". Für die große Menge aber bedeutete dieser Schirm noch keinen Schutz gegen die Unbilden der Witterung. Man mußte sich in anderer Weise gegen den Regen wehren; die Frau benutzte hierzu das sogenannte „Regentuch", einen sehr großen Umhang, der vom Kopf herabhing und die ganze Gestalt umhüllte. Männer schützten sich durch große Hüte und schlugen sich ebenfalls ein Tuch um die Schulter.

Ein Ritter trägt den Schirm
Fürsten und Würdenträger ließen sich als Zeichen ihrer Macht einen großen Schirm vorantragen. (Darstellung aus dem Jahre 1536.)

John Hanway, der dem Regenschirm zur allgemeinen Einführung verhalf.

Photos (4) Wissenschaftlicher Pressedienst

Erst im achtzehnten Jahrhundert bringt dann der Sonnenschirm langsam in weitere Kreise der Gesellschaft ein. Hierhin waren besonders technische Fortschritte maßgebend. Es gelang, jenen plumpen, schweren Schirm der Vorrichsne nie selbst in die Hand genommen hatte, sondern sich immer nur von einem Diener nachtragen ließ, immer mehr zu verfeinern. Leichtere Formen, aus Fischbein hergestellt, kamen auf den Markt. Die Dame griff begierig nach diesen aparten Instrumenten, und so wurden sie rasch im Sinne der Mode umgestaltet. Dabei trat der Gebrauchszweck des Schirms in den Hintergrund. Er wurde Bestandteil der modischen Tracht, ein Schmuck wie alles andere Beiwerk der Mode. Jenen Schleifen, Rüschen, Volants am Kleid der vornehmen Dame entspricht der modische Aufputz des zierlichen, allzu zierlichen kokett getragenen Schirmes. Er hilft mit, den Teint vor den versengenden Strahlen der Sonne zu schützen, denn es gilt als entsetzlich unfein, braun zu werden. Den Gebrauch des Regenschirms vermeidet die bessere Gesellschaft noch lange, denn wenn man mit ihm über die Straße gabt, zeigt man zu deutlich, daß man keine Equipage hat . . .

Der Regenschirm als Blitzableiter

Im achtzehnten Jahrhundert wird der Schirm dann so erheblich verbessert, daß man schon wieder zu merkwürdigen Uebertreibungen kommt. So will man den Regenschirm zugleich mit einem Blitzableiter verbinden: bei Gewitter soll eine Spitze aufgesetzt werden, die den „Paraplui" sofort zum schützenden Blitzstock verwandelt. Trotz dieser Spielereien und Verfeinerungen konnte der Regenschirm noch immer nicht Allgemeingut werden, weil das Grundmaterial zu teuer war. Erst als der englische Arbeiter Samuel Fox im Jahre 1852 das Drahtgestell erfand wurde der Schirm zu einem Gebrauchsgegenstand. (Fox verdiente damit die nette Summe von sechs Millionen Mark!) An die Stelle des ungelenken Daches von früher trat der zusammenklappbare Schirm, der selbst für die zarteste Frauenhand keine Belastung mehr bedeutet. Die Männer allerdings lieben noch heute den Schirm nicht sonderlich, obgleich sie immerhin dankbar sein sollten, daß sie nicht mehr den schweren Papierschirm des Mittelalters zu tragen brauchen.

Dr. O. Hettmann

Haus, Hof und Garten

Die Aufzucht der Ziegenlämmer

Die in der Regel im März geborenen Ziegenlämmer kommen in den ersten drei bis vier Lebenswochen mit der Muttermilch als Nahrung aus. Als höchste Gabe verabreicht man den jungen Tieren täglich bis zu 2 Liter Milch. Sobald die Tiere vier Wochen alt geworden sind, fangen sie an, feste Futterstoffe, wie Haferschrot und gutes Heu, in kleinen Mengen aufzunehmen. Man soll die Tiere möglichst zeitig an die Aufnahme fester Futterstoffe gewöhnen, da sie dann weniger Milch brauchen und die Milch für den Haushalt frei wird. Wenn einwandfreie Magermilch zur Verfügung steht, so kann man von der fünften Woche an die Vollmilch allmählich verringern und an Stelle der Vollmilch Magermilch verabreichen, der man etwas Leinsamenschrot oder Haferschrot zufügt. Wenn die jungen Tiere neben der Milch Haferschrot und gutes Heu erhalten, so kann man im Alter von zehn bis zwölf Wochen die Vollmilch vollständig durch Magermilch ersetzen. Man gibt täglich bis zu 2 Liter Magermilch und setzt die Magermilchfütterung mit allmählich verringerten Gaben bei guten Zuchttieren nach Möglichkeit bis zum Alter von einem halben Jahr fort. Die Aufzucht in den ersten zehn Lebenswochen war richtig, wenn die Tiere in diesem Alter ein Gewicht von ungefähr 15 kg erreicht haben.

Wenn auch die Ziegenmilch in erster Linie dem Haushalt und den Kindern zugute kommen soll, so darm doch nicht genug davor gewarnt werden, die Milch den jungen Lämmern zu gering zu entziehen. Fehler, die gerade in den ersten Wochen bei der Ernährung und Aufzucht gemacht werden, lassen sich später kaum mehr ausgleichen. Die Tiere entwickeln sich in der Folge nicht nur schlecht, sondern werden auch in ihrer späteren Leistungsfähigkeit als Zucht- und Nutztier beeinträchtigt. Da die Aufzuchtkosten sich nur dann lohnen, wenn gute Jungtiere guter Abstammung in richtiger Weise aufgezieht, sollte man Lämmer nur dann aufziehen, wenn man sie auch richtig und ausreichend füttern kann. Ein richtig aufgezogenes Lamm verbraucht im ersten Lebensjahr ungefähr 80 Liter Vollmilch, ungefähr die gleiche Menge Magermilch, 2 Zentner Heu, 1 Zentner Rüben und 2 bis 3 Zentner Hafer. Wenn diese Futtermittel alle zugekauft werden sollen, so wird die Aufzucht reichlich teuer und lohnt sich, wie gesagt, nur bei einem Lamm, das später gute Leistungen erhoffen läßt. Um die Aufzucht billiger zu gestalten, muß man sehen, daß man Weidegelegenheiten sowie Garten- und Hausabfälle bei der Fütterung mitverwendet.

Neben der Fütterung spielt unter den weiteren Aufzuchtmaßnahmen die Pflege und Behandlung der Tiere eine große Rolle. Sie spielen. Sobald es die Witterung irgendwie erlaubt, gehören die Lämmer ins Freie, wo sie sich in Luft und Sonne bewegen können. Sehr förderlich für die Entwicklung ist weiter die Pflege von Haut und Haar. In jeden Ziegenstall gehört eine Bürste, mit der nicht nur die Lämmer, sondern auch die alten Tiere täglich gebürstet werden sollen. Das Putzen dient nicht nur der Sauberkeit, sondern regt auch die ganze Stoffwechseltätigkeit der Haut an. Nicht minder wichtig ist schließlich eine sachgemäße Klauenpflege, die leider in sehr vielen Fällen noch stark vernachlässigt wird. Dr. J. Kliesch.

Zeichnung: Wolfermann M

Links: Schlecht aufgezogenes Jungtier. Rechts: Gut entwickeltes, kräftiges Jungtier

Ueber die Schädlichkeit des Essigs. Es ist eine viel verbreitete Ansicht, daß Essig sei ungesund, er verdünne das Blut, er mache unreine Haut, er führe zu Gicht und Rheumatismus und was man ihm sonst noch alles vorwirft. Das trifft nicht zu. Für den gesunden Menschen ist Essig in den Mengen, wie er eben zum Würzen und Kochen gebraucht wird, völlig unschädlich. Es gibt natürlich einige Krankheiten, bei welchen der Arzt, wie so vieles andere auch den Essig verbieten muß. Der mit den Speisen aufgenommene Essig wird im Körper sehr schnell zu Wasser und Kohlensäure zersetzt und verläßt den Organismus wieder, ohne schädliche Bestandteile zu hinterlassen. Essig regt übrigens auch den Magen zu vermehrter Säurebildung und auch die Bauchspeicheldrüse an. Dadurch wirkt er appetitanregend und verdauungsfördernd. Im Sommer stillen mit Essig bereitete Salate den Durst und helfen mit, unnötige und schädliche übermäßige Flüssigkeitsaufnahme zu erbarren. Gegner des Essigs rügen gerne seinen Mangel an Vitaminen und empfehlen aus diesem Grunde seinen Ersatz durch Zitronen. Es stimmt, daß letztere entschieden mehr Vitamine enthält, da sie ja in natürlichem Zustande zum Verbrauch kommt, während der Essig ein Gärungsprodukt ist. Der Zusatz an Zitronen zum Würzen ist aber derartig gering, daß diese kleinen Vitaminmengen eigentlich gar keine Rolle fpielen. Ein gesunder Mensch mag also mit Essig würzen, wie es ihm schmeckt. Er wird keinen gesundheitlichen Nachteil erleiden.

Praktischer Ratgeber

Radikale Distelvertilgung auf Grünlandflächen. Zur radikalen Distelvertilgung auf Grünlandflächen hat sich die Verwendung von Karbolineum gut bewährt. Es genügen billige Abfälle von der Fabrik vollkommen. Das Karbolineum wird in einem Faß auf die Weide gefahren. Unter Benutzung einer Handpumpe füllt man den Inhalt nach und nach in eine kleine Gießkanne. Vorteilhaft ist es, wenn nur drei Mann in Tätigkeit treten. Zwei Männer arbeiten mit scharfen Distelstechern und bemühen sich, den Wurzelhals dieser Unkrautpflanze so tief wie nur möglich abzustechen. Der dritte Mann läßt dann auf den in den verdickenen Wurzelkopf einen kleinen Strahl von Karbolineum aus der Kanne fließen. Bei dieser Art des Arbeitens kommt es auf längerer Beobachtung wird man merken, daß diese Maßnahme tatsächlich eine „Radikalkur" darstellt, daß das Wurzelgeflecht zerstreut, die Distel also nicht kommen vernichtet ist. Da nur die Wurzelreste der Disteln mit dem Karbolineum in Berührung kommen, so ist ein Schaden für die Grasfläche nicht zu befürchten. Wer auf diese Art die Disteln mit „Stumpf und Stiel" aus seinen Grünlandflächen ausrottet, der kann oft deren Umbruch und Neubesäung ersparen. Al.

Der gesunde Rettich. Nicht in allen deutschen Gauen kennt man den Winterrettich, und nicht überall weiß man, daß der Rettich als würziges Wurzelgemüse zu allen Jahreszeiten einen Genuß bereiten kann. Manche sehen in dem Rettich auch eine Art Hausmittel, das bei Verdauungsstörungen und Gallenerkrankungen Hilfe leisten soll. Nervösings wird berichtet, daß besonders der frisch aus dem Rettich gepreßte Saft bei Leber- und Gallenleiden eine heilende Wirkung ausübt. Aber selbst wenn man nicht krank ist oder wenn die Hoffnungen darin in Erfüllung nicht sollten erfüllen, bleibt der Rettich ein schönes Gemüse, ein guter Brotbelag oder eine schmackhafte Beigabe zu Speisen und Getränken. Gründe genug, um dem Anbau des Rettichs auch im Hausgarten Aufmerksamkeit zu schenken, zumal dieser eigentlich auf allen Böden gedeiht. Den Sommerrettich säen wir im Frühjahr ab Ende April dünn in Reihen auf Beet, das allerdings nicht frisch gedüngt sein soll. Wir sorgen für Bodenlockerung und Bewässerung und halten Unkraut fern. Schon nach etlichen Wochen werden wir etwas von den Besten ernten können. Der Winterrettich wird erst im Juni ausgesät, etwa in 25 cm voneinander entfernten Reihen. Wenn

Winter-Rettich: „Kohlschwarzer Pariser"

wir zu dichte Saat rechtzeitig verziehen und sonst für Pflege sorgen, können wir im Oktober die Rüben herausnehmen und für den Verbrauch in der Winterzeit dann in eine Erdmiete bringen oder wie anderes Gemüse auch im Keller in Sand einschlagen. Vom Sommerrettich sei die Sorte „Salvator" genannt, vom Winterrettich der „kohlschwarze Pariser" und das „Münchener Bier". Schtd.

Wenn die Zimmerpflanzen in den Garten kommen

Viele unserer Topfpflanzen fühlen sich im Sommer im Garten wohler als in der Zimmerluft, sie entwickeln sich dort besser und gesünder. Im Mai ist die Zeit gekommen, zu der wir an die Arbeit des Umtopfens gehen und die Pflanzen nach und nach ins Freie bringen. Wir müssen dabei jedoch zwei Dinge beachten. Einmal dringen die „Gästrenen Herren" Mitte des Monatsmonats einige Frostnächte, die unsere Zimmerblumen nicht vertragen. Daher mit dem Herausbringen der einer Uebergangszeit auch der Gunstfaktor und viele Kakteen, volle Sonne vertragen und lieben.

Wenn nun den Pflanzen die frische Luft gut tut, so ist es doch nicht richtig, auch die Töpfe der Luft oder gar der Sonne voll auszusetzen. Unsere Blumentöpfe sind porös und müssen es sein, aber die Erde darin trocknet dadurch leicht. Ein Beispiel: Eine Passionsblume stand an einer warmen Hauswand in einem Topf in voller Sonne. Und diesen Stand sieht diese Pflanze. Aber sie blüht nicht; sie bracht nur Knospen hervor, die abfielen, ehe sie die in ihnen verborgene Schönheit zeigten. Als aber der Topf mit Brettern umstellt und durch etwas Torfmull von der vollen Sonne und dem Luftzug und damit vor dem scharfen, schnellen Austrocknen geschützt war, dauerte es nicht lange, bis die Passionsblume zahllos ihre schönen blauen Blüten entfaltete. Ehe es geht, werden die Töpfe einfacher in den Boden eingelassen. Mit einem gespitzten, möglichst starken Rundholz wird dazu ein Loch in die Erde gestoßen und durch Drehen des Holzes so geweitet, bis der Topf hineinpaßt. Auf diese Weise erreicht man gleichzeitig, daß das Abzugsloch frei bleibt und stauende Nässe im Topf nicht entsteht. Auch können z. B. schädliche Larven nicht so leicht in die Töpferde gelangen.

Zeichnung: Bamborg M

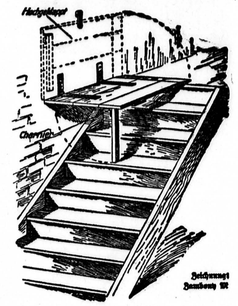
Das Einsenken der Blumentöpfe

So wertvoll für viele Gewächse der Aufenthalt im Freien ist, so vertragen doch manche eine längere Regenperiode schlecht. Es ist daher angebracht, z. B. bei draußen aufgestellten Kakteen eine Einrichtung zu treffen, damit die Pflanzen bei länger dauerndem oder sehr stark fallendem Regen etwa durch Ueberdecken eines Frühbeetfensters geschützt werden.

Wer keinen Garten hat, der nutzt den Balkon gern zum Sommeraufenthalt für seine Blumen aus. Das ist richtig so, aber trotzdem muß gesagt werden, daß viele von ihnen hier nicht ganz so gut aufgehoben sind wie im Garten, da oft starker Luftzug und auch Straßenstaub das Wohlbefinden beeinträchtigen können. Im übrigen gilt das für den Garten Gesagte auch für die Aufstellung auf dem Balkon. Auch hier werden wir versuchen müssen, die Töpfe vor starkem Austrocknen zu schützen. Gute Wassermöglichkeit im Sommer ist nötig, damit die Pflanzen wohl gedeihen und Nährstoffe für den Winter speichern können. So werden sie denn auch die unglückliche Jahreszeit überstehen.

H. Schieferdecker.

Aus praktischer Praxis



Zeichnung: Bamborg M

Nicht immer ist eine Hilfe beim Aufheben der Schrotsäcke zur Hand. Man kann diese Arbeit aber leicht allein schaffen, wenn man sich am oberen Ende der Treppe eine Klappe einbaut, wie dies die Abbildung zeigt. Die Größe der Klappe richtet sich nach der Breite der Treppe. Es muß an der Seite so viel Platz bleiben, daß man noch bequem an der Klappe vorbeisteigen kann. Damit die Klappe mehr Halt hat, muß die hintere Kante etwa 5 cm auf dem Boden aufliegen und die vordere Ecke abgestützt werden. Die Stütze sowohl wie die Klappe sind mit Scharnieren befestigt, damit man nach Benutzung die ganze Vorrichtung hochklappen und mittels eines Wirbels an der Wand befestigen kann. Wenn die auf dem Boden aufliegende Kante etwas abgeschrägt wird, kann man auch mit der Sackkarre heraufahren.

Die Nährwertverluste bei der Heuaufbereitung

Zur Sicherung unserer Futtergrundlage ist allen möglichen Verlustquellen in geeigneter Weise entgegenzutreten. Selber noch zu wenig beachtet werden die Verluste, die bei der Trocknung des Heues durch Abfallen der Feinen und Feinsten bekanntlich besonders nährstoffreichen Blättchen verursacht werden. Besonders beim Kleeheu kann auf die Weise allerhand verlorengehen. Alle Maßnahmen, die geeignet erscheinen, diese Verluste herabzudrücken, bedürfen daher einer sorgfältigen Beachtung. Der Grund für das Abfallen der feinen Teile der Pflanze ist im ungleichmäßigen Verlauf des Trocknungsvorganges zu suchen. Die kleinen Blättchen entfalten, auf die Flächeneinheit bezogen, weniger Feuchtigkeit als der Stengel und die dickeren Teile der Pflanze. Wenn sind auch die Verdunstungsverhältnisse bei den dünnschichtigen Gewoben viel günstiger. Dadurch erfolgt die Trocknung dieser Teile viel schneller als die der dickeren Stiele und Stengel. Während diese noch biegsam und elastisch sind, haben die Blätchen bereits ihre Feuchtigkeit in hohem Grade abgegeben und sind brüchig geworden.

Das Abfallen der Blättchen bei der Lagerung wurde neuerdings von Zink untersucht. Wenn auch der durchschnittliche Feuchtigkeitsgehalt der behandelten Masse von entscheidender Bedeutung ist, so geht sich doch auch noch andere Umstände den Abfall der kleinen Blättchen beeinflussen. Im allgemeinen beginnt der Verlust erst größere Ausmaße anzunehmen, wenn der durchschnittliche Feuchtigkeitsgehalt sich etwa 30% ermäßert. Bei praktisch unverändertem Feuchtigkeitsgehalt erhöhte sich der Abfall noch wird sie nach Italien weiterfahren können. Das Konsulat hat alles für sie erledigt. Aber hier hat er kein Amt. Umgang mit Kindern hat Rudi nicht gelernt.

Gegen Mittag versucht Werner, die Kinder zum Schlafen zu bewegen, genau so hatte es ihm Frau Rusch aufgegeben. Zwei Minuten lang atmet er auf, dann will er sich im Sessel bequem zurechtsetzen und Zeitung lesen, da tappt der Junge schon wieder mit bloßen Füßen herein. Süß weint hinter ihm her, und die Ruhe ist zu Ende. Wenn doch Tante Grete erst da wäre, bete Werner ein um das andere Mal. Die Kinder wechseln ihm über den mittäuflichen Kopf. Dabei ist es jetzt erst Nachmittag. Mit Hilfe eines Baukastens und einer Eisenbahn läßt er ein gigantisches Bauwerk entstehen, das Loh des Bauwerks träufelt von seinen Lippen, ablenkend und anregend. Der Kleine feuert einen Tender gegen den Bau, und prasselnd stürzt alles zusammen.

Onkel Werner soll mit Süß „Muttervaterkind" spielen. Er wiegt die drei Puppen in den Schlaf, baut mit Holzklötchen Zimmer, und Süß ist eine richtige Frau. Der Junge wehrt sich dagegen, daß er Kind sein soll. Das Unternehmen endet mit Geschrei. Werner ringt verzweifelt die Hände und betet: „Tante Grete . . ."

*

Kasper geht Ina aus dem Weg. Kasper ist kein Arzt. Was soll er also noch mit ihr besprechen, und dann entbehrt ihn auch Burres Ungeduld der weiteren Ueberlegungen. Später, beruhigt er sich, später werde ich der Sache auf den Grund gehen. Nicht überstürzen und keinen Fehler begehen. Mit Burre sprechen? Burre ließ keine halben Sachen. Er wird mit der Tür ins Haus fallen, den nächsten Landjäger anrufen, und dann auf ihn mit Gebrüll. Es riecht in der Luft plötzlich nach Wärme und Regen. Von daher kommt wohl auch Burres Nervosität. Keiner macht es ihm heute recht. Der Schnee spritzt in der Kurve zur Seite, aber er spritzt nicht mehr wie Staub über Schlitten und Mannschaft, er weicht einfach zur Seite, so wie Wasser oder Sand.

Langsam aber stetig sinkt das Barometer. Der Ansager im Rundfunk verkündete gestern abend Schönwetter und Frost. „Die Temperaturen werden tagsüber weiter absinken", wiederholte Burre am nächsten Tag höhnisch. Der Himmel ist dick und verhängt, und die Täler haben Nebelatem. Drei Tage vor dem großen Rennen. Ferien, Training, Spannungen und Hoffnungen werden von dem Nebelatem angepustet. Die Stimmung sinkt mit dem Quecksilber des Barometers.

Burre flucht nur noch und preßt sonst den Mund fest zusammen. Er verzichtet auch auf seinen schwarzen Stumpen, und das ist eigentlich das bedenklichste Zeichen; er stiert nur noch nach vorn und scheint manchmal geistesabwesend zu sein. Darum achtet auch niemand auf Kasper. Jeder tut, was er kann. Sie sind in der Geraden und in den Kurven eingespielt und abgeschliffen wie Teilchen einer Maschine. Das Wetter kann niemand ändern. Auch was das Schicksal sich so ausdenkt, kann niemand ändern. Deshalb ist Kasper auch nicht mehr erschüttert, als er Ina am späten Nachmittag wieder vermißt. Niemand hat Fräulein Stenhus gesehen, auch nicht Franz. Franz sieht seit aus Prinzip nichts mehr, mir noch Bestellungen der Gäste. Das andere sind Privatsachen. Die mich nicht betreffen, sagt er mit abwesendem Gesicht.

An der Tür prallt Kasper mit Doktor Richter zusammen. „Hoppla", sagt Richter. „Immer langsam und mit Genuß . . ." Kasper quält sich ein Lächeln ab.

„Ich verstehe auch nicht. Wegen der paar grauen Wolken und dem bißchen Quitsenbei gleich solche Gesichter. Wie in einem Sanatorium für hoffnungslose Fälle lauft ihr alle herum. Trinken wir einen Korn zusammen, und der Himmel wird heller, wetten?"

Nein, Kasper will nicht wetten, aber gegen den Korn ist nichts zu sagen. Sie stehen an der Theke und schlucken den Korn in einem Zug. Kasper hustet, und Richter flüstert geheimnisvoll: „Was ist eigentlich mit Fräulein Ina los?"

Kasper will auffahren und brüllen, daß nichts mit Fräulein Ina los sei, daß das überhaupt alle Leute einen Dreck angehe, und so ist das also. Sie wissen noch mehr als ich und wollen nicht heraus mit der Sprache."

Kasper schweigt und sucht in den Taschen nach einer Zigarette. Richter gibt ihm rasch Feuer, weil er sieht, daß er richtig getroffen hat. „Man ist ja nicht neugierig, aber es stimmt doch nicht alles, und das tut einem ja auch leid." Seine Stimme sinkt vor Bekümmernis ein paar Töne tiefer, aber seine Augen suchen eine Lücke zum Durchbrechen. „Fräulein Ina geht auch an den Abenden fort, an denen Sie nicht aufpassen."

Jetzt wird Kasper flüchtig. „Wer paßt auf, wer geht fort? Was geht Sie denn das alles an? Ich verbitte mir . . .!" Franz vergißt seine guten Vorsätze und schlängelt sich an das Büffet heran. Er hat keine Bestellung, aber offenbar geschieht da vorn etwas Wissenswertes.

„Recht so", stimmt Richter eifrig zu. „Sie haben mir das neulich schon mal gesagt. Ich mische mich ja auch nicht in fremde Angelegenheiten. Aber sehen Sie mal, unsereins paßt schon von Berufs wegen auf alle Ereignisse. Versicherungsfachleute haben Augen, sehen alles, machen alles. Tatsachen ergeben Tatsachenberichte. Große Erlebnisse vermehren mein Material für einen großen Roman. Ich bin ja nicht nur Versicherungsmann. Jeder Mensch hat so nebenbei eine Sehnsucht. Streng vertraulich also: ich arbeite nämlich an einem großen Roman, theoretisch natürlich nur. Ich sammle seit zehn Jahren gewissermaßen Gesichter, Typen, Menschen in ihrem Ach und Weh . . . Und außerdem habe ich ein enormes kriminalistisches Organ. Unberufen. Rieche Verwicklungen und Delikte schon aus der Ferne . . . Sozusagen intuitiv."

Das Gespräch war nichts für Franz. Allmähliches war nicht wissenswert. Franz verzog sich wieder zum Fenster, von wo aus er den ganzen Hang übersehen konnte. Ein Nebel wurde das, Herrschaften, man konnte sich ja in solchen Sachen aus.

„. . . Ganz unwillkürlich achte ich da natürlich auf alles. Von Berufs wegen gewissermaßen. Wo glatte Linien sind, gleitet man drüberweg, wo Verwicklungen und Geheimnisse sind, bleibt man hängen, ob man will oder nicht . . ."

Kasper hatte den Bauch der Zigarette verschluckt und sprach über den Qualm hinweg betont gleichmütig. „Verwicklungen . . . Geheimnisse . . . Was soll denn dabei sein? Schreiben Sie ruhig Ihren Roman. Seien Sie Kriminalist. Was hat das aber alles mit Fräulein Ina zu tun?"

„Das möchte ich ja gerade wissen," lachte Richter vorgebend hell auf. Seine Stimme kam sofort wieder zusammen: „Lieber Herr Kasper, seien Sie mir nicht böse über das, was ich Ihnen jetzt sage, aber ich muß es Ihnen doch sagen: Fräulein Stenhus führt Sie an der Nase herum."

„Kann ich eigentlich nicht sagen. Nö, kann ich nicht sagen. Sie ist in keiner Weise an mich gebunden, kann tun und lassen, was ihr gefällt, ich . . .

„Verstehe, verstehe," unterbrach Richter taktvoll das Geständnis. „Das andere ist ja nur: wo es gefällt ihr? Wohin geht sie abends? Mit wem trifft sie sich?"

„Geht mich doch nichts an. Kann gehen, wohin sie will . . ." tat Kasper äußerst gleichgültig.

„Richtig," stimmte Richter eifrig zu und zog plötzlich eine Karte aus der Tasche: „Sehen Sie mal, hier ist das Sporthotel. Sie sind nun nächsten menschlichen Behausung sind es zwei Stunden, nach allen Richtungen. Zwei Stunden hin, zwei Stunden zurück sind nach Adam Riese vier. Wohin geht also Fräulein Stenhus, theoretisch gesehen natürlich nur!"

„In einem Mann mit finsterem Gesicht und verwildertem Bart wie ein Landstreicher, zu einem Mann, der in einer Hütte mitten im Wald haust wie ein Verbrecher, wie ein . . ." Ohnmächtig vor Grimm und Enttäuschung prasselte Kasper seinen gestauten Zorn heraus. Es tat wohl, das in alle Welt hinauszuschreien . . .

„Sehr gut, sehr gut," lachte Richter auf. „Ein ausgezeichneter Witz. Fräulein Stenhus geht heimlich zu einem Räuber, der im tiefen, dunklen Wald haust. Großartig allein schon diese Vorstellung . . . Aber Spaß beiseite, man sollte ihr einmal nachgehen und aufpassen. Kann man wissen, was alles in der Welt geschieht? Es gibt da manchmal Ueberraschungen. Ueberraschungen sage ich Ihnen, da staunt man Wolkenkratzer zusammen . . ."

Kasper hatte sich schon wieder aufgefangen. „Möchten Sie Fräulein Stenhus vielleicht heimlich verfolgen . . .?"

„Nicht gerade verfolgen," zuckte Richter, „aber es wäre doch ganz interessant, zu wissen, und dann, meine ich, kann richtigen Aufpassen gehört doch auch das Nachsehen."

„Ich habe nicht auf Fräulein Stenhus aufzupassen," wurde Kasper schon wieder zornig. „Sie kann meinetwegen machen, was sie will, sie kann hingehen, wohin sie will, auch zu ihrem Räuber in den tiefen, dunklen Wald. Da ist gar nichts zu spotten bei, Herr, das merken Sie sich mal . . ."

Richter blieb allein am Büfett zurück. Seine Menschenkenntnis sagte ihm, daß auch hier nicht alles stimmte. Hinter dieser Wut und Ablehnung steckte etwas ganz anderes. Es brauchte ja nicht gerade ein ulkiger Räuber mit finsterem Gesicht und verwildertem Bart zu sein. Da mußte man also selber mal eine Forschungsfahrt veranstalten.

Richter trank noch einen großen Korn, der erleichterte das Plänemachen und Nachdenken. Der Himmel verlor dann etwas von seiner grauen Farbe, und das Barometer kletterte nicht mehr in die Tiefe, in der es weiß Gott in diesen Tagen nichts zu suchen hatte.

*

Martin hatte Ina bis zu den vier Tannen begleitet. Der Nebel fiel aus den Wolken und wälzte sich dick und zäh zwischen den Wäldern hindurch. Eine ganze Stunde lang war Martin ohne ein Wort neben Ina hergegangen. Er fühlte, daß er den Boden der vergangenen Wochen unter seinen Füßen verloren hatte. Sein blinder Haß gegen alle Menschen war längst einem Hunger nach menschlichen Stimmen und Wärme gewichen. Ina war ihm der Inbegriff dieser Wärme geworden. Sie kam und erfüllte alles mit ihren Gedanken und mit ihrem Wesen. Es war gut, daß alles so kam. Was morgen sein würde, mußte sich noch ergeben. Nicht an morgen denken und nicht an eine Zukunft. Eins wuchs aus dem anderen und war einfach da. Man konnte dem Schicksal nicht vorgreifen.

Es war eine stiller, aber inniger Abend gewesen. Gerade im Schweigen lag für Ina eine Welt voll Hoffnungen, breitete sich das Leben mit allen seinen Möglichkeiten aus. Sie saßen sich gegenüber und horchten einer auf die Gedanken des anderen. Der Abschied an den vier Tannen dauerte länger als sonst. Das Hotel sah mit vielen freundlichen Lichtern durch den Nebel herüber.

„Kommen Sie mit, und dann wird sich alles von selbst ergeben!" versuchte Ina mit übervollem Herzen Martin zu überrumpeln. Noch fünfzig Schritte, und sie hatte gesiegt.

Martin schüttelte nicht einmal den Kopf. Fremde Menschen, Musik, Lachen, er sehnte sich mit aller Kraft danach. Aber was hat das andere groß und warmend. War es nicht schön, sich in seinen Schmerz hineinwühlen zu können, entdeckt und verbittert zu sein? Lockend und verheißend stand am Ende der zwanzig Monate der Ruhm, die Begeisterung der Menschen, Ehrungen, Monika Hilers Liebe und ihr Stolz. Ihre Augen würden leuchten vor Stolz über seinen Erfolg. Und dann brach doppelt schwer die Enttäuschung über ihn herein. Es tat wohl, sich in diesem Schmerz zu vergraben. Wenigstens das war ihm geblieben. Mit diesem Gedanken tappte er nach dem Wald zurück, ohne sich noch einmal umzusehen.

Der Wald stand um ihn herum, grau und feucht. Der Nebel legte sich nah, sanft und tröpfelnd über den Weg. Der Atem wurde schwer und gequält. Tauwetter kam vielleicht und Regen. Martin blieb stehen. Da oben saßen sie in warmen Räumen, lachten und sprachen. Eine andere Welt, voll und erlebend, war dort. Der Nebel legte sich um seine Gedanken wie bleichmere Arme. Martin wandte sich um und tappte gehorsam den Weg zurück. Sofort wich der Nebel zur Seite. Der Wald öffnete sich wie ein Mantel und gab Martin frei. Der Nebel umklammerte nicht mehr die Gedanken. Frei und leicht ging der Schritt bis zu den Tannen. Dann bewegten sich die Füße von selbst bis an den Raum vor dem Hotel. Musik wehte mit den Wolken von Tabak aus den beiden geöffneten Fenstern. Martin hob den Kopf und sah viele Menschen an Tischen sitzen. Tanzten sie nicht? Nein. Und eben verklang die Musik. Eine geübte und klare

Spiel des Schicksals

ROMAN VON JUSTUS EHRHARDT

6. Fortsetzung

Noch schneller und ohne Besinnung lief er davon, irgendwohin, wo ihm niemand folgen konnte. Hundert Schritte, zweihundert. Es war töricht, davonzulaufen. Er hatte ein Recht, hier zu gehen, das ihm niemand verwehren konnte.

Der Gedanke an dieses Recht machte ihn zuletzt ganz ruhig und stark. Sein Gang wurde sicher und geradeaus. Man verteidigt das, worauf man ein Recht hat. Niemand folgte ihm. Eine aufällige Begegnung, er hatte sich schon wieder in der Gewalt. Jemand wollte zum Sporthotel. Hundert Menschen wohnten da oben, zweihundert . . .

*

Mit seiner tiefen und feierlichen Stimme kommt Werner Vornhagen nicht weit. Die Kinder staunen ihn eine Weile wie ein Wundertier an, aber dann fragt Süß, sechsjährig und neugierig, geradezu und kopfschüttelnd, warum Onkel Werner so ulkig rede, gerade so wie der Wolf im Märchen vom Rotkäppchen.

„Apropos, Rotkäppchen", nimmt Werner die Gelegenheit wahr. „Soll ich euch vielleicht ein Märchen erzählen?" Er kramt verzweifelt in seinem Gedächtnis mit dem Ergebnis, daß ein Mischmasch aller Märchen daraus entsteht, den niemand versteht. Süß rümpft mißbilligend die kleine Nase, und Brüderchen geht gelangweilt auf Entdeckungsfahrten aus, vom Spielzimmer in die Küche, von dort in die Speisekammer. Werner findet ihn in der Kohlenkiste. Der Kleine muß gewaschen werden und schreit. Werner tut, was er kann. Er spielt Kamel und Elefant, jeder darf einmal auf seinem Rücken reiten, er kriecht langsam und dann wieder wild und polternd durch das Zimmer. So findet ihn Rudi Bland und zuckt sehr skeptisch die Schultern. „Weißt du denn was Besseres?" fragt ihn Werner dafür an. Der Kleine ist jetzt unter das Sofa gekrochen und weigert sich, herauszukommen. Süß brüllt: „Ich sag alles Mutti von dir!" und ist nicht mehr zu beruhigen. „Warum ist denn Mutti fort? Wann kommt sie denn wieder?"

Werner läßt den Brei anbrennen. Die ganze Küche riecht danach. Der Boden des Eßzimmers sieht aus wie nach einem Russeneinfall. Rudi bemüht sich persönlich, das Durcheinander zu ordnen mit dem Ergebnis, daß er den Jungen gegen sich aufbringt. Der Kleine will keine Ordnung, er will spielen.

„Wann kommt Tante Grete endlich?" tut nun wieder Rudi Bland sehr sachverständig. Aber damit hat er sich auch den letzten Rest von Sympathien verscherzt. Der Junge wimmert: „Will nicht schlafen! Rudi hat doch gesagt, Tante Grete sollt' mir Märchen erzählen!" Süß schluchzt. Sie kann gar nicht verstehen, warum die Dicke immer so beschäftigt ist und Mutti immer noch nicht kommt. „Tante Grete soll endlich kommen!"

In diesem Unfrieden entweicht Rudi, ohne sich von Werner zu verabschieden. Er hat Frau Rusch zur Bahn begleitet und in den Zug gesetzt. Die telephonische Verbindung mit München hat geklappt. Ohne Aufenthalt

Gegen Mittag versucht Werner, die Kinder zum Schlafen zu bewegen, genau so hatte es ihm Frau Rusch aufgegeben. Zwei Minuten lang atmet er auf, dann will er sich im Sessel bequem zurechtsetzen und Zeitung lesen, da tappt der Junge schon wieder mit bloßen Füßen herein. Süß weint hinter ihm her, und die Ruhe ist zu Ende. Wenn doch Tante Grete erst da wäre, bete Werner ein um das andere Mal. Die Kinder wechseln ihm über den mittäuflichen Kopf. Dabei ist es jetzt erst Nachmittag. Mit Hilfe eines Baukastens und einer Eisenbahn läßt er ein gigantisches Bauwerk entstehen, das Loh des Bauwerks träufelt von seinen Lippen, ablenkend und anregend. Der Kleine feuert einen Tender gegen den Bau, und prasselnd stürzt alles zusammen.

Onkel Werner soll mit Süß „Muttervaterkind" spielen. Er wiegt die drei Puppen in den Schlaf, baut mit Holzklötchen Zimmer, und Süß ist eine richtige Frau. Der Junge wehrt sich dagegen, daß er Kind sein soll. Das Unternehmen endet mit Geschrei. Wer-

Birke und Tanne

Von Heinrich Leis

Schlank hebt die Birke sich im Maienglanz,
Bunt blühen kleine Blumen ihr zu Füßen.
Sie scheint zu schweben über Frühlingswiesen,
Jungfräulich weiß, in licht-erlöstem Tanz.

Blaßgrün umschmiegt sie flitterdünnes Kleid.
Die Arme schwingen jubelnde Bewegung,
Indes zur Seite starr und ohne Regung
Die dunkle Tanne träumt von Winterszeit.

Wohl rieselt Sonne, die das Leben weckt,
Auch ihr sanftwärmend durch die alten Glieder.
Doch fast voll Sehnsucht denkt des Tags sie wieder,

Da Schnee mit Silbersternen sie besteckt,
Da sie die Schönste war im weißen Lande
Und Weihnachtsglanz in ihren Zweigen brannte.

Stimme sagte das nächste Stück an: „Zum Schluß einen Marsch . . ."

Das Licht über ihm schnitt Streifen und Vierecke in den langsam näherrückenden Nebel. „Wetter-, Tages- und Sportnachrichten. Abwandernde Tief, absinkende Temperaturen . . . Möglichkeit zu neuen Schneefällen . . ." Jemand klatschte begeistert Beifall.

„Die Sitzung des Völkerbundes ist zu Ende. Das Ergebnis war eine Kompromißlösung . . ."

„Der englische Dampfer „Stuffolk" sendet im Kanal SOS-Rufe aus. Schlepper und Rettungsdampfer sind unterwegs . . ."

„In den Oetaler Alpen ging eine schwere Lawine nieder . . ."

„Das Reichskabinett hat zwei neue Gesetze verabschiedet."

Plötzlich war die Welt ganz nahe herangerückt. Martin stand mitten in dieser Welt, in der ein Völkerbund tagte, ein Dampfer Hilferufe aussandte und Gesetze erlassen wurden. Die Stimme des Ansagers galt dem Menschen da drin und hier draußen. Alles war selbstverständlich und klar. Martin gehörte doch dazu. Warum sollte der Ansager nicht auch den Namen Martin Nönnebeck nennen? Donnerte die ferne Lawine, oder schrie ein Mensch um Hilfe?

. . . bittet die Polizei erneut und dringend um Mithilfe des Publikums. Nönnebeck lebt noch, daran ist jetzt kein Zweifel mehr. Eine entscheidende Wendung haben die Nachforschungen dadurch erhalten, daß ein bekannter deutscher Verlag das baldige Erscheinen eines Werkes aus der Feder Martin Nönnebecks angekündigt hat. Der Verlag hat auf Anfrage erklärt, daß er zur Preisgabe des jetzigen Aufenthaltsortes des Forschers weder befugt noch in der Lage sei. Die Vernehmungen werden zu dieser Stunde fortgesetzt. Die Polizei richtet die Aufforderung an das Publikum, Angaben zu machen . . ."

Martin lief nicht. Schritt für Schritt tappte er den Weg zurück, den er gekommen war.

Im Saal sagte jemand zu Richter: „Immer dieselbe Quatsch. Jeden Abend dieser verschwundene Nönnebeck . . ."

„Reden Sie nicht von Dingen, die Ihren Horizont übersteigen," fuhr ihm Richter in die Parade. Sein nächster Gedanke war: Ina Stenhus. Also hat das Mädchen damals doch recht gehabt. Wo war denn Ina eigentlich? Neben wem saß sie denn da? Niemand hatte ihr Eintreten bemerkt, und Jasper mischte gerade die Karten zu einem neuen Skat. Richter steuerte den Tisch Jaspers mit geradem Kurs an: „Wir wollen uns wieder vertragen. Ina Stenhus ist übrigens wieder da!"

Jasper knurrte: „Meinetwegen. Was geht mich das alles an? Aber über die Kartenblätter hinweg suchte er Inas Gesicht. Blatz und Starr bewegte sie den Kopf wie . . . Na, wie denn? . . . Jasper ließ die Karten auf den Tisch fallen.

Burre schluckte vor Erschrecken fast seinen schwarzen Stummel hinunter. Jetzt war der Wahnsinn richtig bei Jasper ausgebrochen. Diese Augen, richtig aus dem Kopf quollen sie ihm. Was denn? „Idiot!" sagte Burre sehr unfreundlich, aber nicht ganz ernst gemeint. Jetzt sprangen Jasper und Richter zugleich auf. Da hinten kippte jemand um. Jemand glitt unter den Tisch, auf den Fußboden. Das konnte doch mal passieren . . .

Herrgott, Ina! Wahrhaftig, Ina. Burre stieß alle Menschen rücksichtslos zur Seite. Er kam aber schon zu spät. Jasper hielt Ina auf seinen Armen: „Raus aus dieser Luft hier," zischte er die anderen an. Richter lief überflüssig mit einem Handschuh hinterher. Vielleicht gehörte der Ina. Herr Schmidt brachte schon den Weinschlüssel. Burre schob die Neugierigen zurück: „Weg hier! Da gibts nichts zu gaffen!"

Ina war ohnmächtig geworden und brauchte an nichts mehr zu denken. Ueberall war nur grauer, weicher Nebel, aus dem manchmal Funken zuckten. Eine lange dauerte dieser Sturz durch die quirlenden, treibenden Wolken hindurch.

Jasper legte Ina wie ein Kind auf das Ruhebett, behutsam, ganz sachte. Unbeeinmert um diesen Richter und Burre streichelte er zweimal, dreimal das blasse, kalte Gesicht.

„Ein Arzt!" versuchte sich Richter bemerkbar zu machen. Aber er blieb im Zimmer. Fräulein nähte, das Zimmermädchen. Ina, von Herrn Schmidt zu Eifer und Eile angetrieben.

„Quatsch, Arzt. Einfache Ohnmacht. Still liegen und Ruhe!" entschied Burre. „Hat sie jemand von euch gekratzt?" Er sah Jasper drohend an. „Wielleicht hat sie sich von jemand erschrecken lassen."

Niemand antwortete. Da schlug Ina die Augen auf: „Entschuldigen Sie . . . ich konnte . . ., wollte . . ."

„Pst," machte Burre, „abwarten, nichts sagen. Ausruhen, an gar nichts denken, höchstens an einen ganz blauen Himmel mit keinen weißen Wolken. Sehen Sie jetzt . . . So . . . so . . ."

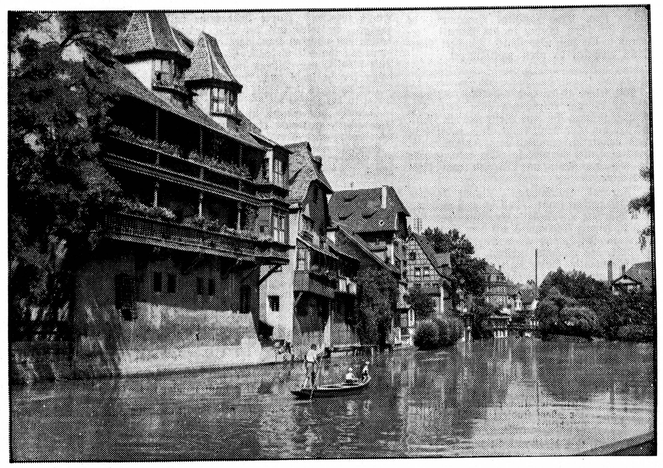
Die beiden anderen starrten Burre verblüfft an: Wieso denn der, und woher konnte er so mit Ina umgehen? Aber die Beteuerung, daß ohnmächtige Mädchen wor arbeiter. Jedes hatte etwas ganz und gar Persönliches getan, wenn er damit Ina eine Gefälligkeit erweisen kann.

Sie trank Wasser, in das Burre eine weiße Flüssigkeit tropfen ließ. Sie lächelte schon wieder, aber Jasper sah den Frost und die Starre dahinter und erschrak noch mehr . . .

Später fragte Burre, immer noch behutsam und leise: „Was war denn das, Ina? Was sind denn das für Geschichten?" Ueberflüssig und durchsichtig standen Jasper und Richter daneben. Jasper dachte: Es mußte ja so kommen. Und Richter schwenkte immer noch den gefundenen Handschuh in der Luft, als könne er damit seine Anwesenheit rechtfertigen.

„Es geht schon wieder," wehrte Ina alle Besorgnisse ab. „Ich werde jetzt richtig schlafen!"

„Das nennt sie nun schlafen," zeigte Burre nach einer Stunde auf Inas Fenster. Es brannte immer noch Licht. Das ganze Haus fröhnelte und kam heute nicht zur Ruhe. Die drei durch das Ereignis Zusammengerissenen stopften eine Stunde durch den Schnee, dann hockten sie grau und einsilbig um einen Tisch im verlassenen Saal. Keiner wußte etwas Rechtes zu erzählen. Burre gähnte



Nürnberg
An der Pegnitz

(Antlantic, M.)

von Zeit zu Zeit. Schließlich fragte Richter: „Worauf warten wir denn eigentlich noch?" und stand auf.

Jemand rief von draußen wie eine Antwort: „Es brennt!" Und noch einmal: „Es brennt! Feuer!"

Eine Scheibe klirrte. Plötzlich flog die Unruhe des Hauses in den einen gellenden und erregenden Schrei zusammen: „Feuer!" Vom Touristenhaus herüber trieb eine beißende Qualmwolke.

Franz ließ ein leeres Tablett fallen und suchte den Schalter. Die großen Lampen vor dem Eingang überschütteten den ganzen Platz mit weißem Licht. Wirbel und Qualm trieben durcheinander. Strohsäcke, Stühle, ein Tisch wurden durch ein Fenster geschleudert. Man hörte nur immer die befehlende Stimme Burres. Er war plötzlich im Qualm untergetaucht. Jeder griff nach dem nächsten Gegenstand und schleppte ihn hinaus. Wo brannte es denn eigentlich? Einerlei, hinaus mit dem Zeug. Der Strahl einer Taschenlampe suchte vergeblich die Finsternis und den beißenden, schwelenden Qualm zu durchdringen. Zwei Mann schleppten auf einer Decke einen Berg Schnee von draußen herein und schleuderten ihn in die Esse, aus der ein Glimmen und Knistern kam. Es zischte und spritzte, niemand verstand ein Wort. Herr Schmidt zeigte sich in einem verbissenen, verzweifelten Eifer mit zwei Eimer Wasser. Burre riß sie ihm aus der Hand, als Schmidt Miene machte, sie in der entgegengesetzten Richtung zu entleeren.

Allmählich wurde Ordnung. Es war alles halb so schlimm. In einer Ecke hatte plötzlich das Stroh angefangen zu glimmen. Wein, geraucht hatte bestimmt niemand, versicherten die Münchener und die Sportler, die hier untergebracht waren, eifrig. Ganz ausgeschlossen. Vom Qualm war einer noch geworden und hatte gebrüllt, dann hatten alle gebrüllt und waren schnell lebendig geworden, als das Glimmen in der Ecke rot und drohend herüberleuchtete.

„Vielleicht Brandstiftung," warf Richter sachverständig ein. Durch die weitgeöffneten Scheiben zogen langsam und schwer die Qualmwolken ab.

„Selber Brandstiftung," wies ihn ein Münchener zurück. „Wer soll denn hier brandstiften, wo wir zu einem Dutzend hier herumliegen?"

„Alles schon dagewesen," behauptete Richter seinen Standpunkt. „Wenn das erst mal geflackert hätte, blieb vom Touristenhaus und vom Hotel nichts mehr übrig."

Herr Schmidt sagte schwitzend und atemlos: „Ich danke Ihnen, meine Herren, es wäre wirklich furchtbar geworden!"

Die Ansichten Brandstiftung und Fahrlässigkeit standen sich gegenüber. Nachdem die Gefahr so schnell beseitigt war, tat sich jeder mit früheren Feuererlebnissen wichtig. Einer war dabei gewesen, als in den Alpen eine Schutzhütte in dreitausend Meter Höhe abbrannte. Ein anderer hatte den Brand eines Schiffes erlebt. Fünfhundert Menschen in Lebensgefahr . . . Das war eine Sache. Ich sprang als einer der der letzten ins Meer . . . Niemand hörte zu. Burre und ein Münchener schleuderten eben den stinkenden verbrannten Strohrest durch das Fenster ins Freie. Sämtliche Gäste des Hotels schienen dort versammelt zu sein. Der Herr, der einmal als letzter ins Meer gesprungen war, fand draußen aufnahmebereite Zuhörer. Niemand wußte so richtig, was eigentlich geschehen war. In wenigen Minuten war alles zu Ende gegangen, Feuerruf und Rettung waren unwahrscheinlich schnell hintereinander gefolgt.

Der Nebel drang durch die Kleider. Alle hatten das Bedürfnis, noch beisammen zu bleiben. Die Gefahr, der sie eben entronnen waren, verband und lockerte die Menschen auf. Koffer und Rucksäcke wurden wieder hineingetragen. Man drängte sich um die Tische und rief nach Kaffee und Schnäpsen. Man lachte schon wieder, die Gefahr war ja vorüber. Die sich mit Mänteln über dem Schlafanzug, mit Rucksäcken und Koffern blitschnell gerettet hatten, lachten am lautesten und wußten eine Menge von mutigen Erlebnissen auszubreiten.

Burre stand schwarz und schmierig unter der Haustür. Richter versuchte immer wieder vergeblich, Burre in den Saal zu bringen. Aber der schüttelte nur immer den Kopf und starrte in den quirlenden, treibenden Nebel. Das ganze Hotel schien in einem ungeheuren See zu schwimmen.

Jasper hatte die Hände in den Taschen. Als der Feuerruf gekommen war, war eine unbändige Lust an Leben, eine alles überrennende Kraft in ihm wie eine Flamme aufgestanden. Jetzt kam das Befreiende, der Kampf auf Leben und Tod. Wände hätte er einreißen können und Mauern abtragen, dann mußte ja alles leichter werden. Statt dessen schleppte er einen Tisch ins Freie und drei oder vier Strohsäcke mit Decken. Nicht einmal eine lodernde, gefräßige Flamme galt es niederzuschlagen, nur so eine schwelende, gelbe, giftige Glut. Hole der Teufel dieses ganze Dasein. Die Spannung hockte auf allen Gedanken und prinkte höhnisch aus dem wirbelnden Nebel heraus.

„Hem," hustete Burre zurückkehrend. Und noch einmal „hem". Ganz laut und drohend. „So geht das nicht mehr weiter," knurrte er gereizt und dunkel. Aber Jasper verstand ihn, als habe er selber diese Feststellung ausgesprochen. In einer halb verdunkelten Ecke leerten sie eine gute Flasche Wein und gleich hinterher noch eine. Schiet auf den Nebel. Schiet auf das Feuer. Es war alles einerlei. Der Wein machte die Gedanken leichter und zerfetzte die klirrende, unnachgiebige Spannung.

„. . . Ich mit einem lauten Schrei durch das Fenster. Der Mann fährt herum und ich . . ." Der Erzähler ist atemlos und begeistert von seiner eigenen Tapferkeit. Staunend und bewundernd hängen ein paar Dutzend an seinen Lippen. Richter irrt unzufrieden und traurig im großen Saal umher und findet Jasper nicht mehr. „Und es war doch Brandstiftung. Er hatte eine gefüllte Streichholzschachtel unter dem Fenster gefunden. Kein Mensch hat ein Auge für Indizien."

Ganz in der Frühe am nächsten Morgen setzt Richter durch, daß der Landjäger telephonisch herangeholt wird. Unverdrossen trotz aller Rückschläge und Ablehnungen begründet Richter seine Theorie und findet Anhänger, weil jede Theorie schließlich irgendwo verankert werden kann. Richter wird für seinen Roman psychologische Motive von Brandstiftern sammeln. Ein Versicherungsmann hat doch eine Fülle von Material. Brandstiftung. Es kann für diese Tat nur Todesstrafe geben. Er verrennt sich immer mehr in seine Ansichten, und als der Landjäger gegen Mittag endlich erscheint, überfällt er ihn mit einem fertigen Indiziengebäude. Auch der Landjäger, ein biederer und gründlicher Beamter, kann sich der Wucht der Angaben nicht verschließen.

Zuletzt findet auch Jasper, daß eigentlich Richter gar nicht so unrecht hat. Zorn und Enttäuschung trüben seinen Blick. Da steht der Landjäger, ein Wort, und alle Zweifel werden gelöst. Das Geheimnis verschwindet. Ina wird von einem Spuk befreit und ist ihm, Jasper, nachher vielleicht noch dankbar.

Nawohl, nickt er sich selber zu. Der Kopf schmerzt ihm noch von dem Wein. Es muß einmal Ordnung gemacht werden. Die Fäden entwirren sich noch ehe er ein Wort gesagt hat . . .

Der Landjäger sieht ihn überrascht und unglaubig an, als Jasper seinen Verdacht äußert. „Nawohl," last Jasper blind und taub gegen sein Gewissen, „ich habe den und den Verdacht, und zwar aus diesen Gründen."

Richter gerät fast in Verzückung. Mit einem Schlag ist er mitten in das Herz dieser ganzen Geheimnisträmerei hineingerissen. Wild, verwahrlost, einsame Hütte, unheimlicher Mann. Wer zweifelt noch an seine Ansichten. Niemand. Sofort nachsehen, ehe der Vogel ausfliegt. Brandstiftung und in der allgemeinen Verwirrung alles plündern. Ganz eindeutig und fast plump ist dieses Verbrechen ausgedacht. Glücklicher Zufall, daß alles in letzter Minute vereitelt wurde.

Nein, Burre lieber nicht verständigen. Burre ist geborener Skeptiker, aber hinterher diesem Klugen, beherzten Kapitän eins auswischen.

Sie fahren zu dritt durch den Wald. Wenn der Vogel nur nicht schon davon ist, denkt Richter. Jasper ist eiskalt und gefaßt: jetzt wird sich alles finden. An Ina darf er nicht denken, ein bißchen schmeckt das alles doch wie Mißtrauen oder Verrat.

Der Nebel hat sich heute morgen wieder verzogen, eine schneidend kalte Luft ist über die Niederungen in die Täler. Nur Richter scheint warm und gut aufgelegt zu sein. Seine Theorie. Nur ein einziges Detail entscheidet oft über Tat und Täter.

Stammend und etwas unsicher versucht der Landjäger, Richters Darstellungen zu folgen. Einmal wendet er sich zu Jasper um und sagt: „Ich kann mir das mit dem Häuschen nicht noch nicht richtig denken und daß da jemand jetzt mitten im Winter drin wohnen sollte. Vielleicht haben Sie sich geirrt. Jeder Mensch kann sich doch einmal irren."

Jasper hat sich leider nicht geirrt und betont das Wörtchen leider so eindringlich, daß sich der Beamte wundert. Richter glaubt auch nicht, daß Jasper sich geirrt haben kann; man sieht doch, was man sieht. Natürlich hat Ina mit der Sache zu tun. Nicht mit der Brandstiftung, da liegt ein Gebirge dazwischen, aber mit dem Häuschen und dem sonderbaren Onkel darin. Na, das werden wir ja gleich sehen . . . (Forts. folgt)

Ein Reitergeneral erobert die Luft

Das Lebenswerk des Grafen Zeppelin

Durch Hohn und Not zum Sieg

Von Erich Musch-Osten

Durch die Katastrophe von Lakehurst wurde des deutschen Volkes stolzes Luftschiff LZ. 129 „Hindenburg" vernichtet. Nachdem der Luftriese schon so oft ruhig und sicher den Ozean in regelmäßigem Verkehr überquert hatte, hätte niemand mehr an ein solches Unglück geglaubt. Aber wenn wir nun auch — und mit uns die ganze Welt — um den großen Verlust trauern, so mag uns doch der Lebenskampf des Grafen Zeppelin um das Luftschiff Ermutigung genug sein, mit unverbrüchlichem Glauben an der Idee der Luftschiffahrt weiterzuarbeiten. Wie erst durch die Katastrophe von Echterdingen das ganze deutsche Volk sich hinter seinen Grafen Zeppelin stellte, so wird auch der dunkle Tag von Lakehurst die Anstrengungen und den Eifer um das große Friedenswerk der Luftschiffahrt nur verdoppeln und bis zum Letzten anspornen.

Weder die Steinschwelle der Kriegsschule in dem etwas verschlafenen Städtchen Ludwigsburg bei Stuttgart schritt Ende Oktober des Jahres 1854 ein schlanker, gebräunter Jüngling mit strahlenden blauen Augen, der es sich in den Kopf gesetzt hatte, ein tüchtiger Soldat zu werden.

Er hat auch später alles erreicht, was er sich vorgenommen hatte. Im Jahre 1870 zeichnete er sich durch eine verwegene Heldentat aus, von der damals ganz Deutschland sprach. Später brachte er es bis zum Range eines Reitergenerals.

Und doch sollte der Jüngling, der 1854 die Kriegsschule in Ludwigsburg bezog, nicht ahnen, daß ihn das Schicksal zu einer Mission und zu einem Werk ausersehen hatte, das völlig außerhalb seines soldatischen Meiererlebens lag. Vielleicht hätte er dieses gewaltige Werk, das seinen Namen in der ganzen Welt berühmt machen sollte, aber niemals durchführen können, wenn nicht in ihm der draufgängerische Reitergeist eines Ziethen immer wach gewesen wäre.

Der 16jährige Kriegsschüler, der 1854 in Ludwigsburg seinen Einzug hielt, war Ferdinand Graf Zeppelin, der Sproß eines alten deutschen Geschlechts, das Jahrhunderte hindurch im Norden Deutschlands seßhaft war, von dem sich ein Zweig dann aber in der Gegend des Bodensees niedergelassen hatte. Aus diesem Zweig stammte der Kriegsschüler Ferdinand.

Vom Bodensee in die Prärien Nordamerikas

Vier Jahre später, im ausklingenden Jahre 1858, finden wir den nunmehr 20 Jahre alten Grafen Zeppelin als Leutnant in einem württembergischen Infanterieregiment. Kurze Zeit darauf wurde er in den Generalstab kommandiert, was ihm allerdings nicht viel Freude bereitete, weil der Dienstbetrieb dort ihn und seinesgleichen war und der junge Offizier spürte, daß die Strategie, die man dort lehrte, völlig veraltet und in einem zukünftigen Krieg kaum noch zu verwerten war.

Er erbrachte deshalb auf, als man ihm erlaubte, zu Studienzwecken die Universität Tübingen zu beziehen. Vor allem studierte er hier Maschinenbau und Chemie, zwei Wissensgebiete, deren Beherrschung ihm später von unendlich großem Nutzen sein sollte.

Aber dann zogen düstere Wolken am europäischen Himmel auf. Im Jahre 1859 kam es zum Kriege zwischen den Oesterreichern und den vereinigten Franzosen und Sardiniern. Davon wurden auch die süddeutschen Bundesstaaten betroffen, und sie setzten ihre Armeen auf den Kriegsfuß, um allen Ueberraschungen von französischer Seite gewappnet zu sein. Allerdings brauchten die süddeutschen Korps nicht in den Krieg einzugreifen. Der Friede von Villafranca beendete die Feindseligkeiten.

Bei der Mobilisierung der württembergischen Armee war Zeppelin zum Ingenieurkorps nach Ulm versetzt worden, ein Beweis dafür, wie weit seine technischen Fähigkeiten bereits gediehen waren. Die rasche Beendigung des Krieges führte allerdings dazu, daß er wieder zum Generalstab versetzt wurde, diesmal als Oberleutnant.

Leider hatte sich aber in den Geschäftsstuben des Generalstabes der Geist in der Zwischenzeit nicht verändert. Das ewige Kartenlesen nach althergebrachter Manier war nichts für den tatendurstigen jungen Offizier.

Es war kein Wunder, daß sich unter solchen Umständen die Augen des Grafen Zeppelin nach einem Punkte der Welt richteten, wo man gerade einen großen Waffengang angetreten hatte: nach Nordamerika. Dort waren im Jahre 1861 zwischen den Süd- und den Nordstaaten wegen der Sklavenfrage Feindseligkeiten ausgebrochen, die wiederholt zu blutigen Schlachten geführt hatten, ohne daß eine Entscheidung erzwungen werden konnte.

So fahren zu dritt durch den Wald. Wenn der Vogel nur nicht schon davon ist, denkt Richter. Jasper ist eiskalt und gefaßt: jetzt wird sich alles finden. An Ina darf er nicht denken, ein bißchen schmeckt das alles doch wie Mißtrauen oder Verrat.

Der Nebel hat sich heute morgen wieder verzogen, eine schneidend kalte Luft ist über die Niederungen in die Täler. Nur Richter scheint warm und gut aufgelegt zu sein. Seine Theorie. Nur ein einziges Detail entscheidet oft über Tat und Täter.

Stammend und etwas unsicher versucht der Landjäger, Richters Darstellungen zu folgen. Einmal wendet er sich zu Jasper um und sagt: „Ich kann mir das mit dem Häuschen noch nicht richtig denken und daß da jemand jetzt mitten im Winter drin wohnen sollte. Vielleicht haben Sie sich geirrt. Jeder Mensch kann sich doch einmal irren."

Jasper hat sich leider nicht geirrt und betont das Wörtchen leider so eindringlich, daß sich der Beamte wundert. Richter glaubt auch nicht, daß Jasper sich geirrt haben kann; man sieht doch, was man sieht. Natürlich hat Ina mit der Sache zu tun. Nicht mit der Brandstiftung, da liegt ein Gebirge dazwischen, aber mit dem Häuschen und dem sonderbaren Onkel darin. Na, das werden wir ja gleich sehen . . . (Forts. folgt)

Graf Zeppelin bekam einen Paß, der es ihm erlaubte, sich ungehindert bei den Armeen der Nordstaaten zu bewegen. Um zum Kriegsschauplatz zu gelangen, bedurfte es freilich noch einer längeren Dampferreise, und es gelang Zeppelin, diese Fahrt mit einem französischen Kriegsschiff, der Korvette „Fisiphone" zu machen, was eine ganz seltene Vergünstigung darstellte, zumal ja hier der Passagier sogar ein Ausländer war. Der Graf revanchierte sich für diesen Akt der Gastfreundschaft damit, daß er aus seinem Gepäck zwölf Flaschen Rheinwein ans Tageslicht brachte, die natürlich mit Wonne geleert wurden. Die fröhliche Zechgesellschaft saß bis spät in die Nacht hinein beisammen.

Schneller als der Tod geritten

Im Feldlager der Nordarmee bekam Graf Zeppelin ein eigenes Zelt zugewiesen. Die Uniform, die er aufgetrieben hatte, sah halb wirttembergisch und halb amerikanisch aus. Bald war der Graf mit den höheren Offizieren so bekannt, daß sie sich darum rissen, ihn zu einem gehörigen Schluck Whisky in ihr Zelt einzuladen.

Anfang Juli 1863 gelang es den Nordtruppen, ihren Gegnern einige vernichtende Schläge beizubringen. Endlich hatte nun Graf Zeppelin Gelegenheit, Gefechte in nächster Nähe mitzumachen. Er konnte auch an der Belagerung von Charleston teilnehmen.

Bei einem dieser Gefechte kam Graf Zeppelin von der Truppe etwas ab. Er sah plötzlich, wie einige Reiter der Südarmee auf ihn zusprengten und die Pistolen auf ihn richteten.

Graf Zeppelin als Kriegsschüler Photo: Historischer Bilderdienst

Es waren dies Leute aus der Armee des berühmten Reiterführers Stuart, der in diesem Kriege trotz der Feuerwaffen die Kavallerie zu neuer Bedeutung gebracht hatte.

Zeppelin riß seinen Gaul herum und sprengte davon. Es war ihm ja als Zuschauer überhaupt nicht erlaubt, aktiv an den Kampfhandlungen teilzunehmen. Aber das half ihm hier wenig. Die Reiter hielten ihn für einen Feind und schossen während der Verfolgung immer von neuem ihre Pistolen auf ihn ab.

Nur sein schnelles Pferd rettete den Grafen. Als die Stuart-Reiter merkten, daß der Vorsprung des Verfolgten immer größer wurde, ließen sie von ihm ab.

Zeppelin war dem fast sicheren Tode entronnen. Denn er mußte damit rechnen, daß ihn die Südstaaten-Leute erschossen oder am nächsten Baume aufgeknüpft hätten.

Aber durch die Gefahr, in der er geschwebt, war sein soldatischer Geist erwacht. Als er kurze Zeit später sah, daß der General Pleasanton keinen Offizier für eine bestimmte Aufklärungsaufgabe fand, erbot er sich selber, die Meldungsübermittlung durchzuführen.

Unbemerkt, an einem vom Feinde beherrschten Fluß zu reiten und eine günstige Uebergangsstelle auszukundschaften.

Zeppelin führte diese Aufgabe mutig und entschlossen durch und wurde nachher vom General in der herzlichsten Weise beglückwünscht. General Pleasanton versuchte den jungen deutschen Offizier zu bewegen, in den aktiven Dienst der Nordarmee einzutreten und sein Adjutant zu werden. Aber Graf Zeppelin lehnte ab. Er war hier in das fremde Land gekommen, um zu lernen. Seinen Mut und sein Können wollte er nur dem eigenen Vaterlande zur Verfügung stellen.

Als Zeppelin sah, daß die kriegerischen Ereignisse zu Ende gingen, suchte er auf Reisen dieses seltsame Land Amerika weiter zu studieren. Er kam bis nach St. Paul in Kanada und hatte dort das Glück, zum ersten Male den Aufstieg einiger Militär-Fesselballons zu erleben, ein Ereignis, das ihn tiefgründig erregte. Er ruhte nicht eher, bis man ihm erlaubt hatte, selber an einem Aufstieg teilzunehmen.

Vielleicht fiel im fernen Kanada der erste Funke in seine Seele, der dann später zündete und dazu führte, daß der Name Zeppelin für alle Zeiten mit leuchtenden Lettern in die Geschichte der Luftfahrt eingeschrieben wurde.

In das Quellgebiet des Mississippi

Der tatenfrohe Reiteroffizier, der in Zeppelin lebte, veranlaßte ihn auch, eine wissenschaftliche Expedition auszurüsten, die bis in das Quellgebiet des Mississippi vordrang. Mit vier Begleitern, darunter zwei Indianern, pürschte sich der Trupp durch die gewaltigen Urwälder. Er mußte natürlich ungewöhnliche Strapazen überwinden, um vorwärts zu kommen.

An den Niagarafällen konnte Graf Zeppelin seine Sehnsucht stillen, in welcher er schon als Knabe Meister gewesen war. Als er sah, daß die rasenden Strudel ins Wasser geworfene Holzstücke auf einen Felsen zutrieben, der mitten aus dem Wasser ragte und der einen guten Ausblick gewährten mußte, sprang er in die Fluten und konnte dabei sofort feststellen, daß auch sein Körper in enormem Tempo auf den Felsen zutrieb. Behend kletterte Zeppelin an der schroffen Wand hoch und konnte nun tatsächlich einen Ausblick genießen, der einfach zauberhaft war. Ringsum rauschten die tosenden Wasser und sprühten in allen Farben des Regenbogens . . .

Zeppelin war dem fast sicheren Tode entronnen. Denn er mußte damit rechnen, daß ihn die Südstaaten-Leute erschossen oder am nächsten Baume aufgeknüpft hätten.

Aber durch die Gefahr, in der er geschwebt, war sein soldatischer Geist erwacht. Als er kurze Zeit später sah, daß der General Pleasanton keinen Offizier für eine bestimmte Aufklärungsaufgabe fand, erbot er sich selber, die Meldungsübermittlung durchzuführen.

Unbemerkt, an einem vom Feinde beherrschten Fluß zu reiten und eine günstige Uebergangsstelle auszukundschaften.

Zeppelin führte diese Aufgabe mutig und entschlossen durch und wurde nachher vom General in der herzlichsten Weise beglückwünscht. General Pleasanton versuchte den jungen deutschen Offizier zu bewegen, in den aktiven Dienst der Nordarmee einzutreten und sein Adjutant zu werden. Aber Graf Zeppelin lehnte ab. Er war hier in das fremde Land gekommen, um zu lernen. Seinen Mut und sein Können wollte er nur dem eigenen Vaterlande zur Verfügung stellen.

Als Zeppelin sah, daß die kriegerischen Ereignisse zu Ende gingen, suchte er auf Reisen dieses seltsame Land Amerika weiter zu studieren. Er kam bis nach St. Paul in Kanada und hatte dort das Glück, zum ersten Male den Aufstieg einiger Militär-Fesselballons zu erleben, ein Ereignis, das ihn tiefgründig erregte. Er ruhte nicht eher, bis man ihm erlaubt hatte, selber an einem Aufstieg teilzunehmen.

Vielleicht fiel im fernen Kanada der erste Funke in seine Seele, der dann später zündete und dazu führte, daß der Name Zeppelin für alle Zeiten mit leuchtenden Lettern in die Geschichte der Luftfahrt eingeschrieben wurde.

In das Quellgebiet des Mississippi

Der tatenfrohe Reiteroffizier, der in Zeppelin lebte, veranlaßte ihn auch, eine wissenschaftliche Expedition auszurüsten, die bis in das Quellgebiet des Mississippi vordrang. Mit vier Begleitern, darunter zwei Indianern, pürschte sich der Trupp durch die gewaltigen Urwälder. Er mußte natürlich ungewöhnliche Strapazen überwinden, um vorwärts zu kommen.

An den Niagarafällen konnte Graf Zeppelin seine Sehnsucht stillen, in welcher er schon als Knabe Meister gewesen war. Als er sah, daß die rasenden Strudel ins Wasser geworfene Holzstücke auf einen Felsen zutrieben, der mitten aus dem Wasser ragte und der einen guten Ausblick gewährten mußte, sprang er in die Fluten und konnte dabei sofort feststellen, daß auch sein Körper in enormem Tempo auf den Felsen zutrieb. Behend kletterte Zeppelin an der schroffen Wand hoch und konnte nun tatsächlich einen Ausblick genießen, der einfach zauberhaft war. Ringsum rauschten die tosenden Wasser und sprühten in allen Farben des Regenbogens . . .

Eines Tages bekam der Graf den Befehl, die Verbindung zu den hessischen Truppen herzustellen und dann wieder zurückzukommen. Die Sonne strahlte glutheiß vom Himmel herniederr. Zeppelin preschte in scharfem Galopp an den Main. Als er anlangte, war sein Gaul völlig erschöpft. Eine Brücke gab es nicht, die nächste, die man in der Ferne erkennen konnte, war vom Gegner besetzt. Kurz entschlossen band der Graf das Pferd an einen Baum und stürzte sich in voller Uniform ins Wasser. Obwohl er ein guter Schwimmer war, kam er bald außer Atem. Die ein Bleigewicht hing der lange Schleppsäbel an ihm und die großen Kürassierstiefel, die die halben Oberschenkel bedeckten, konnten auch nicht gerade als ideale Schwimmbekleidung bezeichnet werden. Dazu kam noch, daß der Fluß Hochwasser führte und so das Schwimmen noch mehr erschwerte.

Als Graf Zeppelin etwa die Mitte des Stromes erreicht hatte, verließen ihn die Kräfte. Er spürte, wie das Wasser über ihm zusammenschlug und wie er in die Tiefe sank. Da erwachten seine Lebensgeister wieder. Er stieß sich vom Grunde ab und schoß wieder in die Höhe. Gierig atmete er die Luft ein, als er an die Oberfläche kam. Aber noch einige Male mußte er auf den Grund gehen, ehe er das jenseitige Ufer erreicht hatte.

Nachdem die Verbindung mit den Hessen aufgenommen war, ging es auf demselben feuchten Wege wieder zurück. Diesmal kam der Graf glatt hinüber.

Als dem König über die beherzte Tat Bericht erstattet wurde, verlieh er dem Grafen Zeppelin das Ritterkreuz des Militärverdienstordens.

Zeppelin machte allerdings nicht viel Aufhebens von seiner Tat. Wenn man durch die Stromschnellen der Niagarafälle geschwommen ist, weshalb soll man dann nicht auch durch den Main gelangen?! Zudem war er ja schon als Sechsjähriger im Bodensee geschwommen und hatte sich durch seine Schwimmkünste retten können, als er einmal auf dem Eise eingebrochen war.

Offizierspatrouille 1870 in Feindesland

Bei Beginn des Deutsch-Französischen Krieges marschierten die süddeutschen Korps im südlichen Teil der bayerischen Rheinpfalz auf.

Da man mit dem Feinde noch keine Fühlung hatte, wurde beschlossen, eine Offizierspatrouille zur Aufklärung nach vorn zu schicken. Die Führung der Patrouille übernahm Graf Zeppelin. Mit vier Offizieren und sieben badischen Dragonern setzte sich der Trupp im Morgengrauen am 24. Juli 1870 von Hagenbach aus auf die französische Grenze zu in Bewegung.

(Fortsetzung folgt.)

„Bring mir 'n kleinen Storch"

Adebar, seit Jahrhunderten der Freund der Menschen

Storchvater, -mutter, -schwester, -brüder . . .

Auf einem ungarischen Gut lebte einst ein zahmer Storch, der sich allmorgendlich im Frühstückszimmer einfand, um von den Kindern des Gutsbesitzers sein Futter zu erhalten. An einem schönen Augusttage machte er sich mit seinen Artgenossen auf die Reise nach Süden — und kam jahrelang nicht wieder. Die Kinder des ungarischen Magnaten wurden älter und größer, man erinnerte sich des zahmen Storches, wie man sich Episoden aus der Kindheit erzählt. Eines Frühlingsmorgens sitzt die ganze Familie am Frühstückstisch, da flaniert Adebar gravitätisch und selbstbewußt durch die auf den Garten führende Tür, schreitet zum Frühstückstisch mit einer Sicherheit, als hätte er in den letzten Wochen dieses schon immer getan, und läßt sich füttern, wie einst vor Jahren.

Eine große Anzahl von kleinen Geschichten um Freund Adebar beschreiben uns verschiedene Charakterzüge: Treue, Ortsgedächtnis, eine gewisse Intelligenz, und vor allem Freundschaft mit den Menschen. Manche Geschichte ist wohl nur gut erfunden, aber auch mancher Tatsachenbericht eines beobachtenden Zoologen gibt uns einen Einblick in das Innenleben Langbeins. Allen Geschichten — den erfundenen und wahrheitsgetreuen — ist eines gemeinsam: die Freundschaft der Menschen zum Storch.

Man kann wohl sagen, daß das Verhältnis zwischen Mensch und Storch auf Gegenseitigkeit beruht. Wenn im Frühjahr in den deutschen Dörfern die Störche wieder ankommen, herrscht helle Freude bei jung und alt. Die Kinder singen dann in vielerlei Mundarten auf der Straße:

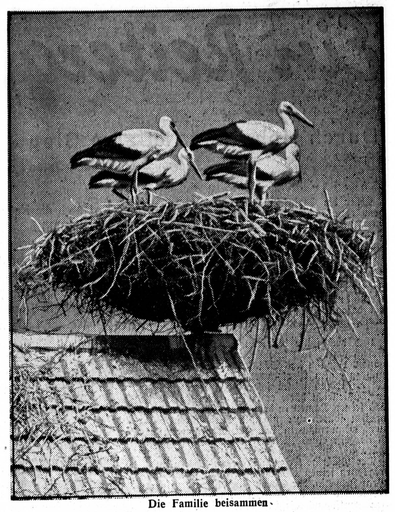
„Storch, Storch, guter, bring mir einen Bruder,
Storch, Storch, bester, bring mir 'ne kleine Schwester!"

Familienleben unter den Augen der Menschen

Eigenartigerweise suchen die Störche die Nähe des Menschen, sie wollen aus irgendeinem Grunde, zweifellos einer Gewohnheit aus vielen Jahrtausenden folgend, in unmittelbarer Nähe menschlicher Behausungen ihr Nest bauen. Ganz ohne Scheu und Schüchternheit nehmen sie einen von Menschen hergerichteten Nistplatz an. Ein Wagenrad, das waagerecht am Dach befestigt ist, oder ein unlängreiches Strauchwerkbüschel am Dachfirst wird gern als Grundlage für den Nestbau angenommen. Schnell ist darauf vom Storchenpaar das Nest aufgebaut, eins, zwei, drei, vier liegen ein paar Eier darin, die einen Monat lang von Frau Adebar bebrütet werd n. Rühren ist dann die Sorgfalt und die Liebe, mit der die Jungstörche von den Alten betreut werden. Störche sind Nesthocker, die wochenlang die elterliche Fürsorge nicht entbehren können. Unermüdlich schaffen die Alten Nahrung heran, und geradezu als Dank dafür werden die jungen Störche verhältnismäßig rasch groß. Die schöne Geschichte, daß die Eltern dann in allem die Lehrmeister ihres Storchennachwuchses sind, ist leider nur ein Märchen, denn das berühmte Vogelforscher-Ehepaar Heinroth hat an elternlos aufgezogenen Störchen die Feststellung gemacht, daß diese Störche ohne elterliche Anleitung fliegen und klappern, auf einem Bein stehen und Frösche fangen lernten. All dieses Können wird also vererbt, nicht erlernt.

Und ebenso vererbt werden all die Eigenschaften des Storches, die ihn so volkstümlich gemacht haben. Sein würdiges, gravitätisches Auftreten, seine Treue, seine Anhänglichkeit an den Wohnplatz und seine hohe Flugkunst. Es ist ja allgemein bekannt, daß Störche manchmal eine ganze Reihe von Jahren immer wieder in demselben Horst nisten. Daß sie, obwohl sie Tausende von Kilometer entfernt die Winterreise im warmen Süden verbrachten, im Frühjahr jedesmal wieder zum alten Wohnort zurückfinden.

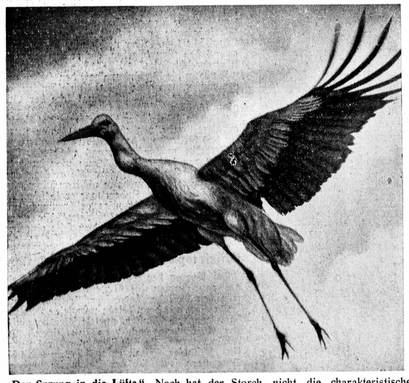
In einem Dorfe in Vorarlberg war ein Storchenweibchen mehrere Winter hindurch nicht weggezogen. Schließlich blieb sogar auch Herr Storch den Winter über in Deutschland. Mehrere Jahre verbrachten die beiden Störche den gar nicht freundlichen Winter, ohne sich auf die Reise nach dem Süden zu machen. Als durch einen bedauerlichen Zufall das Weibchen getötet wurde, stellte man fest, daß es am Flügel eine sicher schon seit Jahren vorhandene aber ausgeheilte Verletzung hatte, die es für lange Strecken flugunfähig gemacht hatte. Woher wußte die Störchin eigentlich, daß sie sich nicht auf eine lange Reise begeben konnte? Vor allem aber, auf welche Art hatte Vater Storch die Notwendigkeit eingesehen, entgegen dem Vogelinstinkt bei seiner Frau in kalten Deutschland zu bleiben? Wir wissen es nicht. Wir könnten für solch ein Verhalten wohl nur eine menschliche Erklärung und auch nur menschliche Begriffe gebrauchen.



Die Familie beisammen.

Das Geräusch des Photoverschlusses hat den Storch gestört, er wirft sich mit einem eleganten Sprung in die Luft. — In der Nähe seines Nestes ist der Storch beinahe unnatürlich zahm, im Gelände ist er vorsichtig wie jedes andere Geschöpf.

Der schwarze oder Waldstorch



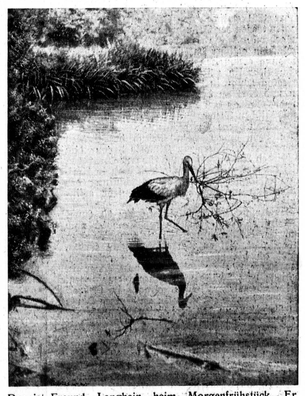
„Der Sprung in die Lüfte." Noch hat der Storch nicht die charakteristische Flughaltung mit völlig gestreckten Beinen und pfeilartig vorgerichtetem Hals

„Storchenforschung" vor 100 Jahren

Und schließlich ist es wohl wissenswert, daß die Zugvogelforschung zuallererst beim Storch begonnen hat. Bereits vor 100 Jahren beringte ein polnischer Edelmann einen Storch mit einem Fußring, der die lateinische Inschrift trug: „Haec Ciconia ex Polonia" (Dies ist ein Storch aus Polen), und hatte die Freude, im nächsten Jahr den Storch wieder zu begrüßen — an seinem Bein trug er einen zweiten Ring, der ihm viele tausend Kilometer weit in Indien geschenkt worden war: „India remittit Ciconiam Polonis" (Indien schickt den polnischen Storch zurück) war die ebenfalls lateinische Inschrift.

In vielen Dörfern bemerkt man wieder ein gewisses Ansteigen der Zahl unserer Störche, nachdem man eine Zeitlang befürchtete, daß die Störche in ihrer Zahl zurückgingen. Wir freuen uns, wenn wir sein Geklapper hören, wir sehen in ihm ein Wahrzeichen des deutschen Dorfes und den Beweis für das gute Verhältnis, das zwischen dem Tier und dem deutschen Menschen auf dem Lande herrscht. Freund Adebar, der eigentlich so stark Wildvogel mit außerordentlichen Wildvogelbegabungen ist, befreundet sich dennoch überall eng mit den Menschen, so daß er beinahe so zahm wie ein Haustier wird. Glauben auch nur die kleinen Kinder daran, daß er die schöne Aufgabe hat, Brüderchen und Schwesterchen auf die Welt zu bringen, ist er uns Großen „nur als Gast" nicht wenig lieb.

(Aufn.: 2 Eichen-, Presse-Photo-, Archiv-Zander-M.)



Das ist Freund Langbein beim Morgenfrühstück. Er fängt hier übrigens nicht Wasserfrösche, sondern Fische

Wohl dem Kinde

Die junge Mutter - Das erste Kind

Für jede Mutter ist es ein neues Wunder, wenn ein neues Leben sich vom eigenen löst. Bei der Geburt des ersten Kindes vollzieht sich wohl der intensivste Umwandlungsprozeß im Frauenbefein. Unendliche Freude zieht in das Herz jeder natürlich empfindenden Frau: Das Leben hat ein Ziel, für das sich jeder noch so hohe Einsatz lohnt.

Hilfloser ist das Neugeborene. Kein Wesen ist so hilflos wie der neugeborene Mensch. Kein Wesen bleibt so lange hilfsbedürftig wie dieser. Nur schreien kann der winzig kleine Mensch; und den Trieb zum Essen und Schlafen bringt er zunächst mit. Aus dieser Hilflosigkeit des Säuglings wächst die Sorge der Mutter, die mit der ersten Stunde des neuen Lebens beginnt.

Regelmäßig bekommt der Säugling seine Nahrung. Regelmäßig zu sein, ist die wichtigste Aufgabe der jungen Mutter. Gewöhnlich schläft das kleine Wesen ein, wenn es satt ist; hat es noch Hunger, schreit es. Um dem Kind sein rechtes Maß an Nahrung zu geben, tut man gut, es vor und nach der Mahlzeit zu wiegen.

Das allerempfindlichste Organ des Säuglings ist der Darm. Leibschmerzen sind nichts Seltenes. Das kleine Kerlchen schreit, zieht die Beinchen an und will frei werden vom Schmerz. Man kann da helfen: mit warmen Kamillentee, warmen Umschlägen oder einem Klistier. Die junge Muter muß nur beobachten, ob das Kind sich sonst normal zeigt. Hat es Fieber, oder ist es besonders matt, oder besonders verändert, dann soll man den Arzt rufen. Aber junge Mütter sind oft überängstlich und vergessen dann auch die einfachsten Störungen, wie Wärmungen und andere.

Natürlich brauchen Säuglinge eine gewisse, ständige Aufmerksamkeit. Aber damit ist nicht gesagt, daß man ununterbrochen sein Kind ansehen, umpacken, wiegen, beschäftigen soll. Das Kleinkind braucht Schlaf und Ruhe wie Essen und Trinken; niemand soll da stören. Vor jeder Mahlzeit wird der Säugling trockengelegt. Wird das Kind zwischendurch sehr unruhig, muß man nachsehen. Sonst ist es nichts Schlimmes, wenn es ein Weilchen naß liegt. Der Urin der Säuglinge hat fast gar keine Schärfe.

Manchmal liegt das Kleinkind auch in seinem Bettchen und schaut herum. Zuerst macht es auf ein Geräusch hin keine besondere Bewegung. Nach ein paar Wochen dreht es das Köpfchen danach. Jede Mutter ist dann glücklich; man weiß, die Sinnesorgane sind gesund. Ein Irrtum ist es freilich, wenn wir bei unserem Liebling das erste Lachen sehen wollen. Gewiß vergiebt der Säugling die Gesichtsmuskeln wie zum Lachen. Aber das Bewußtsein, der erfaßte Grund zum Lachen fehlt noch. Wir wissen nicht, wann uns unser Kind zuerst als etwas Besonderes spürt. Bestimmt empfindet es zuerst die Frau, die ihm alles bis jetzt Angenehme vermittelt: Nahrung, Trockenheit, Linderung kleiner Schmerzen.

Hoffen und fürchten gleichzeitig wird jede junge Mutter die Zeit des Zahnens. Meistens ist das gar nicht schlimm. Vielleicht etwas mehr Unruhe, etwas weniger Appetit. Auf jeden Fall aber ist das erste Zähnchen des ersten Sprößlings ein Familienereignis. Die Eltern sind stolz und glücklich, daß ihr Kind in seiner natürlichen Entwicklung fortschreitet.

Ueberhaupt wird ein so kleines Wesen eine Quelle lieblichster Freuden, wenn es erst Lebensäußerungen bewußter Art zu zeigen beginnt: es strengt sich an, um sich aufzusetzen; ein einziger Finger der Mutter ist dann der feste Halt im Leben. Wenn man dieses Gangeln nach dem Finger sieht, dieses Festhalten spürt, dann ist ein Geschöpfchen schaut, das schon Freude ausstrahlt, dann wird manche Mutter es empfunden haben, dieses stumme Gebet zum Herrgott: Daß mein Kind nie ohne einen Halt im Leben sein! Daß es nie verzehens eine Stütze suchen! Daß niemals die Freude am Leben aus seinem Leben schwindet! — Die ersten Laute formt unser Kleines. Immer dieselben bei demselben Empfinden, bei derselben Gelegenheit. Ein Jauchzen, ein Greinen, je nachdem Mütter lernen, diese Laute verstehen, lernen sich so verständigen mit ihrem Kind. Immer neue Wunder hat der kleine Weltbürger zu bestaunen, besonders, wenn Ende des ersten Jahres die ersten Geh- und Steherfuche einsetzen. Eine schöne und eine schwere Zeit für die junge Mutter. Man tut dann nichts mit den Gedanken bei der Sache. Zu schnell ist so ein kleines ungeschickt, bei sich gestoßen, die Fingerchen verbrannt . . . Eine Mutter hat vier Paar Augen in der Zeit und dauernd gebreitete Hände. Und doch ist es ein so wundenschöner Augenblick, wenn unser Kind, immer im Kampfe mit den Dingen, am Mutters Rock sich schutzsuchend klammert. Und wieder überkommt so oft die Mutter das Gefühl: Noch bin ich da, wenn du nicht weiter kannst . . . Aber dann später? Und wieder bitten alle guten Gedanken den Herrgott.

Das Kind kann jetzt auch schon recht eindringlich seine Wünsche äußern und damit beginnen die ersten Erziehungsversuche. Und die Zeit der Hauptgefahr ist da, dem Kinde, diesem reizenden, sonnigen Lebewesen zu sehr — nachzugeben. Manchmal tut es weh, nein zu sagen. Aber das Leben sagt so bitter oft: Nein! Neben allem Idealismus hockt die harte Wirklichkeit. Wir haben unser Kind lieb, und nur mit der echten Innigkeit lieb, wenn wir ins Leben schauen, wie es ist, nicht wie wir es für unser Kind erträumen möchten.

Ein bewußtes Menschlein mit eigenem Willen steht vor der stolz-glücklichen Mutter . . . und — — die Sorgen und Mühen fangen erst richtig an. Wir Mütter dürfen es niemals vergessen: auch das Kind kämpft seinen Kampf schon mit dem Leben. Die Kleine sind da; gute und schlechte. Wenn das Gute zur Blüte kommen soll, müssen wir früh anfangen zu beobachten, zu stützen und zu entfernen. So manches Aeußer aber wird anerzogen, wenn das reizende Kleinkind — Herr im Hause ist. Davor sollten sich junge Mütter hüten. M. S.

Eßt Meerrettich!

In Oesterreich erhält man als Beilage zu Fleisch oder Würstchen vielfach deutschen Meerrettich — auch „Kren" genannt — aus Baiersdorf in Franken. In Deutschland selbst doch weiß man schon 100 Klm. nördlich von Baiersdorf nichts Rechtes mehr mit ihm anzufangen. Viele Hausfrauen kennen ihn zwar, weiden ihn aber wegen seiner eigenartigen Schärfe. Diese läßt sich jedoch mildern. Infolge seines Reichtums an verschiedenen Vitaminen ist der Meerrettich sehr gesund. Für manche Leiden, z. B. für Magen- und Gallenleiden, wird er als Heilmittel verwendet.

Neuerdings kommt der Meerrettich auch in kleinen Gläsern mit Schraubdeckeln (enthaltend 60 bzw. 120 Gramm) in den Handel, so daß jederzeit die Möglichkeit gegeben ist — da derselbe fertig zum Gebrauch ist —, ihn zu den verschiedensten Gerichten zu verwenden. Es wird sicherlich von den Hausfrauen sehr begrüßt werden, daß der Meerrettich geriebenen in den Handel kommt, fällt dadurch doch für sie eine sehr unangenehme tränenreiche Arbeit fort. In Zukunft sollte daher jede Hausfrau zu ihren Vorräten auch einige Gläser Meerrettich zählen, damit derselbe immer zur Hand ist.

Meerrettich läßt sich vielgestaltig zu Tisch bringen wie die folgenden Rezepte beweisen:

Meerrettich roh als Beilage zu Fleisch und Wurst wird fein geriebon (möglichst am offenen Fenster!), mit ein wenig Zucker und Essig vermengt, in ein Glas gefüllt und wie Mostrich (Senf) verwendet.

Meerrettichsauce verdickt als Gemüse: Fein geriebon, in Butter gedünstet, Semmelmehl darangeschüttet, mit Fleischbrühe übergossen und schließlich mit etwas Zucker, Salz und Muskatnuß abgeschmeckt.

Meerrettichsauce andere Art: Fein geriebon, mit kochender Fleischbrühe (Wasser tut es auch) übergossen und in eine helle Mehlschwitze gegeben, die mit etwas Milch aufgegossen wurde. Mit Zucker, Salz, Essig und Muskatnuß gewürzt.

Meerrettich mit Semmel: Eine Semmel wird aufgeweicht, durchgedrückt und mit geriebenem Meerrettich vermengt. Dann mit Salz, Zucker, etwas Essig und Suppenwürzen gewürzt.

Hete-Ursel Hild.

Jung bleiben

Niemand gibt gerne zu, alt zu sein, jeder versucht sich auf seine Art herauszureden und beteuert auf irgendwelche Weise seine noch vorhandene Jugend. Ganz Schlaue tolerieren gar zwar mit ihrem Alter, aber nur um das Gegenteil recht deutlich herauszustreichen. Die Allgemeinheit hat auf die Frage „Wann ist man alt?" vielerlei gültige Antworten gefunden: da werden als erste Anzeichen des Alterns die ersten grauen Haare, die ersten Falten (Krähenfüße), der erste Zipperleinanfall hervorgehoben; Hans Jobst meint, der erste kariöse Backenzahn, der heraus müsse" so um die 40 sei ein untrügliches Zeichen, und so ließen sich noch viele körperliche Merkmale des anfangenden Verfalls finden. —

Aber warum wird die Frage überhaupt erstens zunächst aufs Körperliche angewendet? Ist es nicht die Seele, die den Körper beherrscht und erhält, und sollte nicht sie allein auch in dieser Hinsicht den Ausschlag geben? Und so möchte ich die Frage nur unter diesem Gesichtspunkt beantworten. Und da zeigt sich die Tatsache, kein körperlicher Defekt kann die Seele, also den eigentlichen Menschen alt machen, der in sich genügend Abwehrkräfte gegen dieses Uebel besitzt. Jung sein, jung bleiben beruht nicht auf einem Zaubermittel der Natur oder der Chemie, jeder Mensch kann sich den Bronnen selbst erschließen. An dem Tag, an dem ich aufhören werde, voll Hoffnung, Erwartung, Zuversicht in die Zukunft zu schauen, an dem Tag fängt das Alter an. Die Jugend plant, hofft unbeirrt von allen Rücksichten immer wieder aufs Neue, das Vergangene ist vorbei, ist abgetan, bleibt überwunden, der Blick ist in die Zukunft und nicht in die Vergangenheit gerichtet. Suche ich mir meine Freuden an dem, was war und nicht was werden wird, denke ich an getane Arbeit und nicht an zu leistende, erhebe ich mich am errungenen Sieg und plane nicht noch größere und bessere Leistungen, so stehe ich am Wendepunkt meines Lebens!

Liegen nicht Zeiten schwerster Mutlosigkeit, Verzagtheit und Hoffnungslosigkeit hinter uns, in der auch die Jugend an seine Zukunft mehr zu glauben wagte? Aber diese Alterserscheinungen, diese Zeichen eines Verfalls konnten nur mit aller Jugendkraft und mit allem Jugendwillen jedes Einzelnen erfolgreich überwunden werden. Wo ein Wille, da ist auch ein Weg. Und viele unter uns haben diesen Weg gefunden und mit unerschütterlichem Glauben schon sie nicht nur zu ihrer eigenen Zukunft, sondern zu Deutschlands Zukunft. Wer einen Weg sucht, braucht einen Führer, und auch den haben die vielen, vielen gefunden. Und nur an uns liegt es, zu ihm zu stehen in Treue und unbeugsamer Hoffnung. Und packt uns die Altersschwäche der Mutlosigkeit oder nennen wir sie sogar bescheidener Weise eigene Unzulänglichkeiten, uns selbst zu betrügen, so gedenke ich allen Vergagten am eigenen Können diesen Trost verraten: Können wir uns für das große Werk, das vollbracht werden muß, selbst nur Wenigstes leisten, in einem können wir dem größten Führer unserer Zeit gleich sein, im unerschütterlichen Glauben an die Zukunft.

H. Koelle

Farbenfrohe Sommermode

Buntgeblümte, zarte, duftige Sommerkleider — an sie verlieren wir in jedem Jahr von neuem unser Herz. In unabsehbarer Fülle wartet farbenfroh bedruckte Seide, Kunstseide, Georgette, Musseline und als neuester Mode-Einfall — Pikee und Leinen darauf, ihren Trägerinnen sommerliche Fröhlichkeit zu geben. Mit wenig Zeit und Mühe lassen sich die hier gezeigten Modelle nacharbeiten.

K 32664 K 32677 K 32681 K 32670 M 32686

K 32664. An diesem Jäckchenkleid gefällt die schmale Blendenbordarbung in abstechender Farbe. Bunte Beyer-Schnitte für 96, 104, 112 cm Oberw.

K 32677. Ein weißer Pikeekragen und Aufschläge aus gleichem Material beleben das schlichte Sommerkleid. Bunte B.-Schn. für 100, 112 cm Obw.

K 32681. Elegantes Nachmittagskleid mit Raglanärmeln, miederartig ausfletzender Rockform und Jabot. Bunte Beyer-Schnitte f. 96, 104 cm Oberw.

K 32670. Schlichtes, jugendliches Kleid aus buntbedruckter Kunstseide. Neuartig ist die Ausschnittlösung. Bunte Beyer-Schnitte für 84, 92, 100 cm Oberweite.

M 32686. Die Sommermode bringt uns in diesem Jahr den kleidlangen, taillierten Mantel. Bunte Beyer-Schnitte für 96, 104 und 112 cm Oberweite erhältlich.

K 32682. Ein Kleid für die Vollschlanken mit dazugehöriger dreiviertellanger, ärmelloser Jacke. Bunte Beyer-Schnitte für 96, 104 u. 112 cm Oberweite erhältlich.

K 32665. Ein sportliches Modell aus Streifenstoff, das die Wirkung des Musters gut zur Geltung bringt. Bunte Beyer-Schnitte für 84, 92 und 100 cm Oberweite.

K 32671. Sommerliches Kleid mit kurzem Faltenschößchen und Puffärmeln. Bunte Beyer-Schnitte sind für 88 und 96 cm Oberweite erhältlich.

K 32682 K 32665 K 32671

Modelle: Indanthren-Haus-Modellamt.
Zeichnung: Ilse Frieß.

Kombinierte Wohnräume

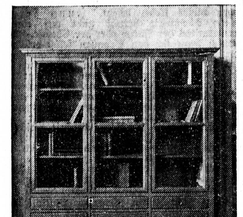
Viele Menschen sitzen in ihrer Geldknappheit wie in einer Falle. Der äußere Zuschnitt ihres Lebens, aus besseren Zeiten stammend und nicht mehr tragbar, beraubt sie ihrer Freiheit.

Nie sollte man es soweit kommen lassen. In guten Zeiten dürfen wir nicht die Möglichkeit einer Umstellung aus den Augen verlieren, wie schnell können sich wirtschaftliche Verhältnisse grundlegend verändern!

Die stärkste Fessel ist meistens die Wohnung. Natürlich ist es begreiflich, wenn eine Familie aus Gründen der Repräsentation nicht auf ein Empfangszimmer verzichten will. Da muß man die Kunst verstehen, sich seine Wohnung vielfältig nutzbringend einzurichten.

Kombinierte Zimmer sind eine gute Lösung

Jeder Hausstand muß selbst wissen, welche Zimmer für ihn unentbehrlich sind. Das Wohnungsschema, sowohl in der Anzahl als auch in der Anordnung der Zimmer, ist überlebt. Individuell löst jeder das Problem seiner Wohnungsgestaltung.



Eichener Bücherschrank
Die Verwendung reicher Profile ist durch die ruhige Struktur des Eichenholzes gegeben.
Entwurf Prof. K. Nothelfer / (Deike M)

Die Wohnung ohne Schlafzimmer

wird vielen besonders günstig erscheinen. Wenn man nur über zwei oder drei Zimmer verfügt, kann eines davon nicht den ganzen Tag über unbenutzt stehen. Die Couch, das Bettsofa, das Klappbett, je nach Geschmack, verwandelt jedes Schlafzimmer in einen neutralen Wohnraum, der vielen Zwecken dienen kann, die dem Schlafzimmer nicht zukommen können. Man gewinnt so ein zweites Wohnzimmer, das offiziellen Charakter haben kann als das intimere erste. Man kann einen beruflich verwendbaren Raum schaffen, eine Schneiderwerkstatt, einen Warteraum, ein Nähzimmer, ein kleines Büro.

Das Herrenzimmer ist überflüssig

Zwei Möbel, die der Hausherr braucht, der Schreibtisch und der Bücherschrank, im Wohnzimmer aufgestellt, ersetzen es. Das gemütliche Wohnzimmer wird in seinem Charakter nicht entstellt, wenn an günstigem Platze, am Fenster oder an der Wand, ein Schreibtisch steht. Der Bücherschrank, nicht mehr altarartig und kolossal, sondern schlicht und praktisch, ordnet sich ebenfalls sehr gut dem ganzen Zimmer ein. Jetzt braucht der Mann nicht mehr einsam in der Verbannung in seinem „Herrenzimmer" zu sitzen, wenn er ganz harmlos die Zeitung liest oder Geburtstagskarten schreibt. Er hört auf sich zu isolieren, da die wirtschaftlichen Verhältnisse ihn zwingen, sich freundschaftlich neben seine Frau zu setzen, die ihn durch weise Zurückhaltung nicht aus seiner Konzentration herausjagen wird.

Der durchdachte Wohnraum

Im Falle einer ganz starken Zusammenlegung der Räume muß der Wohnraum, um ihm seine Schönheit und Repräsentationsfähigkeit zu wahren, sehr durchdacht und sehr sorgfältig gestaltet sein. Die Nähecke der Hausfrau darf nicht länger ein intimes Wirrwarr aufzeigen. Wenn die Hausfrau beruhigt arbeiten will, auch wenn sie mit der Möglichkeit plötzlichen Besuches rechnen muß, muß ihr Arbeitsplatz jene weise Voreinteilung haben, die eine Ordnung in voller Betriebsamkeit gewährleistet. Behälter — sie können einfachster Art sein — für Flick- und Näharbeiten sind notwendig, ein Korb extra für Strümpfe, ein durchdachter Nähtisch. Ebenso überlegt müßten die übrigen Teile des Tagesraumes einer Familie sein. Wohin kommen Zeitungen, gelesene und ungelesene? Ist das Radiozubehör sinnvoll und ungefährdet untergebracht? Liegt oder steht wirklich nichts herum, was einen verschlossenen Platz erhalten könnte?

Kombinierte Wohnräume sind ein vorzüglicher Ausweg aus beschränkten Verhältnissen. Sie geben der Familie die ruhige Gewißheit, daß ihre Wohnung ihnen alles gibt, was sie brauchen, auch wenn sie nicht über ihre Verhältnisse wohnen.

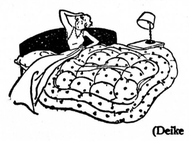
Ilse Deike.

Praktische Winke

Die Hausmachersteppdecke

Jeder weiß, wie wohlig warm, leicht und gesundheitsfördernd (weil nicht von der Luft so abgeschlossen, wie beim Federbett) man unter einer guten Steppdecke gebettet ist. Leider sind die weichen, schmiegsamen Wolldecken sehr teuer, so daß nicht jeder eine solche anschaffen kann. Man kann sich nun diese mit Wolle gefüllten Steppdecken mit ein wenig Sinn für eigengearbeitete Sachen auch selbst anfertigen. In den Wollspinnereien, die es ja wohl überall gibt, kauft man die Wolle deutscher Schafe verhältnismäßig billig — das Pfund kostet 2 bis 2,50 RM. Die Wolle, die von Schafzüchtern und Bauern in die Spinnereien gegeben wird, rollt man den Wollhallen (man verlangt ungeölte Wolle) behutsam auf und legt die dünnen Wollschichten in der nötigen Größe fünf- bis sechsmal aufeinander, drückt hier und da etwas kräftig darauf, so daß diese Schichten nicht mehr aufgehen, und die ganze Wolle wird erstens mit der Schutzhülle, die nachher an der offenen Seite mit leichten Stichen zugenäht wird, und zweitens mit dem Bezug überzogen, der dann, genau wie ein Bettbezug, zugeknöpft wird. Zur Befestigung der Wolle näht man mit Stopfnadel und starker Baumwolle in schöner Reihenfolge und gleichmäßiger Entfernung einzelne Stiche durch, die jeder für sich, auf einer Seite fest verknotet werden. Eine solche Decke läßt sich leicht waschen; die Wolle kann gelegentlich in der Spinnerei wieder neu ausgekämmt werden.

Hilde Heller.



(Deike M)

Eine neue praktische Deckensteckdose

Bisher war es üblich, in einem Neubau die Deckenanschlüsse so auszubilden, daß aus der Zimmerdecke zwei oder drei Leitungsenden herausragten, daneben war der Aufhängestahen für die Lampe eingeschraubt. (Abbildung 1.) Diese freistehenden Leitungsenden bedeuteten immer Kurzschlußgefahr. Wenn in dem Zimmer aus formalen oder anderen Gründen an der betreffenden Stelle keine Hängelampe angebracht wurde, so war das aus Drahtenden bestehende Deckenmittelstück bestimmt keine Zierde.

Die neue Deckensteckdose schafft Besserung. (Abbildung 2.) Die freien Leitungsdrähte werden mit Hilfe von Klemmen an die Deckensteckdose angeschlossen und diese mit drei langen Holzschrauben an der Decke befestigt. Diese

(Deike M)

Deckensteckdose bleibt ein für allemal an der Decke. Die Lampe wird nun an dem Baldachin samt ihren Leitungsdrähten auf einfache Weise befestigt. Der Baldachin enthält die der Steckdose entsprechenden Stecker und ist mit der Steckdose durch einen einfachen Druck mittels einer federnden Verriegelung fest zu verbinden, wobei gleichzeitig die Stecker den Stromanschluß herstellen. Baldachin und Steckdose sind aus stabilem Preßstoff und können auch schwere Beleuchtungskörper tragen, der Preis beträgt nur wenig mehr als zwei Mark.

Baugilde.

Bei uns zu Hause

(Deike M)

So verärgert und unzulänglich ist er noch nie heimgekommen! Die Gabel knirscht ordentlich widerwillig auf dem Teller, als er im Essen herumstochert. Wird irgend etwas Zähes, Mißratenes sein! Mitnichten! Sie schwimmt nun gerade in Glückssphären, heute ist alles so flott von der Hand gegangen! Aus Reis, billigem, unpolierten, sind prächtige lockere Bratlinge entstanden, eine lachsrote anregende Tomatensauce hat sich darüber ergossen, der nur wenige getrocknete Pilze einen kostspieligen Geschmack verliehen haben. Und obwohl die kratzende Gabel immer noch Böses finden will, legt sich mit dem Reis, der im Magen behutsam weiterquillt, jegliche Gereiztheit. Wie friedlich tickt die Uhr! Kind, ich bin satt, nein, danke, jetzt wirklich danke. Und steht auf, und reckt sich, und lächelt wieder.

Fußbodenpflege am laufenden Band

(Deike M)

Der neue Rollapparat besorgt das Einwachsen und Polieren des Fußbodens wirklich am laufenden Band. Er verteilt das Bohnerwachs auf dem Fußboden und reibt es in das Holz ein, er poliert hernach die Fläche, ohne daß man ein Bohnertuch benutzen oder an dem Apparat eine mühevolle Auswechselung vornehmen müßte. Der Stielapparat trägt auf zwei Walzen ein drei Meter langes, breites Band aus Moltonstoff, das über eine weiche, mit Schwammgummi gepolsterte Fläche läuft. Fährt man mit dieser Fläche leicht über das auf dem Boden verstreute Bohnerwachs, so verteilt man es und reibt es gleichmäßig in das Holz ein. Durch Drehen an einer von den Scheiben, in denen die Walzen laufen, rollt sich das Tuchband auf der einen Walze ab und auf der anderen automatisch auf, so daß man unter jeder Fläche wieder ein sauberes Stück des Tuches hat, mit dem man dann die Polierarbeit vornehmen kann. Da das Tuch eine Länge von drei Metern hat, und da man es mit leichter Mühe, wenn die drei Meter verschmutzt sind, ab- und aufrollen kann, um es auf der anderen Seite zu benutzen, hat man sechs Meter laufendes Poliertuch zur Verfügung, bevor man es waschen muß. Die großen Vorzüge dieses Apparates liegen einmal in der stets sauberen Putz- und Polierfläche und dann in der leichten Handhabung des Gerätes, hervorgerufen durch die weite Flächenunterlage, die an die Arbeitskraft keinerlei Ansprüche stellt.

Der große Kurfürst mietet eine Flotte

Ein tüchtiger „Generaldirektor der Marine" — Benjamin Naules gute Geschäfte mit der Kurbrandenburgischen Flotte

Es sind jetzt rund 250 Jahre her, daß der Große Kurfürst die ihm bis dahin von seinem Generaldirektor der Marine, Benjamin Raule, gegen einen monatlichen Mietzins überlassenen Kriegsschiffe käuflich erwarb. Das war, wenn man so sagen darf, der Anfang der Brandenburgischen Flotte, die später in der deutschen Kriegsmarine ihre Vollendung erhalten sollte.

Wer die stolzen Schiffe unserer Kriegsmarine in Wilhelmshaven oder auf der Kieler Förde vor Anker sieht, wird kaum auf den Gedanken kommen, daß ihre Vorläufer vor mehr als 250 Jahren aus gemieteten Fahrzeugen bestanden. So etwa 1000 Thaler war der monatliche Mietspreis für eine stolze, mit Kanonen bestückte Fregatte. Dieser Preis verdreifachte sich, sobald die Schiffe in den Kampf zogen, oder auf Kaperfahrt gingen. Für den „Schiffsverleiher", dem solche Schiffe in gelegenen Augenblicken zur Verfügung standen, konnte das unter Umständen ein gutes Geschäft werden. Ein besonders unternehmungslustiger Mann dieser Art, dem auch große Verdienste bei der Gründung der ersten brandenburgischen Flotte nicht abgesprochen werden können, war jener Benjamin Raule, dessen Name mit der deutschen Flottengeschichte eng verbunden ist. In Berlin erinnerte bis vor kurzem „Raules Hof" (die Gebäude sind dem Reichsbankneubau gewichen) an die Stätte seines Wirkens.

Prophezeiung auf Spreekähne

Der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm, entschlossen und weitblickend in seinem Handeln, gestaltete seine Residenz zum Brennpunkt der Marine- und Kolonialbestrebungen Kurbrandenburg. Hier war es, wo der Gedanke an deutsche Seegeltung zuerst Wurzeln schlug und sich bei Brandenburg in die Tat umsetzte. Die nach der Spree zu gelegenen Gebäude der Afrikanischen Kompagnie bargen schon vor 250 Jahren die Schätze der neuerworbenen Kolonien, und dicht neben der ältesten Berliner Kirche, der Dorotheenkirche, erhoben sich die Hellinge der Kurfürstlichen Schiffswerften. Richtige Seeschiffe, bestimmt, den Ozean zu überqueren, wurden hier unter Anleitung holländischer Schiffsbauer zurechtgezimmert. Eine kurbrandenburgische Flotte erschien auf dem Weltmeer, und Raule konnte, auf die Spreekähne am Fuß des Schlosses deutend, dem Kurfürsten die fast sinn prophetischen Worte entgegenrufen: „Aus diesen Kähnen wird dereinst eine deutsche Flotte erstehen!" Aber es floß noch viel Wasser die Spree hinunter, bevor günstigere Zeitläufte diesen Worten Erfüllung schaffen sollten.

Benjamin Raule, ein holländischer Reeder, handelte natürlich nicht ganz uneigennützig, als er bei Beginn des Krieges mit Schweden schnell nach Berlin reiste, um dem Kurfürsten in lebhaften Farben auszumalen, wie man zur See dem Feinde schaden könne, indem man seine Handelsschiffe abfängt. Der Kurfürst ging auf die Ideen des energischen Holländers ein, stellte Raule Kaperbriefe aus, die ihn berechtigten, französische und schwedische Schiffe als Prisen zu erklären und wegzunehmen. Bald hatte Raule ein ganzes Dutzend schwedischer Kauffahrer gekapert. Da aber der Kurfürst Verwicklungen mit anderen Staaten fürchtete, mußte bei der bedrängten Lage Brandenburgs diese Art der Kriegführung eingestellt werden. Jetzt faßte der Kurfürst den Plan, eine eigene Flotte auszuschicken, um seine Unternehmungen gegen Schweden von der See aus zu unterstützen, und da keine anderen Schiffe zur Verfügung standen, mietete der Kurfürst von Raule auf vier Monate zwei Fregatten und einige kleinere Fahrzeuge, wozu sich noch einige von der Holländischen Admiralität geliehene Schiffe gesellten.

Auf nach Guinea!

Raule hatte auch jetzt Glück. Mit den Fregatten „Berlin" und „Spanien" gelang es ihm bei der Seeschlacht von Bornholm, also im Jahre 1676 die Dänen über die Schweden siegten, zwei schwedische Kriegsschiffe zu erobern, die er mit anderen erbeuteten Handelsschiffen nach Kolberg transportierte. Raule wurde zum „Marinedirektor" ernannt und der Vertrag mit ihm erneuert. Zur Vergrößerung der Flotte wurden von Raule weitere seetüchtige Kriegsschiffe gemietet. Die brandenburgische Mietsflotte vermehrte sich auf diese Weise zusehends, und als der Kurfürst auf den Gedanken kam, überseeische Kolonien zu gründen, war es wieder Raule, der diesen Gedanken, nicht zuletzt weil er ihm Geld einbrachte, nährte. Im Jahre 1682 stach das kleine Geschwader von Glückstadt aus nach der Guineakküste in See. Die neue Einrichtung war weder eine reine Kriegs- noch eine reine Handelsmarine. Sie war gewissermaßen alles in einer Person, hatte sich für den Ueberseehandel einzusetzen, Güter und Landesprodukte heranzuschaffen und gleichzeitig die Widerstände, die sich ihr entgegenstellten, mit kriegerischen Mitteln niederzukämpfen. Sie hatte ihre eigenen Gesetze, die in einem „Seeartikulsbrief" niedergelegt waren und der das Disziplinarwesen auf den brandenburgischen Mietsschiffen in 66 Artikeln regelte.

Der Titel dieses interessanten Schriftstückes lautete: „Friderici Wilhelmi des Großen Artikulsbrief und Unterricht betreffend den Krieg zu Wasser, wornach jeder männiglich sowohl Admiral, Vizeadmiral, Capitain, Lieutenant, Schiffer, Offizier, Soldaten und gemeine Matrosen, so zu Wasser dienen, sich zu richten haben. Bei Strafen, Pön, Bußen und Flüchtigungen, so darinnen enthalten." — Bei dieser ersten brandenburgischen Afrika-Expedition wurde als Stützpunkt des neuen Kolonialbesitzes Fort Groß-Friedrichsburg an der Goldküste gegründet. Leider hatte das Unternehmen nur kurzen Bestand, da es an Geld zur Unterhaltung der Flotte fehlte und der Große Kurfürst 1688 die Augen schloß. Vorher hatte der Kurfürst noch eine reinliche Scheidung der Kriegs- und Handelsmarine angeordnet. Auch sah er ein, daß mit der bisherigen Gepflogenheit des Mietens der Kriegsschiffe auf Zeit gebrochen werden mußte. Jene Fahrzeuge, die als reine Kriegsschiffe gewertet wurden, gingen gegen eine Zahlung von über 100 000 Thaler in den festen Besitz des brandenburgischen Staates über. Sie bildeten den Grundstock der ersten deutschen Kriegsmarine.

Der Nachfolger des Kurfürsten kümmerte sich wenig um die Marine- und Kolonialpolitik. Der weitere Aufbau der Flotte geriet ins Stocken, Raule kam in den Verdacht, sich unrechtmäßig bereichert zu haben. Noch im Todesjahr des Kurfürsten wurde er als Gefangener in den Julius-turm nach Spandau gebracht, wo er bis 1702 blieb. Als man ihn nach langwierigen Verhören endlich freisprach, zog er sich verbittert nach Emden und endlich nach Wittenberge zurück, wo er 1707 starb.

Besuch bei den Stars ohne Gage

Sie staunen? Eine der Größen der Leinwand sollte keine Gagen beziehen? — Und doch ist es so. Eine der zweifellos weltbekanntesten Filmdarstellerinnen unserer Zeit, ein Star, dessen Filme in so ziemlich allen Ländern der Erde zu sehen sind, hat noch nie einen Pfennig Gage bezogen.

Auch Sie kennen übrigens diese Darstellerin und haben sich sicher schon oft über ihre lustigen Einfälle gefreut.

Wir meinen die „Micky-Maus" und ihre vielen lustigen Verwandten, eine Erfindung des amerikanischen Zeichners Walt Disney, der diesen Geschöpfen seiner Phantasie seinen Ruhm und seinen Reichtum verdankt.

Elftausend Zeichnungen für einen 7-Minuten-Film!

Ja, dieser Filmstar ohne Gage ist gleichzeitig ein Arbeitgeber großen Stiles geworden; die Zahl der Künstler, die diesen kleinen, ulkigen Vieh Arbeit und Verdienst verdanken, geht in die Hunderte. Bei den Disneyschen Schöpfungen handelt es sich um sogenannte „Zeichentrickfilme", das sind Filme, die aus einer Unzahl von einzelnen Zeichnungen bestehen, die, im Filmband aneinandergereiht, auf der Leinwand zu lustigem Leben erwachen.

Doch nur schwer wird sich der Laie eine Vorstellung davon machen können, welches unerhörte Maß an zeichnerischer Arbeit dahinsteckt in, um solch einen amüsanten Trickfilm herzustellen, der in wenigen Minuten vor unseren Augen abläuft. Denn hier muß jedes einzelne Filmbild, jede einzelne „Bewegungsphase" für sich gezeichnet werden. — Für einen Vorgang, der in einer einzigen Sekunde auf der Leinwand abrollt, werden nicht weniger als 26 einzelne Zeichnungen benötigt. Das bedeutet, daß ca. 11 000 (elftausend!) Zeichnungen angefertigt werden müssen, um einen derartigen Film von etwa sieben Minuten Vorführungsdauer herstellen zu können. —

Elftausend Zeichnungen! Welchem Zeichner wird es da nicht schon allein bei dem Gedanken an diesen Berg von Arbeit für einen kleinen Sieben-Minuten-Film ein wenig schwach, in den Knieen werden?!

Außerdem müssen sich die einzelnen Linien in den aufeinanderfolgenden Zeichnungen, außer denjenigen, die gerade einen Bewegungsvorgang bewirken sollen, haargenau decken! Fernerhin müssen die Zeichner das Zustandekommen jedes einzelnen kleinen Bewegungsvorganges vorher vorgefällig studieren, um denselben dann nach Wunsch und Bedarf natürlich darzustellen, oder ins Groteske abwandeln zu können.

Jeder Piepmatz kostet schweres Geld

Da alle Dinge, die im Film vorkommen sollen, auch in farnlichen Bildern, in denen sie sich bewegend zu erscheinen haben, diesmal mitgezeichnet werden müssen, kostet jedes Mäuschen, jedes Schweinchen, jeder böse Wolf und jeder kleine unscheinbare Piepmatz einen Haufen Geld, da er dann auch hunderte — oder gar tausende von Malen mitgezeichnet werden muß.

„Massenszenen", wie wir sie in den neueren Trickfilmen schon öfters sehen konnten, sind hier eine ganz besonders unfreundliche und kostspielige Sache. — Dieses gewaltige Maß an zeichnerischer Arbeit ist selbstverständlich von einem einzelnen Künstler niemals zu bewältigen. Der Chefzeichner gibt daher jeweils nur die „Hauptphasen" an, wie man den Anfang und das Ende jedes einzelnen Bewegungsvorganges benennt. An langen Tischen sitzen dann die Zeichner der Zwischenphasen, die in oft Monate währender Arbeit die vielen Tausende der benötigten Zwischenphasen anzufertigen haben. — Disney bedient sich übrigens für seine Filme schon seit längerer Zeit des Farbenfilms, durch welchen sich der zeichnerischen Darstellungskunst ungeahnte neue Möglichkeiten erschließen.

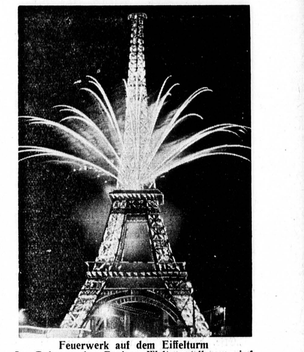
Filme, die nicht „gedreht" werden

Doch auch in vielen anderen Punkten ist der Arbeitsvorgang eines solchen Filmes besonders eigenartig und von der übrigen Filmproduktion durchaus abweichend. So wird er auch nicht im üblichen Sinne „gedreht". Die vielen Tausende von einzelnen Bildern werden nicht auf Papier, sondern auf große Celluloidbogen gezeichnet. Nach ihrer Fertigstellung wandern sie in die „Trickkamera". Ein Bild nach dem anderen wird mit dieser Hilfe auf den Filmstreifen photographiert. Ein Druck auf einen Knopf oder ein Hebeldruck, und eine Aufnahme ist aufs Filmband gemacht, das sich nach jeder Belichtung um ein Bildchen weiterschiebt und so für die nächste Aufnahme bereit ist.

Micky's geliehene Stimme

Doch die Zeichnungen sollen ja bei der Vorführung nicht nur in Bewegung geraten, sondern sie sollen auch sprechen, Geräusche machen, musizieren.

Originalaufnahmen sind natürlich nicht möglich, sondern alle Geräusche werden vom „Geräuschemacher" künstlich erzeugt. Die Sprache wird meist nur wenig angewandt, damit der Film in möglichst allen Sprachgebieten verständlich bleibt. Die Herstellung von fremdsprachlichen Versionen, wie sie beim Spielfilm üblich ist, kommt hier kaum in Frage. Die verschiedenen lustigen Tierchen können sich ja



Feuerwerk auf dem Eiffelturm
Im Rahmen der Pariser Weltausstellung wird alabendlich ein großes Feuerwerk vom Eiffelturm aus abgebrannt werden, der inmitten des Ausstellungsgeländes sich erhebt. Ein Probefeuerwerk ließ den Eiffelturm fast brennend erscheinen. (Atlantic, K.)

auch leicht mit Piepen, Quieken, Pfeifen und anderen lustigen Geiön „international verständlich" machen.

Die Vertonung dieser Trickfilme hat jedoch auch ihre ganz besonderen Schwierigkeiten. Das Geräuschemanuskript muß sowohl in Bezug auf die Musik, als auch die sonstigen Geräusche „nach Metern" geschrieben werden. Dabei muß man sich schon vorher genauestens auf das Einzelne der einzelnen Geräusche festlegen, denn würde man sich im Laufe eines solchen Filmes auch nur ganz wenige Male um jeweils nur ein einziges Bildchen irren, so würde am Schlusse des Streifens Bild- und Tonrhythmus bereits rettungslos auseinandergekommen sein.

Fast so teuer wie ein großer Spielfilm!

Die Kosten solcher Trickfilme sind im Verhältnis zu ihrer relativ kurzen Vorführungsdauer im Rahmen des Vorprogramms außerordentlich hoch zu nennen. Zwar sind hier keine kostspieligen Filmbauten nötig, auch die hohen Stargagen fallen fort, jedoch hauptsächlich die Unmenge der erforderlichen Zeichnungen verlangt so hohe Aufwendungen, daß als Herstellungsfaktoren eines solchen Trickfilmstreifens Summen bis zu 50 000 Dollars genannt werden, was einem Betrage von annähernd 200 000 RM entspricht.

H. Jnecke.

„Wir glauben an Euren Zeppelin . . ."

Rührende Zuschriften aus aller Welt an die Deutsche-Reederei — Ein kleiner Holländer leert seine Sparbüchse

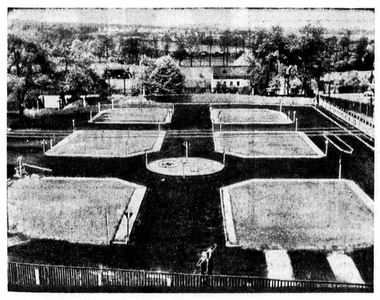
Mit uns, die aufs tiefste erschüttert waren, hielt die ganze Welt den Atem an, als die Kunde von dem Unglück in Lakehurst die Erdteile durcheilte. Diese allgemeine, herzbewegende Anteilnahme hat sich vor allem auch in einer Flut von Zuschriften, von Telegrammen, Karten, Briefen und Spenden ausgedrückt, die von überall her, vom In- und Auslande, an die Deutsche Zeppelin-Reederei in Frankfurt am Main gerichtet wurde. Dieser täglich anwachsende Stapel von Postsendungen aus allen Bevölkerungsschichten der verschiedensten Länder und Nationen drückt vielleicht besser als offizielle Beileidskundgebungen den unentwegten Glauben der Welt an den Zeppelin-Gedanken aus.

Spricht es nicht von einem ungebrochenen Vertrauen zum deutschen Luftschiffbau, wenn ein ehemaliger Passagier des „Hindenburg" aus Santos in Sao Paulo, der sich augenblicklich in Deutschland aufhält, tausend Mark spendete und in dem Begleitschreiben bemerkt, daß seine Frau und er trotz der Katastrophe mit dem Zeppelin in die Heimat zurückfahren werden? „Wir glauben an Euren Zeppelin", schreibt die Schülergemeinschaft einer Schweizer höheren Lehranstalt. „Jeder von uns Studierenden war glücklich," heißt es da weiter, „als wir den Entschluß der deutschen Regierung vernahmen, mit ungebeugter Energie an der Herstellung des neuen Zeppelins weiter zu arbeiten." In ähnlicher Weise hat die Studentenschaft der Grazer Technischen Hochschule ihr Mitgefühl bekundet. „Wir glauben an den Zeppelin-Bau. Spende für Wiederaufbau dem Kontinent überwiesen," lautet ihr Telegramm, das dieser Tage einlief.

Besonders die Jugend ist es, die, wie sich aus den Zuschriften ergibt, in spontaner Art ihre Verbundenheit mit dem deutschen Zeppelin-Bau zum Ausdruck brachte. In Holland und Oesterreich ebenso wie in den skandinavischen Ländern oder in England haben sich die Jungens und Mädels hingesetzt und ihre teilnehmenden Gefühle zu Papier gebracht. „Ich habe meine Sparbüchse mit Genehmigung meiner Eltern leeren dürfen," teilt ein kleiner Jan aus Amsterdam mit; „den Inhalt schicke ich Ihnen gleichzeitig, als Dank für den wundervollen Anblick, den mein Vater und ich hatten, als das jetzt verbrannte Luftschiff einmal unsere Stadt überflog."

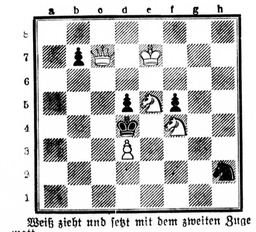
Der aus zehn Schülern bestehende Freundeskreis einer Kopenhagener Gymnasialklasse ist auf die rührende Idee verfallen, acht Tage lang alle „Kopenhagenen, wie Eis- und Obstessen, Kino-, Theater- und Konzertbesuch zu meiden." Die dadurch eingesparten Beträge werden, wie es in dem Brief heißt, „aus Begeisterung der schwerbetroffenen Luftschiffbau-Gesellschaft überwiesen." Ein Rechtsanwalt aus Wien, ein Warschauer Versicherungsbeamter, die Frau eines englischen Offiziers, ein Genfer Garageninhaber, ein Berner Tuchfabrikant — sie alle haben es sich nicht nehmen lassen, in längeren Briefen die Zeppelin-Reederei ihrer Teilnahme, aber auch ihrer unerschütterten Hoffnung zu versichern.

Zahlenmäßig nehmen natürlich die Beileids- und Glaubensbezeugungen aus dem Inland die erste Stelle ein. Hier schickt ein Lehrling von dem ersten, in seinem Leben verdienten Geld eine Mark, dort hat ein achtzigjähriger Greis zur Feder gegriffen. Betriebsgemeinschaften wetteifern darin, durch Sammlungen den Wiederaufbau am „LZ 130" vorwärtszutreiben. Schülerschaften standen dem nicht zurück. Genau so, wie im menschlichen Leben Enttäuschungen und Rückschläge zu erhöhter Arbeitsleistung anfeuern, so ist es auch hier, als ob den Zuschriften nach der Glaube an den Zeppelin-Gedanken sich vertieft hätte.



Der Verkehrsgarten
In Chemnitz hat ein NSKK.-Sturm in über 6000 Arbeitsstunden eine Anlage geschaffen, die die erste ihrer Art in Deutschland sein dürfte. Ein Garten wurde mit Straßenzügen, Kreuzungen und Uebergängen sowie mit sämtlichen Verkehrszeichen ausgestattet. Die Einrichtung, die die Verkehrssicherheit erhöhen helfen soll, dient zur Abhaltung zusätzlichen Unterrichts von Verkehrssündern, die von der Polizei bestraft worden sind. (Scherl Bilderd., K.)

Schachaufgabe



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Kontrollstellung (10). Weiß (5): Ke7; De7; Sc6 u. f4; Bb3. — Schwarz (5): Kd4; Sg2; Bb7, b5 u. f5.

Gerade und ungerade

Inge feierte Geburtstag. Es waren eine Anzahl Per[illegible]kommen versammelt. Zu vorgerückter [illegible]erbob sie ihr Glas und sagte: „Jetzt paß[illegible]mal gut auf! Wie oft immer einer von euch dieses Zimmer betreten hat, die Summe seiner Aus- und Eintritte ist stets ungerade Zahl. Du, Grete, bist zum fünften Male hier. Du bist also sinnmal hergekommen und viermal herausgegangen, die Summe ist neun. Bei euch anderen, die ihr viel öfter hier wart als Grete, ist die Summe erheblich größer, aber sie kann nur eine ungerade Zahl sein. Bei mir ist die Summe jedoch eine gerade Zahl." Im ersten Augenblick waren die Mädel verblüfft, dann dachten sie nach und — gaben Inge recht.

Silbenrätsel.

al — bob — bi — bro — e — eif — erb — fel — ge — grib — hof — holz — in — — fei — lord — lett — mail — man — na — ni — pet — re — sta — te — va — veau — weg.

Aus vorstehenden 28 Silben wolle man 14 Wörter bilden mit folgender Bedeutung:

1. Alligatorenart, 2. weiblicher Personenname, 3. reicher Mann, 4. erste Sängerin, 5. französischer Ingenieur, 6. beste Leistung beim Sport, 7. falscher Weg, 8. urkundliches Schriftstück, 9. landwirtschaftlicher Besitz, 10. Preisstand, 11. trockenes Arzneikraut, 12. andere Bezeichnung für Schmelz, 13. Schiffsbauplatz, 14. Ueberzug für Federbetten.

Hat man die Wörter richtig gebildet, ergeben diese in ihren Anfangs- und Endbuchstaben, beidemal von vorn nach hinten gelesen, ein Sprichwort.

Einsetzrätsel.

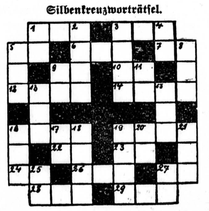
a	b	c
Bei	?	Hof
Gold	?	Furt
Stadt	?	Flutz
Fisch	?	Haut
Eis	?	Gut
Feld	?	Gut
Rund	?	Bein
Recht	?	Brett
Mond	?	Zeit

Zu den unter „a" und „c" verzeichneten einsilbigen Wörtern ist unter „b" ebenfalls ein einsilbiges Wort einzustellen, das einmal als Schlußsilbe zu den Wörtern unter „a", das andere Mal als Anfangssilbe zu den Wörtern unter „c" dient. Die Anfangsbuchstaben der zu suchenden 7 Wörter müssen ein Fest ergeben.

Scherzfrage.

Wer ist größer, Goethe oder Schiller?

Silbenkreuzworträtsel.



Die Wörter bedeuten von links nach rechts: 1. Stadt in Italien, 3. Kunstgefang, 5. Hohlmaß, 6. Mittel gegen Ungeziefer, 7. portugiesische Kolonie, 9. englisches Bier, 10. weiblicher Name, 12. weiblicher Name, 14. weiblicher Name, 16. Ständchen, 19. griechisches Evos, 22. Bezeichnung, 23. Verpackungsgewicht, 24. albanische Münzeinheit, 26. Stadt in Syrien, 27. männliches Haustier, 28. römischer Geschichtsschreiber, 29. feindlicher Mächtebund. —

Von oben nach unten: 1. Ordensbruder, 2. Tierstrauch, 3. Stadt in der Schweiz, 4. ehemalige deutsche Kolonie, 5. Gartenblume, 8. einstimmiges Lied, 9. türkischer Männername, 11. griechischer Buchstabe, 13. Elend. 15. Gemahlin des Kaisers Augustus, 16. Geliebte des Heus, 17. Roman von Emile Zola, 18. unvollendetes Drama von Schiller, 19. europäisches Reich, 20. italienische Münze, 21. griechische Göttin, 25. Düngemittel, 27. Häuslerwohnung.

Buchstabenrätsel.

a — a — b — b — e — i — l — b — t — t — w.

Jeder der vorstehenden 12 Buchstaben ist eine Silbe eines zweisilbigen Wortes (z. B. f — ee ist Klee). Es sind nun den angeführten Buchstaben demnach 6 Wörter zu bilden. Wie lauten diese?

Schachaufgabe: 1. De8—h3, Kb5×c6; 2. Dh3—b7 matt. — a) 1. . . . Kb5×c4; 2. Dh3—b3 matt. — b) 1. . . . . Kb5—e4; 2. Dh3—h3 matt.

Einsetzrätsel: Land Kreis Arzt — — Glas Ja Sprung — Streit Roß Schweif — Feld Stein Gut — Stein Brunn Text — Wand Uhr Glas — Haupt Chef Arzt — Schutz Haft Pflicht. — Kursbuch.

Telegrammrätsel: Gesamt, Meteor, Halt, Ungarn, Pflichtverein, Sockel, Michel, Heimweh, Kehraus. — Gute Erholung — Glückliche Heimkehr.

Silbenrätsel: 1. Ifis, 2. Narew, 3. Ifa, 4. Henoch, 5. Reuter, 6. Emme, 7. Marlow, 8. Hitsche, 9. Elli, 10. Ifriti, 11. Mutst, 12. Jo, 13. Schneise, 14. Termin, 15. Tolot, 16. Erding, 17. Donai, 18. Elmen. — In ihrem Heim ist jedes wahre Weib Koenigin.

Scharade: Hammerseife.

Brückenaufgabe: Bad, Ehe, Aar, Zer, Oie, Lei, Fes, See, Pik, Leo, Hof, Huf, Ale, Ger. — Der Reisekoffer.

Silbenkreuzworträtsel: Von links nach rechts: 1. Mega, 3. Kolonne, 5. Hero, 7. Mussolini, 8. Bengalese, 9. Felonie, 11. Ire, 12. Real, 15. Kamisol, 16. Toledo, 17. Dekor, 19. Anna, 21. Nevada, 23. Suaheli, 24. Matolika, 26. Trine, 27. Manen, 28. Vater. — Von oben nach unten: 1. Remus, 2. Gasolin, 3. Konifere, 4. Nebenniere, 5. Helena, 6. Rose, 10. Kokain, 11. Floide, 13. Altona, 14. Adonis, 18. Kornelia, 19. Audamanen, 20. Liane, 22. Ofen, 23. Satzi, 26. Kater.

Beruf

„Bauchredner sind Sie? — Da ist es wohl mit dem Verdienst bei Ihnen recht schlecht bestellt!"

„Ich bin sehr gut untergekommen und verdiene ganz hübsch!"

„Wo denn?"

„In 'ner Vogelhandlung! — Da helfe ich dem Mann beim Verkauf von Papageien!"

(Answers.)

★

„Mein Vater ist durch die Fehler anderer Leute reich geworden."

„Wieso?"

„Er hatte eine Radiergummifabrik!"

(Allg. Wegweiser.)

Wörtlich genommen

„Endlich, Schatzi, habe ich den Hut gefunden, den ich suche!"

„Sehr gut, ich hätte ihn dir sowieso nicht kaufen können."

Das „Jubiläum"

„Herr Klamm, heute komme ich zum fünfundzwanzigsten Male mit der Rechnung zu Ihnen!"

„Was . . . ohne Blumen!"

Kindermund

Trudchen: „Ich möchte auch einmal eine Erbtante werden wie du, Tante Selma."

Tante: „Ja, warum denn, Trudchen?"

Trudchen: „Batti sagt, die leben alle so lange."

★

Fritz hat sich eine Brille angeschafft. Neugierig fragt sein Freund Franz: „Du, Fritz, ist die Brille zum Weit- oder Kurzsehen?"

„Unsinn, Franz, die ist zum Durchsehen!"

Offenes Geheimnis

„Fichte, morgen werde ich deiner Mutter unsere heimliche Liebe gestehen!"

„Na, da wird sie sich aber freuen! Gestern sagte sie noch, daß sie schon seit Wochen darauf wartet."

Freundinnen

„Else, dein Bräutigam verwechselt ja immer mix und mich."

„Wenn schon! Dafür verwechselst deiner mich und dich."

Der Gipfel

„Sag' mal, ist dieser Klemm eigentlich ehrlich?"

„Der — und ehrlich? Dem gebe ich niemals die Hand, ohne hinterher meine Finger nachzuzählen!"

★

Wally: „Ich habe Gerhard vor drei Wochen einen Korb gegeben, und seitdem betrinkt er sich jeden Tag. Schrecklich! Nicht?"

Hilde: „Ja, er könnte doch endlich aufhören, dieses Ereignis zu feiern."

(Nachtausgabe.)

★

„Annie, kaufe mir doch, bitte, Pfefferminz."

„Magst du das denn so gern?"

„Ja, da kriegt man so schöne Luftverbesserung im Mund!"

★

„Dem Müller kann man wirklich nichts glauben. Der ißt Stein und Bein zusammen."

„Ja, ganz toll. Dem glaube ich nicht einmal das Gegenteil."

★

Das achtjährige Söhnchen des Kaufmanns Griesleck beobachtet aufmerksam, was die weiße Frau mit dem neugeborenen Schwesterchen anstellt. Jetzt hat sie es gewogen. Gleich darauf drückt die Tante ihr 18 Mark in die Hand.

„Du, Tante", sagt der Junge, „die Frau ist aber teurer mit ihren Kindern. Für ein Mädel von sechs Pfund 18 Mark — da kostet ja das Pfund drei Mark!"

Aus einem Schulaufsatzheft

„Die Pilze wachsen immer an feuchten Stellen, darum haben sie die Form eines Regenschirmes."

„Durch den Körper des Menschen geht eine Stange. Die heißt Rückgrat. Auf dem einen Ende sitzt der Kopf, auf dem anderen sitzen wir selber!"

(Die Woche.)

Der Mai ist gekommen

„Hier möchte ich ewig mit dir sitzen, Liebling!"

Wärter: „Der Park wird bei Dunkelheit geschlossen!"

„In mich hat sich mal ein Flieger verliebt!"

„Wie — gab's in deiner Jugend denn schon Flieger?"

„Stell' sofort die Kuckucksuhr ab! Gleich ist Feierabend, da will ich nichts mehr vom Geschäft hören!"

„Ich werde Ihnen helfen, meiner Tochter den Kopf zu verdrehen!"

„Ist aber nett von Ihnen, alleine schaffe ich es auch nicht!"

„Wenn ich tanze, fühle ich mich auf einer anderen Welt!"

„Die kann nicht weit sein, Sie treten von da immer auf meine Füße!"

Unter Freundinnen

Betti: „Heute vormittag habe ich meinen Mann getroffen; aber er trottete so vor sich hin und hat mich nicht gesehen."

Lilli: „Ich weiß — er hat mir's schon erzählt."

Im Zoo

Der kleine Hans kommt zum erstenmal in den Zoo und sieht dort grüne Papageien.

„Onkel", fragt er, „das sind noch unreife Vögel, nicht wahr?"

Die reine Wahrheit

„Sie haben ganz klein angefangen, wie man hört?"

„Gewiß!"

„Sehr interessant; als was, bitte?"

„Als Baby!"

Auf alles gefaßt

„Was gedenkt denn dein Sohn anzufangen, wenn das Examen vorüber ist?"

„Na, ich nehme an, er wird es noch einmal versuchen!"

(Allg. Wegweiser.)

Sein erster Gedanke

Frau Wichmann glaubte durch Belehrung mehr bei ihren Kindern zu erreichen als durch Strafen. Als Peterchen eines Tages besonders ungezogen war, sagte sie:

„Wenn du so ungezogen bist, dann machst du deine Mutter krank, und dann stirbt sie und wird auf den Friedhof gebracht!"

Peterchen streichelte seine Mutter und sagte: „Darf ich dann neben dem Kutscher sitzen?"

(Pearson's.)

Aus einem Bestellbrief

„Seit ich mich mit Ihrer Seife wasche, habe ich keine andere mehr in die Hand genommen. Bitte, schicken Sie mir postwendend noch ein Stück, das letzte ist seit vierzehn Tagen alle."

★

Junge Stadtdame: „Ist denn das nicht ungesund, wenn die Schweine so nahe bei der Wohnung sind?"

Bäuerin: „Na, bis jetzt is no koane von de Sau krank wor'n."

Noch gut abgegangen

In eine Weinstube kam ein Gast und ließ sich Wein und eine Flasche Selterwasser bringen. Beim Oeffnen der Flasche stellte er sich ungeschickt an und das Wasser schoß in einem dicken Strahl heraus und einem gegenübersitzenden Herren mitten ins Gesicht.

Der Ungeschickte zeigte sich untröstlich und entschuldigte sich unaufhörlich, bis der Herr sagte: „Jetzt rege S' Ihne nur net uff! 's sieht ja doch koi Unglück; denn ins Maul sieht mer ja nix komme." (Fliegende Blätter.)

Der kleine Fachmann

Fritzchen, Söhnchen eines Elektromonteurs, hat eine Brennessel angefaßt. Als er nach Hause kommt, sagt er zu seinem Vater: „Vati, auf der Wiese nebenan steht eine Pflanze, die kannst du mal mit Isolierband umwickeln."

(Fliegende Blätter.)

Der Plakatträger
wochentags — und am Sonntag (Söndagsn.)

Weniger Gewicht - mehr Gesundheit!

So sagt der Arzt und so denken auch moderne Frauen, die wissen, daß Körperfülle schlaff, widerstandslos und alt macht. Sorgen Sie deshalb täglich mit dem altbewährten Dr. Ernst Richters Frühstückskräutertee für Wohlbefinden und damit für alles, was Sie zur Lebensfreude brauchen: Gesunde Schlankheit und jugendliche Frische. Verlangen Sie aber ausdrücklich nur den echten

Dr. ERNST RICHTERS Frühstückskräutertee

AUCH IN TABLETTENFORM: DRIX-TABLETTEN

Kluge Frauen können wirtschaften! In Garantol halten sich Eier über ein Jahr!

Bei quälendem Husten

hilft es, der überreizten Atmungsschleimhaut damit nur Hilfe zu kommen, daß man ihr solche Hustenstiller zuführt, die sie nicht widerstandslos gegen die Giftstoffe machen und dadurch dem Reizzustand Einhalt gebieten. Sie brauchen da nicht lange Umstehen zu halten, denn „Silphoetalin" ist das, was bei chronischen Erkrankungen der Atmungsorgane, auch bei Asthma, sich vielfach bewährt hat. „Silphoetalin" ist von Professoren, Aerzten, Kranken erprobt und anerkannt. Achten Sie beim Einkauf auf den Namen „Silphoetalin" und lassen Sie keine Nachahmungen. — Packung mit 20 Tabletten „Silphoetalin" RM. 2.71 in allen Apotheken, wo nicht, dann Paxen-Apotheke, München. — Verlangen Sie von der Herstellerfirma Carl Bühler, Konstanz, kostenlose und unverbindliche Zusendung der interessanten, illustrierten Aufklärungsschrift S 305 von Dr. phil. nat. Strauß.

Bei Aluminium ists von Nutzen mit

ATA

trocken stets zu putzen.

Von 1.90 an — Armbanduhren Nick. 2.95, 4 Steine Chrom 8.75, 6 „ Double 8.85. Gratiskatal. anfordern. Albert Schmoll Ir., Neuenrade Nr. 141

Werbung schafft Arbeit!

Bettfedern gewaschen, kg ab 0.85, Daunen ab 3.-, u. viele and. Artikel. Verlangen Sie heute noch umsonst Preisliste und Muster kostenlos. Ab 20.- Wäsche Nachnahme. Geld zurück. Josef Christl, Neutrauchkirchen/Oberpf. 509

Bis 2400.- RM jährl. Einnahme auch mehr d. Champignon-Pilzzucht in Keller, Stall, Schuppen, Garten usw. Ich kaufe Pilzbrut u. ert. Ausk. M. Benecke, Hamburg, Heimannstr. 12

Für Fenster und Balkon nur „Gebirgshängenelken" Preisl. gr. u. franko. Garten-Pflanzen-Gärtnerei Zeuberitz 178 Dbb.

Raucher! Einfache Abgewöhnung. Prämiert mit Goldmedaille. Broschüre kostenlos. Hermann Hess 33 Erfurt

Herdfeger putzt schnell und gründlich

Motorfahrrad RM 148.- Frontantrieb Außenlötung Beleuchtung. Stricker-Herrenrad gefällt . . RM 36.- Drei-Sparrenrad mit Fr. f. Br. RM 29.- Katalog kostenlos. E. & P. Stricker, Fahrradfabrik Brackwede-Bielefeld 585

Kleine Anzeigen in unserer Zeitung haben nachweisbar besten Erfolg und kosten nicht viel!

Recht deutliche Schrift bei Anzeigen-Manuskripten

Kathol. Ehe! Ich, größte, älteste erfolgreichste kath. Vereinigung für alle Kreise Kirchl. Billigst, führt, mehrere 1000 Mitglieder. Streng gewissenhaft. Neuland-Verlag Herne I. W., Mühlenstr. 7

Ganzgummi Gr. 20/23 1.15, 24/27 1.45, 28/31 1.75, 32/35 1.95, 36/39 2.25. Schuhmusterbuch KOSTENLOS. Postkarte genügt. Meier überlandtdienst Frankfurt a. M. MK 84

Die Anleitung machts! Persönliche Ablieferung frei Haus überall hin. Ritters Hähmaschinen Paderborn (Dom gegenüber)

Wer Anzeigen liest, ist über den Fortschritt unterrichtet!

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Johanna Tops; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Johannes Link; Bildverantwortlich: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtlich in Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. „Der 7. Tag": i. Vj. 37: 35 595. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 8 gültig. Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erziehungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Ost- und Südwestfalen und dem oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 135.

6. Jahrg. – Nr. 22 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 30. Mai 1937
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pfg. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

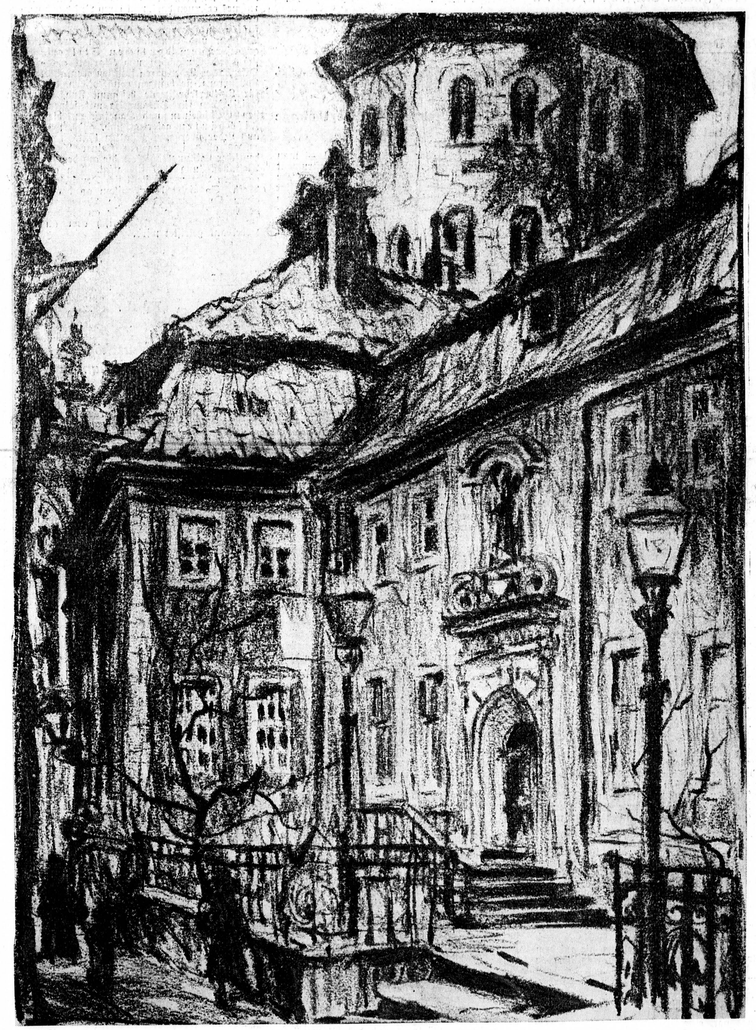
Sonntagszeitung für Stadt und Land

Heimat

Heimat: Welches Wort unserer Muttersprache könnte dieses an Schönheit des Klanges und an Größe des Inhalts übertreffen! Wenige Worte gibt es, die einen solchen Zauber auf die Menschen ausüben wie dieses kleine, bescheidene Wörtchen Heimat. Wo es ausklingt, macht es die Herzen warm, weckt es Erinnerungen, läßt es tausend Bilder wieder wach werden aus verklungenen Tagen: das Elternhaus im Dorf oder in der Stadt, die alte Kirche mit hohem Turm, die Schule mit ihrem übermütigen Lärm und die Stätten der Spiele und der sehnsüchtigen Träume. Aber auch die Stätte der ersten ernstlichen Lebensarbeit: die Werkstatt des Lehrherrn, das Geschäft, das Büro. Heimat umschließt alles, worauf sich unser Leben gründete, den Anfang, das Tor, aus dem wir hinaus ins Leben traten. In der Heimat liegen die Wurzeln unserer Kraft und unsere Lebensglückes. Wer wäre im Leben glücklich geworden, der im Herzen mit seiner Heimat brach! Wer aber auch wäre jemals ganz glücklich gewesen, dem noch ein trautes Erinnern an die Heimat blieb.

Wo Menschen sich begegnen, nennen sie einander ihre Namen. So will es der gute Ton, das ist die Regel des Anstandes, der „offizielle Teil" einer Begrüßung gewissermaßen. Das genügt aber nur, wenn die Bekanntschaft ganz oberflächlicher Art bleibt. Die erste vertrauliche Frage forscht immer nach der Heimat des anderen. Der Name eines Menschen sagt gewöhnlich nichts oder nur sehr wenig über ihn aus, die Heimat aber vieles, wenn nicht alles. Und es steigt ja nicht der in unserer Achtung, der so sehr „weltmännisch" geworden ist, daß er seine Heimat völlig verleugnet, sondern wir lieben den, der trotz einer weiten Lebensfahrt ein Kind seiner Heimat geblieben ist. Und so beginnt bei einer näheren Bekanntschaft gleich das Fragen und Erzählen von der Heimat, und jeder weiß sie zu loben, jeder weiß sie in allen Farben der Schönheit zu schildern, ob er nun als armer Hütebub in ihr aufgewachsen ist oder als Sohn reicher Eltern. Niemand zürnt seiner Heimat, daß sie ihm etwas vorenthalten habe, nein, sie ist einem jeden wie die eigene Mutter lieb: so wie sie ist, ist sie gut, ist sie schön, ist sie recht. Wir schauen in Ehrfurcht und Dankbarkeit auch zu unserer Heimat auf, indem wir wohl wissen, was sie uns gab.

Leicht hat es zu loben, wer eine schöne Heimat hat, deren herrliche Landschaft und stolze Baudenkmäler vielleicht berühmt und in aller Munde sind. Aber es gibt auch deutsches Land, in das niemand zum Vergnügen oder zur Erholung fährt. Weil die Natur diesem Landstrich herrliche Reize versagte, oder weil der Mensch sie in Stätten harter, unermüdlicher Arbeit verwandeln mußte. Wer würde große Loblieder auf die Schönheiten des „Schwarzen Reviers", des Ruhrgebietes mit seinen Fördertürmen und Schloten singen. Und wen wird es nun nicht erschüttern, wenn er bei einem Dichter dieses Landes liest, wie er zur Nachtzeit, da die Dunkelheit das graue Häusermeer einhüllt, auf eine bei Tag so unfreundliche dunkle Schlackenhalde steigt und nun von dort die Schönheit auch dieses Landes der Arbeit sieht: Ein unendliches Meer von Lichtern flammt auf, durch das die



Alter Winkel in Paderborn

Zeichnung von Josef Dominicus

Kehr heim!

Von Börries Freiherr von Münchhausen

Es liegt etwas auf den Straßen im Land umher,
in Weischland und in Britannien und am Meer,
am Rhein und wo die Scholle der Newa splittert wie Glas,
es liegt etwas auf den Straßen, ich weiß nicht was.

Ich hab' auf den Straßen verlaufen sieben Paar Schuh,
mein Stecken blieb immer derselbe, mein Herz dazu,
ich wanderte sieben Jahre durch Regen und Sonnenlicht,
und die Straßen wußten mein Glück und sagten es nicht.

Es pfeift eine Drossel in Thule am Holderstrauch,
und hab' ich Land Elend gefunden, so find' ich Thule auch,
die Drossel weiß meiner Seele süßesten Reim,
und alle Straßen im Lande singen: „Kehr heim"!

Gleisanlagen der Bahn und der Zechen wie schimmernde Straßen der Sehnsucht ziehn. Und fern glühen die Hochöfen wie leuchtende Fackeln, und aus den Fabriken und Zechen kommt ein leise summendes Geräusch, wie ein großer Gesang, wie ein sehnsuchtsvolles Lied, das hier zum Lobe der Arbeit klingt. Ja, jedes Kind weiß etwas zum Lob seiner Mutter zu sagen, auch wenn sie nur eine arme Häuslerfrau war; jeder Mensch weiß auch etwas zum Lob seiner Heimat zu sagen, wenn sie auch mit Gaben der Natur nicht gesegnet ist.

Nicht der hat seine Heimat lieb, der sieht, daß sie schön ist, sondern der, welcher sie liebt als den heiligen Raum, in den Gott ihn gestellt, damit er aus ihm werde und in ihm wachse. Es ist darum nicht damit getan, daß einer sein Lob sagt auf die Heimat, nein, die Heimat bindet einen jeden von uns. Aber nicht so, daß wir nichts sehen sollten als dieses kleine Fleckchen Erde, nicht so, daß wir uns nicht weiter von ihr entfernen sollten, als man den Kirchturm sehen kann. Die Heimat bindet uns in dem, was sie uns mitgab: Ehrfurcht vor dem Ausgang unseres Lebens, dem Elternhaus, der Familie, vor der Heimaterde und was sie trägt und schenkt, Ehrfurcht aber auch vor unserer Lebensaufgabe, vor dem Inhalt und dem Ziel unseres Daseins. Die Heimat weist uns hin auf das Größere: Vaterland. Nie wird sie ihm Abbruch tun, immer wird sie alle Kinder zu ihm hinführen, ja sie wird sich selbst ganz aufgeben und in das Größere eingehen. Denn sie braucht nicht zu fürchten, daß sie in irgendeinem ihrer Söhne verloren geht. Ob er auf deutscher Erde bleibt oder fern jenseits der Meere wandert, immer kehren die Gedanken und Träume ihrer Kinder zu ihr zurück, und wäre es nicht eher als in jener Stunde, da einer denkt, wo er in Frieden für immer ausruhn möchte.

Lk.

Was Deutschland in Paris ausstellt:

Deutsches Können zeigt sich der Welt

Spitzenleistungen der Wissenschaft und Technik — Eine Umfrage bei Teilnehmerfirmen der Weltausstellung

Deutscher Erfindergeist, deutsches Können und deutsche Werkarbeit haben in der Welt schon oft Staunen und Bewunderung erregt. Mehr denn je gilt es aber gerade heute, den Beweis dafür anzutreten, daß das neue Deutschland ein Land des Fortschritts ist, daß seine Errungenschaften auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft, der Industrie und Technik sich nicht nur ebenbürtig jenen anderer Länder zur Seite stellen können, sondern sie auch in mancher Hinsicht bei weitem übertreffen. Die Augen der ganzen Welt sind deshalb auf das stolze Haus auf dem Gelände der Pariser Weltausstellung gerichtet, auf dessen Dach zu Füßen des Eiffelturms die Farben des Dritten Reiches wehen und das als ein Meisterwerk deutscher Bau- und Handwerkskunst den prachtvollen Rahmen zu den Spitzenleistungen deutschen Schaffens und deutschen Fleißes bildet.

Der tönende Stenograph

Nur solche Werke und Industrieerzeugnisse durften ihren Platz in der gewaltigen, 192 m langen Ausstellungshalle des „Deutschen Pavillons" in Paris einnehmen, die aus einer mehrfachen Prüfung auf Güte, Qualität und Neuartigkeit ohne die geringsten Beanstandungen hervorgegangen sind. Nicht nur eine gewaltige Schiffsschraube, der Koloß eines Hebekrans oder das Ungetüm einer Stromlinien-Lokomotive, sondern auch das zierlichste Kunstwerk und das kleinste Schmuckstück mußten vor der Prüfungskommission des „Reichskommissars für die Internationale Weltausstellung in Paris 1937" bestehen. Bis zum letzten Schräubchen und bis zur letzten Feder wurde da alles aufs genaueste untersucht, um nur solchen Erzeugnissen den Weg nach Paris freizugeben, die auch wirklich Spitzenleistungen darstellen.

Es ist im Rahmen dieses Berichtes unmöglich, ein vollkommenes Bild von der Vielgestalt der Schaustücke aus deutschen Laboratorien und Werkstätten zu geben. Wir haben uns daher an eine Reihe deutscher Firmen von Weltgeltung mit einer Rundfrage: „Was zeigen Sie in Paris?" gewandt und die Antworten darauf in gedrängter Kürze niedergelegt. So zeigt AEG als einzige Firma der Welt ein Magnetophon, das Sprache oder Musik auf magnetischem Wege auf Filmbänder getreulich aufzeichnet und wiedergibt. Dieses einzigartige Gerät konferiert sozusagen jeden Gast, es nimmt selbsttätig Telefongespräche ab, die dann beliebig wiederholt und nachgeprüft werden können, schreibt Reden und Vorträge auf und ist der tönende Stenograph der Konferenzen dann nie ein Verlesen unterläuft. Das gleiche Werk stellt u. a. noch Meßgeräte mit Störungsschreiber für elektrische Werte aus, die sofort die geringste Schwankung in der Spannung melden.

Die Uhr, die niemals stille steht und keine Sekunde säumig oder übereilig ist, erregt ebenso Bewunderung, wie die neuesten Fernschreiber der Siemenswerke, die auch mit einem neuen Radioapparat, dem „Kommermusikgerät" herauskommen, die vollkommensten Kinokameras vorführen und einen Betriebstelegraphen für Schiffe zeigen, der von einer Stelle aus Befehle nach mehreren Räumen in einer ganz neuartigen Weise aufsendet. Besucher der Weltausstellung, die auf dem Seewege nach Paris gekommen sind, werden von dem Modell eines Schiffes, das die hochgehenden Meereswogen hin und her werfen, lange stehen bleiben und dadurch vielleicht auch erleichtert aufatmen. Denn hier führt Siemens eine Schlingerdämpfungsanlage im Betrieb vor, eine sinnreich konstruierte Apparatur, die das Schlingern eines Ozeanriesen auf ein Mindestmaß herunterdrückt und damit die Gefahr der Seekrankheit verringert.

Violettes Gold und Samt aus Cellophan

Eine Frankfurter Elektrofirma hat einen Sechsfarben-Punktschreiber konstruiert, der die bestimmten Farben anzeigt und eine elektrische Wärmegrade der verschiedensten Körper in Temperatur-Fernmessung ermöglicht, die sich besonders für Luftschiffe, Dampfer, Glashütten, Museen, Kühlhallen usw. eignet. Dazu sieht man noch einen Temperaturregler zur selbständigen Einstellung von Temperaturen nach einem vorher festgelegten Schema. Ob es nun heiß und in 10 Minuten lauwarm, dann wieder eiskalt oder kühl werden soll — man kann sich darauf verlassen: dieses Instrument regelt Höhe und Dauer der Wärme ohne jede menschliche Hilfe. Selbstverständlich beteiligt sich auch die deutsche Photoindustrie mit ihren neuesten Erzeugnissen an der Pariser Weltausstellung. Die Zeiß-Werke in Wetzlar sind besonders auf ein Leica-Gerät stolz, mit dem sämtliche Reproduktionsarten für medizinische Zwecke ausgeführt werden können, also ein Universalgerät darstellt, das in seiner Art einzigartig dasteht. J. G. Farben nimmt mit seiner photochemischen Abteilung einen breiten Raum in der Ausstellungshalle ein und zeigt daneben auch noch seine verschiedenen Farbstoffe, wie Indanthren, Perogal, Eulan. Ferner: auch Buna-Gummi und Leuna-Benzin haben einen Ehrenplatz erhalten. „Amethyst-Gold" heißt eine neue Goldlegierung, die eine deutsche Gold- und Silberscheideanstalt zum erstenmal der Weltöffentlichkeit zeigt. Blauviolett ist die Farbe dieses deutschen Goldes, das seinen metallenen Charakter durch den Arbeitsprozeß verloren hat, aber dafür eine Leuchtkraft besitzt, die eine bezaubernde Wirkung ausübt.

Eine Wiesbadener Firma hat aus Cellophan einen kostbaren Samt hergestellt, der in seiner Güte und seinen Farben unerreicht ist und von dem man heute schon sagen kann, daß er zum „dernier cri" der internationalen Modewelt werden wird. Die Hanauer Schmuckwaren-Industrie, die sich längst schon Weltruhmes erfreuen darf, will ihren Ruf durch neuartige Schöpfungen noch weiter vertiefen. Ihre funkelnden Diademe, juwelengeschmückte Ringe, Broschen und Armbänder fallen durch einen ausgesprochenen deutschen Stil auf, der sich durch Einfachheit und Klarheit ausprägt. Offenbacher Lederwaren stürzten ebenfalls keine Konkurrenz, sie bringen von Koffern, die nur für Luftverkehr-Zwecke bestimmt sind, bis zu Brieftaschen für Südamerika mit seinen großen Geldscheinen und Handtaschen, die aus Fischhäuten gefertigt sind, alles, was sich aus Leder überhaupt gestalten läßt.

Das alles ist nur ein kleiner Ausschnitt deutscher Leistungsfähigkeit, die auf der Pariser Weltausstellung 1937 sich zeigt. Im offenen, ehrlichen Wettbewerb stellt sich Deutschland der Welt. So bietet der Pavillon an der Seine einen Querschnitt durch die Vielgestalt der deutschen Arbeit, gleich, ob sie an der Retorte, im Walzwerk, am Zeichentisch oder an der Hobelbank geleistet wird.

Schulkinder der duftenden Flora:

Blumen steigen ins Examen

Versuchs- und Beobachtungsstationen für gärtnerische Neuschöpfungen — Nur widerstandsfähige Zierpflanzen für die deutschen Blumengärten

Zum ersten Male werden in diesem Jahre in verschiedenen Gauen Deutschlands Versuchs- und Beobachtungsgärten eingerichtet, in denen von nun an alle Neuschöpfungen der Blumenzüchter einer langjährigen genauen Kontrolle unterzogen werden, um in Zukunft nur wirklich neue und vor allem widerstandsfähige Blumensorten zur Anpflanzung gelangen zu lassen. Unser Berliner Mitarbeiter hatte Gelegenheit, mit Professor Wilhelm Ebert, dem Präsidenten der Deutschen Gartenbau-Gesellschaft, über diese interessante Einrichtung zu sprechen.

Ueberall beginnt es nun in Gärten und öffentlichen Anlagen, Wiesen und Feldern zu blühen und zu duften, aber wer zählt die Völker, nennt die Namen, die gastlich hier zusammenkamen? Wer weiß, wieviele Sorten und Neuzüchtungen in den letzten Jahren in den Tempich der Natur eingewebt wurden? Schon, wenn wir in einem Rosarium stehen, verläßt uns alle Schulweisheit, denn nicht nur Hunderte von Rosenformen werden uns da gezeigt, nein, ihre Zahl geht in die Tausende, ein Sortenwirrwarr hat sich in den letzten hundert Jahren unter den Königinnen der Blumen" breitgemacht, den auch der beste Fachmann nicht mehr mit genauen Ziffern belegen kann.

Jahr für Jahr erscheinen zahlreiche Neuzüchtungen auf dem Markte, Jahr für Jahr erblicken neue Formen und Arten von Dahlien, Nelken, Gladiolen, Orchideen, Primeln usw. das Licht der Sonne, um den Kampf um ihre Daseinsberechtigung aufzunehmen. Viele von ihnen sind den Anforderungen, die Boden und Klima an sie stellen, nicht gewachsen und verschwinden so schnell wieder, wie sie gekommen sind, und der Züchter sieht seine mühevolle Arbeit umsonst getan. All diese Sorge und den Verdruß hätte er sich ersparen können, wenn, ja wenn es bisher schon jene umfassende Einrichtung gegeben hätte, die noch in diesem Jahre in ganz Deutschland eine Umwälzung in der Blumenzucht einleiten wird.

Zuerst die Vorprüfung

„Der Deutsche ist nun einmal ein begeisterter Blumenfreund", sagt uns Professor Wilhelm Ebert, der Präsident der Deutschen Gartenbau-Gesellschaft, „und der Staat hat ein Interesse daran, daß diese Freude an der blühenden Natur im Volke gehoben wird. Es ist daher unsere Aufgabe, dafür zu sorgen, daß nur solche Kinder Floras unter Herz beglücken sollen, die auch wirklich allen Ansprüchen, die wir an sie stellen, gerecht werden. Der Reichsnährstand, der schon bisher eine Sortenbereinigung im Gemüsebau herbeigeführt hat, will nun auch in den Blumengärten die „Spreu vom Weizen" scheiden und richtet zu diesem Zwecke in engster Zusammenarbeit mit dem Reichsverband gartenbaulicher Pflanzenzüchter und vor allem mit der Deutschen Gartenbau-Gesellschaft, der verdienstvollen Lehrmeisterin des Gärtners und des Blumenliebhabers, erstmalig in diesem Jahre Versuchs- und Beobachtungsgärten ein, in welchen in Zukunft alle züchterischen Neuschöpfungen einer genauen wissenschaftlichen Ueberprüfung unterzogen werden. In diesen Gärten wird sich dann im Laufe der Jahre herausstellen, welche Sorten als überflüssig und überholt „Ade" werden können oder welche wirklich neu sind und geeignet erscheinen, den Blumenfreunden zugänglich gemacht zu werden. Haben diese züchterischen Neuschöpfungen ihre Prüfungszeit gut überstanden, dann werden sie dann in den Reichssortenlisten geführt, in denen über die Eigenschaften einer Blumensorte genauestes Verzeichnisse zu finden sind.

Kurz gesagt, auch die Kinder Floras haben es nicht mehr leicht. Auch sie müssen jetzt die Schulbank drücken, wo sie lernen sollen, was sie können. Rittersporn und Primel, Dahlie und Aster, Veilchen und Marguerite, Rose und Rhododendron, Gladiole, Tulpe, und selbst die Narzissen unter ihnen. Schwiegermütterchen und Taubnessel, sie alle steigen ins Examen und blühen in den Schulgärten voller Eifer, um ja gute Noten zu erhalten. Zuerst wandern sie in die „Grundschule", das sind Versuchsgärten, die jetzt überall im Reich errichtet werden, und in denen immer nur die Sorten einer Blume eine Spezialausbildung erhalten. So werden neue Rosenschöpfungen im weltberühmten Rosarium von Sangerhausen bei Merseburg, neue Formen von Gladiolen in Friesdorf bei Bonn, solche von Rhododendron in Bremen, um nur einige Beispiele zu nennen, zunächst auf ihre Kinderkrankheiten und daraufhin untersucht, welche Ansprüche sie an den Boden und das Klima stellen und wie sie sonst alles halten, was ihnen der Züchter nachgesagt hat. Haben sie ihn in dieser Zeit gut durchgebracht, dann brauchen sie auch vor dem Vorexamen keine Angst zu haben und dürfen darauf rechnen, in die „Höhere Schule" versetzt zu werden.

Das „Staatsexamen"

Je nach ihrer Führung werden sie mit zweierlei Zeugnissen ausgezeichnet, entweder sind sie sofort als gute Sorten erkannt worden, dann werden sie mit Note 1 den Beobachtungsgärten überwiesen, oder sie erhalten in der Reichssortenliste den Vermerk „Vorläufig anerkannt", was einem „Genügend" entspricht. Solche Blumensorten müssen sich dann in den verschiedenen Beobachtungsstationen, die gleichmäßig auf das ganze Reich verteilt sind, besonders bewähren, den hier vollkommen veränderten Verhältnissen gerecht zu werden. Denn in diesem zweiten Lehrgang werden sie nicht nur von Spezialisten genauestens unter die Lupe genommen, sondern müssen, da die Beobachtungsgärten der Oeffentlichkeit das ganze Jahr über zur Verfügung stehen, auch die Kritik des Publikums über sich ergehen lassen, die in diesem Falle sogar sehr erwünscht ist.

Etwa drei bis fünf Jahre dauert dieser zweite „Schulbesuch", bis die hohe Prüfungskommission, die aus Herren des Reichsnährstandes, der Gartenbaugesellschaft und des Reichsverbandes gartenbaulicher Pflanzenzüchter besteht, endgültig über Wert oder Unwert einer neuen Rosen- oder Nelkenart entscheidet. Da mögen dann die Rosen in ihrer Eleganz zu hören erröten und die Nelken vor Freude über ihr glänzendes Entlassungszeugnis ihren stärksten Duft ausströmen, denn nun stehen ihnen ja die Tore zur Welt weit offen. Aber so manche Blumenkinder müssen auch unter den Kandidaten sein, die vor den strengen Augen der Botaniker nicht bestanden haben, manches Veilchen und manche Primel wird dann traurig das Köpfchen hängen lassen, wenn sie „gewogen und zu leicht befunden" wurden.

Dies nebenbei

Bekanntlich war des kürzlich verstorbenen John D. Rockefellers größter Wunsch, 100 Jahre alt zu werden. Trotz aller erdenklichen Vorsichtsmaßregeln ist es der ärztlichen Kunst nicht gelungen, dem reichsten Mann der Welt seinen letzten und größten Wunsch zu erfüllen und ihm 100 Jahre Leben zu schenken. Unmittelbar nach dem Tod des Oelmagnaten erzählte sein Leibarzt erstmals

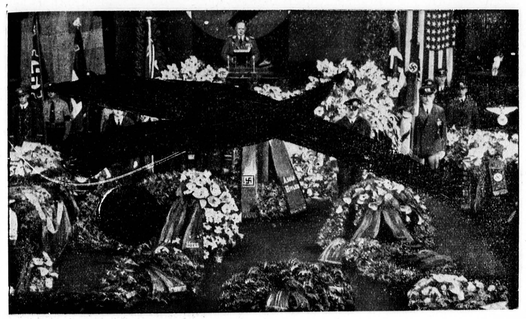
davon, wie „John D." die letzten Wochen und Monate seines Daseins verbrachte. Wie ein Einsiedler lebte der reichste Mann der Welt in seinem prächtigen Palast in Lakewood (New Jersey). Er kümmerte sich längst nicht mehr um Geschäfte, hatte sein geliebtes Golfspiel aufgegeben, denn er war schon zu schwach geworden, um den Schläger zu führen; Rockefeller lebte gewissenhaft nach ärztlicher Vorschrift, wie eine von Ingenieuren betreute Präzisionsmaschine, von der man nur noch, wie er selbst zugab, die Vollendung seines 100. Lebensjahres erwartete.

Nach einem ganz genauen Stundenplan vollzog sich sein Alltag, dessen Einhaltung der Kammerdiener Frank Yoran gewissenhaft überwacht hatte. Wie sah ein solcher Tag am Lebensabend dieses Multimillionärs aus, dessen Barvermögen abgesehen von allen industriellen Beteiligungen und allen Liegenschaften, zuletzt noch 200 Millionen Dollar betrug? Um 7.30 Uhr früh stand Rockefeller auf und nahm sein aus Weißbrot und Milch bestehendes Frühstück ein. Sein Diener las ihm das Wichtigste aus den Zeitungen vor, wobei er jedoch jede Nachricht, die den alten Herrn hätte aufregen können, übergingt. Dann saß Rockefeller am Fenster seines Zimmers und schaute in die Sonne. Um 10 Uhr fuhr man ihn die Treppen hinunter, er bestieg seinen großen Wagen und war, begleitet von seinem Kammerdiener, 10 oder 20 Meilen weit spazieren gefahren worden. Der Chauffeur durfte höchstens 30 Kilometer Stundengeschwindigkeit entwickeln, er steuerte das Auto abwechselnd in Mr. Rockefellers Lieblingslandschaften. Es folgte eine Stunde Ruhe, dann wurde um 1 Uhr das Mittagessen aufgetragen, das regelmäßig aus einem Stück Huhn, einem Glas Milch und einer Scheibe Weißbrot bestand. Anschließend gab sich der Greis einem langen Mittagsschlaf hin und unternahm dann einen kurzen Spaziergang, bei dem er von zwei Dienern gestützt werden mußte. Nach Hause zurückgekehrt, las ihm sein Kammerdiener Gedichte vor. Nach dem Abendbrot spielte Rockefeller mit seinem Kammerdiener eine Stunde lang ein einfaches Kartenspiel, das der Millionär stets zu gewinnen pflegte. Vermutlich haben das seine Aerzte so angeordnet!

So hoffte man, daß der Multimillionär, behütet von den besten Pflegern der Vereinigten Staaten, das Ziel noch erreichen werde, das er sich selbst gesteckt hat. Aber der Sensenmann war anderer Meinung . . .

*

Nach fünfjähriger Arbeit ist es, wie das Polytechnische Institut in Brooklyn mitteilt, Professor Dr. Gilbert B. Smith gelungen, eine Flüssigkeit herzustellen, die jeden Stoff, mit dem sie in Berührung kommt, innerhalb weniger Sekunden völlig zerstört und in Nichts auflöst. Es handelt sich um eine Flüssigkeit, die der Gelehrte als Seleniumoxychlorid bezeichnet. Nur drei Dinge vermögen dem Selenium-Oxychlorid standzuhalten: Glas, Platin und Wolfram, wie man es zur Erzeugung von Panzerplatten verwendet. Professor Smith berichtete in einem Vortrag in der „American Chemical Society", daß er seine Entdeckung einem Zufall zu verdanken habe. Der Inhalt eines Glasbehälters in seinem Laboratorium sei eines Nachts plötzlich zu Eis erstarrt und habe schließlich den Behälter gesprengt. Die Masse sei auf den Boden gefallen und habe große Verheerungen angerichtet. Sie habe förmlich den Fußboden durchgefressen und in dem darunterliegenden Stockwerk im physikalischen Laboratorium eine ganze Reihe wertvoller Instrumente zerstört. Selenium-Oxychlorid soll bereits bei 15 Grad Wärme gefrieren. Befände sich statt Wasser, so führte der Gelehrte aus, die von ihm entdeckte Flüssigkeit in den Ozeanen, so wäre die Erde mit gewaltigen Gletschern erfüllt und Mensch und Tier müßten gläserne Eingeweide haben wenn sie leben wollten. Man wäre gezwungen, Ozeandampfer und Badewannen aus Platin und Schirme aus Glas herzustellen.



Die Toten des Luftschiffes „Hindenburg" kehrten heim

← General der Flieger Milch während seiner Ansprache im Empfangsgebäude der Hapag in Cuxhaven, wo die Opfer aufgebahrt waren. (Atlantic, Zander-K.)

→ Frau Lehmann und ihr Sohn nach der Ankunft des Sonderflugzeuges auf dem Flugplatz Cuxhaven. (Weltbild, Zander-K.)

Die sterblichen Ueberreste Kapitän Lehmanns wurden in Plymouth von Bord des Lloyd-Schnelldampfers „Europa" in einem Sonderflugzeug der Deutschen Lufthansa zur Trauerfeier nach Cuxhaven übergeführt. (Scherl Bilderdienst, Zander-K.)

Unter großer Anteilnahme der Bevölkerung wurden auf dem Frankfurter Hauptfriedhof folgende fünf Opfer der „Hindenburg"-Katastrophe beigesetzt: Kapitän Lehmann, Funkoffizier Eichelmann, Oberfunkinspektor Speck, Elektriker Schlapp und Geschirrwäscher Flackus. — Die Gräber liegen in unmittelbarer Nähe der Begräbnisstätte des verunglückten Segelfliegers Günther Groenhof. (Weltbild, Zander-K.)

Die Bernhard-Rust-Hochschule in Braunschweig eingeweiht

In der Stadt Heinrichs des Löwen übergab Reichsminister Rust dieses stattliche Bauwerk, das seinen Namen trägt, mit einer Eröffnungsfeier seiner Bestimmung. (Weltbild, Zander-K.)

Zum Avus-Rennen am 30. Mai

Ein Blick vom Funkturm auf die Nordschleife der Avus mit dem neuen Verwaltungsgebäude und den neuen Tribünen (rechts), wo am 30. Mai 1937 das schnellste Autorennen der Welt starten wird. (Scherl Bilderdienst, Zander-K.)

Die Pariser Weltausstellung,

teilweise fertig, wurde offiziell eröffnet. Links am Bildrand der Deutsche Pavillon, der pünktlich fertiggestellt wurde. (Presse-Bild-Zentrale, Zander-K.)

Das erste Bild vom Aufstand in Albanien

Gefangene Aufständische werden von albanischen Soldaten nach der Einnahme von Argyrocastro, dem Zentrum des Aufstandes, ins Gefängnis abgeführt. (Pressephoto, Zander-K.)

Brunnen der Heimat

/ Von Anton Schnack

Da waren Brunnen, die schon seit Jahrhunderten plätscherten mitten auf dem lärmenden Marktplatz oder in verschollenen und kühlen Baumwinkeln. Brunnen, die den Tod sahen, wie er vorübergetragen wurde unter Gel‹ und schwermütiger Trauermusik. Brunnen, an deren Röhren der Frühling sah und weiße Schmetterlinge im zarten Wind vorübertrieb und Vögel an den Trog lockte, die gelbe und zierliche Schnäbel in das quirlende und strudelnde Wasser tauchten.

*

Andere Brunnen lagen ewig in Grün unter sommerlichen Himmeln, und über ihnen stand das segnende Bildnis der heiligen Gottesmutter Maria, oder es brüllte sich der fleischende Drache auf, dem der starke Ritter St. Georg den eisernen Speer in den klaffenden Rachen stieß.

In meiner verschollenen Waldheimat gab es Brunnen, an denen am Sonntag die Spielleute saßen mit Klarinette, Geige und Horn und alte Lieder musizierten, bis der nahe Wald zu klingen und zu rauschen anfing. Dort trieb ich auch die Kühe der Jugend an den Wiesenbrunnen, den der Lattich überwucherte, manchmal standen seltsame und große Vögel an jenem Wasser, die ich nicht kannte, manchmal sah ich, wie ein goldener Frosch aus einer feuchten Mauerfuge sprang und in die Tiefe tauchte, wo der Froschkönig auf einem grünen Edelsteinstuhl schon seit Jahrtausenden träumte und schlief.

*

Immer liebte ich den alten Brunnen im Hof, der in meinen Schlaf sang oder in die Unruhe meiner Nacht, wenn ich hinter dem Fenster lag und verworrene und unheimliche Dinge mein Herz bestürmten. Da hörte ich ihn mit guter und süßer Stimme aus der Tiefe rauschen, und sein Rauschen schien mir Glück und Beruhigung zu sein, und ich hörte ihn, wenn ich über allen Büchern gebeugt saß, ich hörte ihn, wenn die Mitternachtsuhr vom Turme schlug, ich hörte ihn, wenn ein torkelnder, weinlustiger Zecher durch die holprigen Gassen lärmte, ich hörte ihn, wenn der Sommermorgen aus den Wiesengründen dampfte und die Finken ihren hellen und scharfen Schlag in den Morgen hämmerten. Ich hörte ihn in der todesvollen Herbstnacht, wenn alles starb, was lebendig war, und ich hörte ihn in der Winterstille, wo seine Röhre mit Stroh und Tuch gegen den Frost der Kälte geschützt war. Immer war sein Rauschen da, und immer war sein Rauschen die gute und treue Stimme der Heimat.

*

Ich kannte Brunnen der prunkenden und reichen Gärten. Brunnen, die aus marmornen Fischen und bronzenen Nixen sprangen, Brunnen, die wie Gold und Silber funkelten und mit hohem Strahl in die Baumwipfel stiegen in einem ewigen Auf und Nieder, Stunde für Stunde und Tag für Tag. Brunnen, an denen Hand manchmal ein Kind fand mit dunklen Locken auf blauem Samt, und ich sah die schwermutsvollen und traurigen Kinderaugen auszählen in einer bedrängenden Sehnsucht, wenn der silberhafte Strahl unermüdlich in die Luft sprang und über dem Rasen vergitterte. Und ich sah manchmal vor diesem Brunnen eine Frau stehen, die wie in einem Traum daherkam und wie in einem Traum wieder forging, und ich hörte manchmal des Nachts an seiner Schale ein leises und klingendes Schäkern, und ich hörte einen Degen klingen, und ich hörte einen seidenen Rock mit leichtem Aussen, und der Mond stand mitten in der Himmelsnacht, und es waren tausend und aber tausend Perlen, die aus dem Maul des Fisches sprangen, und es waren Perlen aus Gold und aus Silber, Perlen aus einem geschliffenen Grün und aus einem eisigen Weiß, Perlen aus einem verzauberten Blau und aus einem grünlichen Witz.

*

Und ich lag am Brunnen am Dorfrand, die Holzröhre sprang mitten aus dem Leib der Erde, unter ihm war es blau von Vergißmeinnicht, die Löwenzahnwiese lag davor, und die Hummeln kamen herübergeschwommen durch den sommerschen Nachmittag. Hier lag ich in der samtenen Vogelstille, in der der Waldrand versunken war, und ich lag da und träumte in mich hinein und sah nichts als die blaue Fläche des Himmels und die graue Flut der Erde. Nur manchmal hob ich die Hand und formte sie zur Schale und tauchte sie in das klare, kühle Becken, das unter der Röhre zwischen Pfefferminzkraut und Vergißmeinnicht floß, und füllte die Hand mit Wasser und schlürfte und trank, und es war süßer als Wein aus fernen und fremden Sonnenländern. Und ich lag da und wartete, bis die Gänsehirtin kam und die Herde an den Bach trieb, den der Brunnen speiste. Und die Hirtin kam zu mir im blauen Kattunröckchen und roten Mieder, ihr Haar war schwarz und lang, und ihre Augen sprühten wie Kohlen und ihr Mund blühte wie eine Kirsche, sie setzte sich zu mir an den silbernen Brunnenstrahl, und ich küßte sie, wenn wir lange genug gelacht und geschwatzt hatten.

*

Ich liebe die Brunnen der Dörfer und der einsamen Mühlen, ich liebe die Brunnen, die mitten aus einer Hauswand in den kupfernen Trog springen, ich liebe die Brunnen, die an den Straßenschenken stehen, in die Pferde ihre müden und verstaubten Köpfe hängen und die Mühsal der langen Reise vergessen. Ich liebe die Brunnen, die am Dome stehen aus ewigen Schatten der alten und riesenhaften Türme. Ich liebe die Brunnen, deren Auge unter Tang und Blattgrün verborgen ist und die aus der Tiefe quellen die keiner gesehen hat und aus deren Grund seltsame und merkwürdige Dinge steigen: riesenhafte Käfer mit grauen und blinkenden Augen, Fische von fahlem Weiß und rotem Blutmund, Molche, die über der Stirne ein gezacktes Horn tragen, und Spinnen die über den Moorgrund mit gebogenen und riesenhaften Beinen hasten. Ich liebe den Brunnen am Rand der Walder, an den das Reh herantritt mit scheuem Schritt und spähendem Kopf, um seine von Jagd und Verfolgung zitternde Lippe zu kühlen. Ich liebe den Brunnen, an den die arme, schmerzensreiche Großmutter tritt, um die hölzerne Bütte zu füllen, die ihr Lachen und Wein des Alters und der Kennt ist.

Ich liebe den Brunnen unter dem Holunderbaum, zu dem die süße Kasja kommt und wartet, bis ich aus dem Hause trete. Ich liebe den Brunnen, der aus vier Röhren seit Jahrhunderten immerfort gefassen ist und viel gesehen hat.

Ich liebe den Brunnen, über dessen Rand sich der Handwerksbursche beugt und trinkt, als schlürfe er Wein aus vollen Krügen.

Ich liebe den Brunnen mit der bronzenen Schale, zu der die Tauben zur frühen Morgenstunde kommen und sich mit prustendem Flügelschlag ihr leichtes Federkleid benetzen.

Ich liebe sie alle, wo sie auch seien, in Gärten, in Winkeln, an Mühlen, an Kirchen. Ich liebe die Brunnen, die tief in den Burghöfen dunkeln und blauen, ich liebe die Brunnen, die wie Salz und Eisen schmecken, ich liebe die Brunnen in den Bergen, die wie grünes Kristall herausspringen.

Aber nach dem Brunnen der Heimat, der im Hofe rauschte durch Nacht und Morgenkühle, durch Sommerstille und Herbsttraurigkeit, habe ich manchmal schmerzliche Sehnsucht . . .

Anregender Briefwechsel

Eine Kurzgeschichte von H. K. Klockenbusch

Zunächst war Richard ein wenig erstaunt, daß man ihm am Schalter der Zeitung einen Brief aushändigte. Dann las er, was die gebildete, nicht unvermögende Dame, die da durch eine Zeitungsanzeige anregenden Briefwechsel zwecks späterer Heirat gesucht hatte, auf seinen Brief antwortete. Die Absenderin schrieb einen glänzenden Stil und war, das bewiesen Form und Inhalt des Briefes, zweifellos ein reifer, abgeklärter Mensch. Vielleicht war sie erheblich älter als er, aber darüber würde man hinwegsehen können, wenn tatsächlich Vermögen vorhanden war . . . — Der Schreiberin schien es in erster Linie auf geistige Vorzüge anzukommen. Jedenfalls zeugten ihre Gedankengänge von nicht alltäglichem Wissen und ungewöhnlicher Belesenheit.

Richard hatte Zeit seines Lebens keinen Brief geschrieben, wie ihn die „gebildete, nicht unvermögende Dame" von ihm zu erwarten schien. Trotzdem brachte er ein Antwortschreiben zustande, das, wie er befriedigt feststellte, fast geistreich war. Die Schreiberin hatte seine Antwort unter „Sappho 100" postlagernd erbeten. Das veranlaßte ihn, die für ihn bestimmten Briefe ebenfalls postlagernd zu erbitten. **Kennwort:** „Apollo 200". Da er sich dunkel erinnerte, daß Sappho eine Dichterin im alten Griechenland gewesen war, schien ihm dieses Kennwort vortrefflich zu passen.

Sein Brief hatte auf die Empfängerin, wie er am übernächsten Tage erfuhr, einen recht guten Eindruck gemacht. Sie hoffe, schrieb sie, daß die unverkennbare Gemeinsamkeit ihrer geistigen Interessen zu einem ungemein anregenden Briefwechsel führen werde . . . — Richard hatte seit seiner Schulzeit kaum noch ein Buch gelesen. Es würde schwierig sein, den guten Eindruck, den seine beiden Briefe gemacht, zu erhalten und zu vertiefen. Diese Art, Briefe zu schreiben, lag ihm überhaupt nicht sonderlich, und er fragte daher nebenbei an, ob nicht zur Vertiefung ihrer Bekanntschaft eine baldige persönliche Begegnung in Erwägung zu ziehen sei.

Sein Vorschlag fand bei der Dame, die sich Sappho nannte, keinen Anklang. Sie finde es, schrieb sie, ungemein reizvoll, sich zunächst nur im Wege des schriftlichen Gedankenaustausches kennen zu lernen. Richard glaubte, den Grund dieser Ablehnung zu erraten. Wahrscheinlich hatte die Natur diese Sappho mehr mit geistigen, als mit körperlichen Vorzügen ausgestattet. Er stellte sich eine nicht mehr ganz jugendliche Dame vor. Vielleicht gar mit einem Kneifer auf der Nase und einem säuerlichen Lächeln in den Mundwinkeln . . .

Richard beschloß, in seinen künftigen Briefen grundsätzlich andere Meinung zu sein, als die Dame, die sich Sappho nannte. Sie sollte sich nur nicht einbilden, ihm geistig überlegen zu sein . . .! Richard brachte einen schwungvollen Brief zu Papier, in dem viel von der Ueberlegenheit des männlichen, kühlwägenden Verstandes die Rede war.

Diese Behauptung rief auf der Gegenseite Lebhaftesten Widerspruch hervor. Gegen die leidenschaftliche aber doch klare Begründung dieses Widerspruchs allerdings hätte Richard schwerlich etwas Sachliches vorbringen können. Man würde sich da ein wenig orientieren müssen. An der nächsten Straßenecke, fiel ihm ein, gab es eine Leihbücherei. Jeden Abend kam er auf seinem Wege vom Büro vorbei.

Gleich am ersten Abend stattete er dieser Bücherei seinen ersten Besuch ab. Außer einem Buch von Schopenhauer nahm er die Ueberzeugung mit nach Hause, das junge Mädchen, das ihm dieses Buch verabfolgte, sei das reizendste Geschöpf der Welt. So etwas Lieriliches, Zartes, Liebliches gab es in seiner nächster Umgebung ohne daß er eine Ahnung davon gehabt hätte.

Richard las das Buch und fand Bemerkungen darin, die ihm verblüffend wahr erschienen. Damit würde er die billigen Weisheiten der Sappho glatt widerlegen können . . . Er setzte sich gleich hin, um ihr zu antworten und schrieb ganze Abschnitte aus dem Buch wortgetreu ab. Es war kaum anzunehmen, daß die Empfängerin das Buch zufällig kannte, und wenn . . ., seitdem er dieses entzückende Mädel in der Bücherei kannte, hatte der anregende Briefwechsel stark an Anziehungskraft verloren . . .

Jeden Abend ging er jetzt in die Bücherei, um sein Buch abzuliefern und möglichst umständlich ein neues auszuwählen. Manchmal las er ein paar Seiten darin. Meistens aber brachte er es am nächsten Abend ungelesen zurück. Das frische, lebendige, blonde Ding hinter dem Ladentisch war ihm weit wichtiger als die langweiligen Schwätzer. Leben und Erleben schienen ihm reizvoller, als alle Bücher der Welt. Und er hatte den Eindruck, daß das junge Mädchen ihn nicht ungern sah, obgleich sie einem Gespräch über persönliche Dinge hartnäckig auswich. Einmal hatte sie ihrer Verwunderung darüber Ausdruck gegeben, daß er solche Bücher bevorzuge. Es passe so gar nicht zu ihm, ausschließlich Bücher von pessimistischen Philosophen zu lesen . . . „Ich habe in diese Bücher auch gar nicht für mich", hatte er errötend gelogen. „Ich habe da einen alten, schrulligen Onkel, der dieses Zeug liest . . . Ich selbst lese überhaupt keine Bücher . . ."

Richard war, zum ersten Male in seinem Leben, — wirklich und wahrhaftig verliebt. Den ganzen Tag hindurch freute er sich auf den Abend, der ihm Gelegenheit bot, seine Blicke wohlgefällig auf dem lieblichen Geschöpf hinter dem Ladentisch ruhen zu lassen, während er mit scheinbarer Sorgfalt ein Buch aussuchte. Entzückend, wenn sie solch einen Blick auffing und errötete . . . — Halb und halb war er bereits entschlossen, den Briefwechsel mit der Unbekannten unter einem Vorwande abzubrechen. Lediglich seine Neugier und seine Eitelkeit hinderten ihn daran. Die Sappho nämlich war entzückt, ja begeistert von seinen Briefen und bewunderte seinen scharfen Verstand und die Klarheit seines Ausdrucks. Wenn sie auch im Einzelnen seine Meinung durchaus nicht teile, schrieb sie, so beweisen doch seine Briefe, daß er ernstlich über die Welt und das Leben nachgedacht habe, und nur ein solcher Mann käme für sie in Betracht.

Je kürzer Richards Briefe wurden, desto länger und häufiger wurden die Briefe, die fast täglich bei der Post für ihn bereit lagen. Die Sache begann unbequem zu werden. Seine abendlichen Besuche in der Leihbücherei hinagen dehnte Richard immer mehr aus. Seine Blicke wurden immer bewundernder, und seine Redensarten entküllten immer deutlicher seinen hochgradig verliebten Zustand. Bis er sich eines Tages zu einer unverblümten Liebeserklärung hinreißen ließ . . . Wie hatte er sich nur so täuschen können? Das junge Mädchen verbat sich jeden weiteren derartigen Annäherungsversuch in so nachdrücklicher Form, daß Richard aufatmete, als er wieder auf der Straße stand. Er hätte doch darauf geschworen, daß sie nur auf eine solche Erklärung wartete . . .

Es war ein schwacher Trost, daß ihn andern Tages die gebildete, nicht unvermögende Dame beschwor, ihr umgehend mitzuteilen, warum sie seit einer Woche vergeblich auf seine Antwort warte, und ihn wissen ließ, daß sie nunmehr eine persönliche Begegnung ihrerseits geradezu herbeiflehe. Sie sei überzeugt, daß er in jeder Hinsicht dem Bilde entspreche, das sie sich nach seinen Briefen von ihm gemacht, und hoffe, daß er von ihr nicht allzu enttäuscht sein würde, wenn sie sich zum ersten Male persönlich gegenüberständen . . .

Als der in dem Briefe genannte Tag gekommen war, war Richard noch immer unentschlossen, ob er die Verabredung einhalten solle. Seine Neugier war groß. Dann aber dachte er an den Kneifer und an das säuerliche Lächeln . . . — Im letzten Augenblick schrieb er eine Postlagerkarte, er sei leider durch eine heftige, voraussichtlich langwierige Krankheit verhindert.

Als er am Abend an der Bücherei vorüberkam, ließ es ihm keine Ruhe mehr. Er würde sich bei dem jungen Mädchen wegen seiner Aufdringlichkeit entschuldigen müssen. Er würde ihr sagen, seine Absichten seien durchaus ernst . . . Klopfenden Herzens trat er ein.

Hinter dem Ladentisch stand ein ganz fremdes Mädchen, das freundlich lächelnd nach seinen Wünschen fragte. Sie war erheblich älter als die Angebetete und nicht entfernt so hübsch. Obgleich sie unleugbar eine Aehnlichkeit besaß mit ihrer Vorgängerin.

„Entschuldigen Sie", stammelte Richard verwirrt, „die andere Dame . . . Ich hätte sehr gern in einer dringenden Angelegenheit mit ihr gesprochen . . ."

„Das dürfte heute kaum möglich sein", sagte die Dame mit einem unangenehmen Lächeln. „Sie interessieren sich vermutlich für meine Schwester. Da will ich Ihnen nur gleich sagen, daß Sie sich keine Hoffnung zu machen brauchen . . ."

„Aber warum denn? Sie ist doch meines Wissens noch nicht verlobt . . .?!"

„Das gerade nicht. Aber sehen Sie, meine Schwester hat einen sehr merkwürdigen Geschmack. Sie will nämlich unbedingt einen Mann heiraten, der ihr geistig überlegen ist. Mein Fall wäre sowas ja nun ganz und gar nicht. Sie steht da seit einiger Zeit mit jemandem in Briefwechsel und schwört darauf, daß es der Richtige ist. Seine Briefe läßt er sich unter dem Kennwort Apollo schicken, und heute trifft sie ihn. Das wird ein netter Apollo sein . . ."

„Da ging i ans Brünnle"

Zeichnung von H. Kocher. Sch. u. Sch./M.

Ein Fußtritt

Von Herta Pia

Joe Mac O'Brien, irischer Schulmann in Newyork, Ecke Broadway und 42nd Street verspürte mitten im verkehrsreichen Gewühl, das er mit seinem Gummiknüppel winkend in sichere Bahnen lenkte, einen heftigen Schlag unterhalb seiner Rückengegend.

Empört wandte er sich um. Er vermutete, daß der Lenker eines Wagens eine Geschicklichkeitsprobe mit dem Kühler an ihm ausprobiert hatte. — Stattdessen sah er in das grinsende Gesicht eines fadenscheinigen jungen Mannes mit dünnem Schnurrbart, der sich vor Lachen ausschütten wollte. Und als Mac O'Brien seinen blauen Uniformmantel von rückwärts, so gut es gehen wollte, nach vorn zog, erkannte er deutlich den Abdruck eines staubigen Absatzes.

Der riesige Ire griff sich den kleinen Fadenscheinigen.

„Sie haben auf offener Straße . . ."

Der Richter mußte sich Mühe geben, Würde zu wahren. Denn junge Mann erklärte, daß es sich niemals um einen Beleidigungsakt gegen das trefsare Objekt gehandelt habe, sondern lediglich um eine Unterkunftsfrage. Er sei davon überzeugt, daß sich ihm eines Tages die passende Chance bieten würde. Jetzt aber müsse er die Zeit ins wissen so oder so überbrücken.

Mac O'Brien war doch nicht nur unterhalb seines Rückens, sondern in seinem Ehrgefühl getroffen. Er fuchte den Kleinen in der Zelle auf, musterte ihn aus seinen hellblauen, jetzt geradezu kalkig altbernden Augen und sagte nur: „Warte, ich trete Dich mal wieder!"

Der Kleine zuckte die Achseln: „Ich habe schon diese Tritte bekommen. Wen kümmert's? Mich nicht."

Die Zeit verging. Fünfzehn Jahre später ereignete sich folgendes: Ein kleiner Herr mit dem Bauch wohlgeordneter Verhältnisse und den ergrauten Schläfen eines harterprobten Lebens stand auf dem Podium und bedankte sich vor den Honorationen der Stadt Brightburrn für die Ehrenbürgerschaft, die ihm dank der Svenden seiner Wurstfabrik angetragen worden war. Da betrat ein eisgrauer Riese das Podium und die Hehrheite des neugebackenen Ehrenbürgers.

„Kümmert's Dich?" fragte der Riese und sammelte in der allgemeinen Aufregung den seinen vom Fußboden auf.

Am nächsten Tage saßen beide friedlich beieinander und rauchten eine Zigarre:

„Aber ich verstehe nicht", sagte der Kleine im Klubsessel. „Daß Sie während der ganzen Jahre meinen Namen behielten und mich verfolgten."

„Ich ahnte daß aus Ihnen einmal etwas werden müsse. Sie haben den richtigen amerikanischen Nerv."

„Und was machen Sie jetzt. Mac O'Brien?"

„Well. ich bin pensioniert. Aber ich könnte einen Posten als Richter in einer Wurstfabrik nebenher gebrauchen."

„Darüber läßt sich natürlich reden."

Ein Reitergeneral erobert die Luft

Das Lebenswerk des Grafen Zeppelin

Durch Hohn und Not zum Sieg

Von Erich Musch-Osten

1. Fortsetzung.

Vor dem Festungsstädtchen Lauterburg stoben die französischen Gendarmen und Grenzwächter entsetzt auseinander, als die deutsche Reiterschar über die Zugbrücke galoppiert kam. In scharfem Ritt ging es durch die Stadt, und die braven Lauterburger, die gerade zur Kirche gingen, blieben erstaunt an den Straßenrändern und sahen den Reitern nach, die nun schon wieder das entgegengesetzte Ende, das Stadttor, erreicht hatten und sich mit geschwungenen Säbeln einen Weg durch die herbeieilende Torwache bahnten.

Ein Glück, daß Lauterbach nicht von französischen Truppen besetzt war, sonst wäre die Patrouille kaum durchgekommen.

Nun ging es querfeldein weiter. Ab und zu hielt man an, ergriff die mitgeführten Feldbeile und schlug damit Telegraphenstangen um. Mittags wurde in dem Dörfchen Neuweiler Rast gemacht. Man stärkte sich mit Brot und Wein, und die Bewohner brachten Klee für die Pferde herbei.

Dann ging es weiter in scharfem Trab auf Trimbach zu. Als man das Dorf erreicht hatte, sah Graf Zeppelin plötzlich eine feindliche Lanzierpatrouille zum jenseitigen Dorfeingang hereinsprengen. Donnernd gab er das Kommando zur Attacke. Mit gezogenen Pallaschen jagten die deutschen Reiter auf den Feind los. Graf Zeppelin ritt an der Spitze. Er warf sich auf den Lancier, der die französische Abteilung anführte, holte kräftig aus, der schwere Säbel krachte auf den Helm des Franzosen nieder, ein Aufschrei, und schon sank der Getroffene vom Pferde.

Entsetzen packte nun die übrigen Franzosen. Sie rissen ihre Gäule herum und suchten ihr Heil in wilder Flucht. Nur einem gelang es nicht, zu entkommen. Es war ein Gendarm, der den feindlichen Soldaten den Weg gezeigt hatte. Zeppelin griff in die Zügel des Gendarmenpferdes und konnte auf diese Weise den Mann gefangen nehmen. Aber man ließ ihn dann wieder laufen, nachdem man ihm die Meldungen, die er bei sich trug, abgenommen hatte.

Die Patrouille wollte weiter vorstoßen, da wäre ein Gefangener nur hinderlich gewesen.

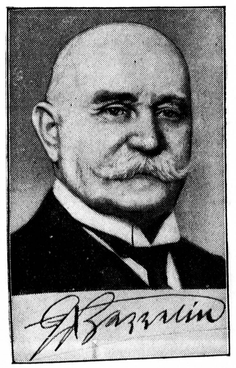
Die ersten Schüsse — der erste Tote

Gegen Abend erreichte man bei Hunspach die Bahnlinie Weißenburg — Hagenau. Mit einem paar wuchtigen Beilhieben wurden die Telegraphenapparate im Stationsgebäude zerstört und die vorliegenden Depeschen mitgenommen. Ein paar Dragoner bekamen die Aufgabe, die Eisenbahnschienen aufzureißen und so die Bahnlinie zu unterbrechen.

Die Nacht verbrachte man in einem Forst. Keiner der Männer dürfte wohl, mitten von Feinden umgeben, in dieser Nacht ein Auge zugemacht haben.

Am nächsten Morgen wurden ein Leutnant und zwei Mann zurückgeschickt, um über die bisherigen Erkundungen Meldung zu erstatten. Graf Zeppelin setzte sich an die Spitze seiner Reiter, und weiter ging es, auf Wörth zu. In den Ortschaften, durch die man kam, nahmen die Bewohner meistens eine drohende Haltung gegen die Patrouille ein. Trotzdem gelang es, festzustellen, welche französischen Truppenteile die nächstliegenden Städte besetzt hatten.

Im Galopp jagten die Reiter durch Wörth, das von Feinden noch frei war. Aber zum guten es, den bereits sehr ermatteten Pferden eine gute Gelegenheit zu längerer Rast zu verschaffen. In einem Waldtal stieß man auf einen versteckten Meiler, den Schirtenhof. Man lannten die erschöpften Pferde getränkt und gefüttert werden. Die Männer eilten, nachdem ein Posten ausgestellt war, in die Gaststube, und ließen sich Essen geben. Gierig schlangen sie die Kartoffeln, über die etwas saure Milch gegossen war, herunter.



Da knallten draußen plötzlich Schüsse. Graf Zeppelin sprang als erster ans Fenster. Er sah, wie eine große Abteilung feindlicher Chasseurs gerade in den Hof galoppierte. Jetzt waren die Deutschen von ihren Pferden abgeschnitten. Eine unheilvolle Situation.

Zeppelin traf seine Anordnungen. Gegen die gewaltige Uebermacht der Feinde war ein regelrechter Kampf völlig aussichtslos, zumal die Dragoner nicht einmal an ihre Karabiner herankommen, die am Pferdesattel angebracht waren.

„Jeder muß auf eigene Faust versuchen, sich zur deutschen Grenze durchzuschlagen!" schrie Zeppelin, während er mit der Pistole durch das Fenster auf die Franzosen im Hofe feuerte.

Zwei der deutschen Offiziere, die die Treppen hinunterstürmten, wurden schwer verwundet.

Luftschiff LZ VI bei Göppingen am 30. Mai 1909

Bei einer Notlandung rammte das Luftschiff einen Baum wobei die Spitze zerstört wurde. Das Luftschiff setzte mit einem Notverband die Reise fort. (Photo: Histor. Bilderd. / Eig. Bildant.)

Der eine von ihnen starb bald darauf. Er war der erste Tote des Deutsch-Französischen Krieges. Mit einigen Augen mußte Graf Zeppelin ansehen, wie seine Leute, die sich durchzuschlagen versuchten, einzeln abgefangen wurden. Es wurde ihm klar, daß alles verloren war.

Aber er selbst mußte versuchen, den Ring der Feinde zu durchbrechen, koste es, was es wolle. Die wichtigen Meldungen, die er zu erstatten hatte, erforderten das!

Es gelang dem Grafen, unbemerkt durch ein nach hinten gelegenes Fenster auf die Wiese zu springen und sich von dort wieder an die Straße heranzupürschen. Sein Herz bebte aufgeregt, als er bemerkte, daß nur etwa 20 Schritt von ihm entfernt eine Bauersfrau ein Chasseurpferd hielt, dessen Reiter vielleicht abgeschossen war.

Das war die Rettung! Nun galt es, alle Kräfte ein letztes Mal anzuspannen. Mit offenem Mund sah die brave Frau, wie plötzlich ein deutscher Offizier auf sie zusprang, sich mit den hastig hervorgestoßenen Worten: „Pardon, Madame!" auf das Pferd schwang und, als wäre der Teufel hinter ihm her, eilig davongalopierte.

Es war auch die höchste Zeit! Denn schon hatten ihn die Feinde entdeckt und jagten ihm nach. Aber zum Glück hatte er ein so schnelles Pferd erwischt, daß die Verfolger ihn nicht einholen vermochten. Schon kam ein Wald in Sicht, auf den er zusteuerte. Er ritt in das dichteste Gestrüpp hinein, stieg ab und kletterte auf einen Baum. Bald hörte er ganz in seiner Nähe einen Zug Chasseurs vorübertrauben.

Sie hatten ihn nicht entdeckt. Aber was sollte er nun tun? Er war völlig erschöpft. Hunger und Durst peinigten ihn, rings um ihn herum schwärmten die Streifen der Feinde — und er war 9 Stunden von der deutschen Grenze entfernt!

Er raffte sich aber wieder auf und ritt weiter. Die Nacht verbrachte er in einer einsamen Köhlerhütte. Und am nächsten Tage gelang es ihm nach Ueberwindung vieler Hindernisse, die deutsche Grenze wieder zu erreichen.

Das war der Heldenritt des Grafen Zeppelin zu Beginn des Deutsch-Französischen Krieges. Wie ein Lauffeuer eilte die Kunde von der kühnen Tat durch die Armee und begeisterte die Soldaten.

Luftballons schweben aus dem belagerten Paris

Als Generalstabsoffizier hatte Zeppelin dann keine Gelegenheit mehr, sich im Verlauf des Krieges durch mutige Husarenstreiche auszuzeichnen. Aber sein beobachtender Geist hatte auch hier reichlich Gelegenheit, sich zu bewähren.

Einen gewaltigen Eindruck soll es auf Zeppelin gemacht haben, als er von Villiers aus beobachten konnte, wie aus dem belagerten Paris Freiballons aufstiegen, in denen die leitenden Männer des französischen Volkes über die Belagerungsarmee hinweg in das unbesetzte Gebiet flogen, um dort die Volkserhebung zu organisieren. Auch Gambetta verließ auf diese Weise Paris und packte sich in die Provinz, um dort den Widerstand zu entflammen.

Es war ein erregendes Schauspiel, diese Ballons aus der eingeschlossenen Festung aufsteigen und nach Nordwesten entschweben zu sehen. Natürlich mußten die Belagerten dazu immer einen günstigen Wind abwarten.

Der Anblick der fliegenden Freiballons soll den Grafen Zeppelin veranlaßt haben, sich wieder seiner Gedanken darüber zu machen, wie sehr die militärische Verwendbarkeit dieser Ballons steigen würde, wenn man sie lenkbar machen könnte.

Vielleicht wurde in dieser Minute der Gedanke des lenkbaren Zeppelinluftschiffes geboren!

Generalpostmeister und Kavalleriemajor . . .

Nach dem Siebziger Kriege kam Graf Zeppelin vom Stab zum aktiven Truppendienst. So sehen wir ihn im Jahre 1873 bei den Ulanen in Ulm, wo er in einem transportierbaren Haus gewohnt haben soll, wie er solche während des amerikanischen Krieges drüben überm Ozean gesehen hatte. Sein lebendiger Hang für technische Dinge brachte ihn auf Gedanken, über die andere Offiziere sicherlich mitunter den Kopf geschüttelt haben mögen.

Um diese Zeit las Zeppelin eine Broschüre des Generalpostmeisters von Stephan über „Weltpost und Luftschiffahrt". Die Gedanken, die in diesen dünnen Heft gefangen waren, bewegten Zeppelin sehr nachdrücklich, sie riefen in ihm auch das Erlebnis mit den Freiballons vor Paris wieder ins Gedächtnis. Stephan führte aus, daß Luftfahrzeuge eine große Zukunftsbedeutung hätten, wenn es gelänge, sie technisch etwas weiter zu entwickeln und vervollkommnen. Sie könnten dann auch als Postfahrzeuge eine große Rolle spielen, eine wichtigere noch, als die Eisenbahn, wenn man es fertig bringen würde, schnellfliegende Ballons zu schaffen.

Das waren Gedanken, die Zeppelin mächtig anspornten, und von denen er nicht mehr los kam. Er muß in sich gespürt haben, daß das Schicksal ihm in dieser Hinsicht eine besondere Aufgabe gestellt hatte.

Damals begann er die ersten Entwürfe über Freiballons starren Systems. Nur eines war ihm dabei noch nicht klar: mit welcher Kraft er diese Fahrzeuge betreiben wollte. Denn noch war ja der Motor nicht erfunden!

Der Reitergeneral im Studierzimmer

Die Jahre vergingen.

Immer höher stieg Graf Zeppelin auf der militärischen Stufenleiter empor. Und er war für die übergeordneten Kommandostellen gewiß kein bequemer Truppenoffizier!

Alles, was er im Siebziger Kriege gesehen und gelernt hatte, versuchte er jetzt bei der Truppe anzuwenden. Die dramatisch verlaufene Patrouille zu Kriegsbeginn, die seinen Namen berühmt gemacht hatte, führte ihn zu der Erkenntnis, wie falsch es sei, den Karabiner am Sattelzeug unterzubringen. Wären die Dragoner damals im Besitz ihrer Karabiner gewesen, dann hätten sie wahrscheinlich durch ein rasendes Schnellfeuer die französischen Lanciers in Schach halten und sich durchhauen können.

Der Karabiner gehört zum Mann! Diese Meinung vertrat Zeppelin nun nachdrücklich auch in Eingaben an die leitenden militärischen Stellen, ohne freilich damit durchzudringen. Der militärische Apparat war damals noch sehr schwerfällig und hielt zäh an althergebrachten Gebräuchen fest.

Trotzdem ließ Graf Zeppelin nicht nach. Ihm ging es immer um die Sache. Er wußte genau, daß er mit seiner Beharrlichkeit seine Stellung gefährdete, aber er ging dieses Risiko freudig ein.

Wir sehen den Grafen dann als Kommandeur eines Ulanenregiments in Stuttgart, dann als Württembergs Militärbevollmächtigten und schließlich auch Gesandten in Berlin. 1890 ging er wieder zur Truppe zurück und übernahm als Generalmajor eine um Saarburg garnisonierte Kavalleriebrigade.

Er war immer mit Leib und Seele Soldat gewesen, und die verantwortungsvolle Stellung eines hohen Kavallerickommandeurs im Grenzgebiet befriedigte ihn sehr. Trotzdem fühlte er, daß er nun am Ende seiner militärischen Laufbahn angelangt war.

Als Mann, der zu handeln gewohnt war, sah Zeppelin aus dieser Tatsache sofort die Konsequenzen. Er reichte noch im selben Jahre sein Abschiedsgesuch ein. Als General a la Suite des Königs wurde er in den Ruhestand entlassen.

Aber er lächelte nur, wenn er das Wort Ruhestand hörte. Was nun in seinem Leben begann, das hatte mit der behaglichen Gebrogenheit des Ruhestandes nichts zu tun.

Arbeit hieß die Losung, und nicht Ruhe!

Er hatte nur einen anderen Arbeitsraum aufgesucht. Der Reitergeneral war aus der Kaserne in die Studierstube gegangen.

„. . . niemand will den Sprung ins Dunkle wagen!"

Mit Feuereifer stürzte sich Graf Zeppelin jetzt auf seinen Plan der Konstruktion eines starren, lenkbaren Luftfahrzeuges. Schon im Jahre 1892 lag ein klar durchdachtes Projekt vor, das im Grunde genommen bereits alle die Elemente enthielt, die den Gedanken des späteren Zeppelin-Luftschiffes ausmachten.

Hierin vor allem beruht die Genialität des Grafen Zeppelin als Erfinder. Mit einem einzigen Wurf war ihm der Grundgedanke seiner Erfindung geglückt, der später immer nur verbessert und vervollkommnet zu werden brauchte.

Die Zeitgenossen des Jahrzehnts von 1890 und auch noch darüber hinaus waren darüber freilich meist anderer Ansicht. Das galt sogar für die zünftige Fachwissenschaft, die zum Teil auf die Vorstellungen mit einem Gefühl gutmütigen Spottes reagierte.

Aber davon nahm der Graf keinerlei Notiz. Das Schicksal hatte ihm einen Befehl erteilt, und den wollte er als Soldat ausführen. Alles übrige, auch die Meinung der Umwelt über ihn, war für ihn völlig unerheblich. Gewiß, es beschäftigten sich damals auch noch eine Reihe anderer Männer mit dem Gedanken der Konstruktion eines lenkbaren Luftfahrzeuges. Aber Zeppelins Projekt war etwas völlig anderes, an dem gemessen die Versuche der übrigen wie Spielereien anmuteten.

Zeppelin plante zum Unterschied von den anderen einen riesigen Schiff, und vor allem ein durch Versteifungen und ein Gerippe starrgemachtes Schiff. Hier lag die Kühnheit seines Planes und hier sah er auch zu seinen Fingerbreit nach, wenn ihm sich überlegen gebärdende Techniker ihr „Unmöglich" entgegenriefen.

Er sah das Kind seiner Phantasie schon in den Lüften schweben und war deshalb nicht gesonnen, sich von Besserwissern in seine Pläne hineinreden zu lassen.

Einmal weilte ein Verwandter bei ihm zu Besuch, der ihm erzählte, in den Lebenserinnerungen von Ernst v. Siemens wäre zu lesen, daß dieser berühmte Mann der Technik die Konstruktion eines Lenkluftschiffes für aussichtslos halte, weil man die technischen Mittel dazu nicht besitze.

Dem Grafen Zeppelin war diese Aeußerung genau bekannt. Aber er ließ sich durch sie nicht in seinen Plänen beirren.

„Mein Ziel ist klar, und meine Berechnungen sind richtig!", antwortete er dem Besucher. Und er fügte noch einen Satz hinzu, der klar zeigt, wie genau dem Grafen damals die Abgründigkeiten seines Tuns bewußt waren.

„Für mich wird keiner eintreten", sagte er, „denn niemand will den Sprung ins Dunkle wagen!"

Aber er wagte ihn, diesen Sprung ins Dunkle. Er war so nicht umsonst als beherzter Reitergeneral bekannt!

Das Wort „Unmöglich" hatte er aus seinem Sprachschatz gestrichen.

Das erste Luftschiff schwebt empor

Graf Zeppelin wußte genau, was seinem großen Werk bevorstand. Er wußte damit rechnen, daß sich am Anfang Mißerfolge ergeben würden, und es war vorauszusehen, da

Ein zarter Kuß

Ein Schirm — man sieht's — schützt nicht allein
vor Regen und vor Sonnenschein.
Das wissen auch schon diese Kecken,
die klug sich unterm Schirm verstecken:
„Sie" drückt ihm scheimisch, doch nicht bange
den ersten Kuß auf seine schmale Wange,
und haucht, dieweil er schüchtern tut,
voll Unschuld zart: Ich bin dir gut!

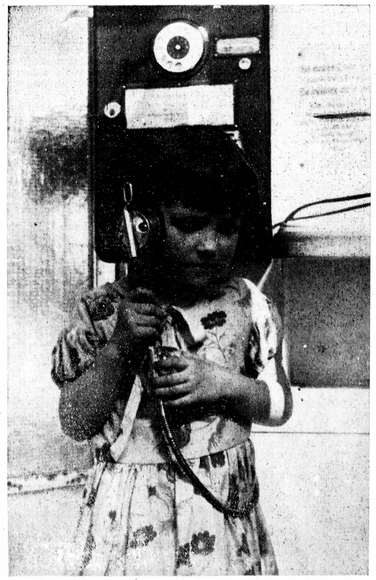
Bilder und Buchstaben

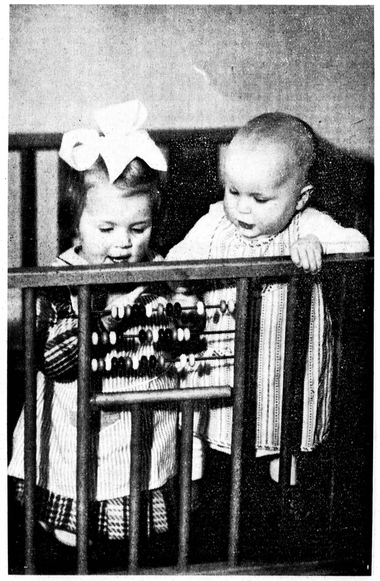
Von Jeher ist die Kunst zu lesen
Für kleine Leute mühevoll gewesen.
Hier sieht man Lieschens eifrige Versuche
in einem frohen Bilder-Lesebuche.
Sie rätselt ernst und sonder Mißvergnügen,
dem eignen Wissensdrange zu genügen.
Und kommt mit Sorgfalt Seit' um Seite weiter:
Man sieht's: sie wird von Satz zu Satz gescheiter.

Die Kamera im Kinderparadies:

Erste Berührung

Kinder sind Freudenbringer! Wo sie in ihrer frischen Unbekümmertheit uns begegnen, wo sie mit Augen uns anschaun, hinter denen noch ganz unberührte, unschuldvolle Seele steht, wo sie mit stammelnden Worten, die noch ohne alle Verstellung und Täuschung sind, zu uns sprechen, — immer sind wir in ihrem Bann. Da beobachten wir sie, da folgen wir ihrem Spiel, da freuen wir uns an ihrem Glück, erleben mit liebender Anteilnahme und nicht ohne tiefe Freude die kleinen Kämpfe, in denen jedes Kind sich Schritt für Schritt das Leben erobert, nachahmt, was es sieht, und es den Großen gleichzutun sich müht. Mit welcher Zähigkeit und Energie, mit welchem Kraftaufwand lernt das Kind die ersten Schritte tun! Mit welchem Ernst geht es in frühem Spiel seinen kleinen Gedanken nach! Solche Tage und Stunden mit dem Kind zu verleben, schafft ungeahnte Freuden ohne Zahl, läßt uns selbst wieder ganz Kind werden!





Am Telefon

Welch ein Wunder, dachte Gret:
Wenn man an der Scheibe dreht,
Vierunddreißig, fünf und zwo
Gleich schon hört man irgendwo,
ganz weit fort, die wohlbekannte
Stimme einer lieben Tante.
Und man spricht nun frei und frisch,
plaudert wie am Kaffeetisch.
— Halt, denkt Gret, gerade so
sprech ich Vati im Büro:
Also, zwanzig, drei und vier:
„Hallo, Vati, Gret ist hier . . ."

Erster Unterricht

Aus des Laufstuhls enger Mitte
machte Bub die ersten Schritte
mutig bis in eine Ecke,
und noch weiter ging die Strecke.
Da entdeckte unser lieber
Kleiner diesen Rechenschieber.
Zwar noch ahnt' er nicht bei weitem
was dies Ding wohl mag bedeuten,
doch er freut sich sehr daran,
weil er damit spielen kann.
Bis das Schwesterchen mit Sinn
schiebt die Scheiben her und hin.
Und es wundert sich der Kleine,
wie man doch die bunten Steine
mit Geschick auch ordnen kann.
Machst du's nach, du kleiner Mann?

Photos (4) Bavaria / Text u. Verse v. J. J. Link.

Haus, Hof und Garten

Bessere Dungpflege in allen Betrieben!

Es ist schon oft darauf hingewiesen worden, daß im Stallmist und in der Jauche große Mengen wertvollster Pflanzennährstoffe enthalten sind. Um sie zu erhalten und später den Kulturpflanzen zugänglich zu machen, müssen sie sorgfältig aufbewahrt und pfleglich behandelt werden. Nur so lassen sich Verluste vermeiden. Leider läßt aber gerade die Aufbewahrung und Pflege von Stallmist und Jauche noch in sehr vielen landwirtschaftlichen Betrieben aller Größenklassen viel zu wünschen übrig. Und doch sind die Uebelstände fast immer mit geringen Kosten abzustellen.

Voraussetzung für eine gute Aufbewahrung ist eine brauchbare Düngerstätte. Die meisten Dungstätten haben folgende Fehler, die unbedingt beseitigt werden müssen:

1. Oft ist die Jauchegrube so gebaut, daß bei allmählicher Füllung der Grube die Jauche auf den Mistbaufen zurückstauen kann. Die Abbildung 1 veranschaulicht dies. Wenn man aus einer solchen Dungstätte Stallmist ausfahren will, muß man häufig erst Jauche fahren! Und dann will die Jauche kein Ende nehmen, weil nicht nur der Raum der eigentlichen Jauchegrube, sondern auch ein großer Teil der Dungstätte mit Jauche gefüllt ist. Der durch die nasse Lagerung spezlig gewordene Dung trieft dann noch beim Ausfahren von Jauche, und mancher glaubt wohl gar, besonders guten Dung auf das Feld zu bringen! In Wirklichkeit ist aber spezliger Mist nicht der beste. Guter Dung ist mürbe, ohne dabei schmierig zu sein und läßt sich leicht streuen.

2. „Das Jauchefahren ist aber doch in dem eben geschilderten Falle eine sehr nützliche Beschäftigung!" So werden viele denken. Das ist schon richtig, wenn es sich dabei wirklich um Jauche handeln würde. In den meisten Betrieben ist es aber nicht Jauche, die da aufs Feld gefahren wird, sondern braun gefärbtes Regenwasser. Denn die Dungstätte liegt fast immer an der tiefsten Stelle des Hofes, und Dachrinnen, die das Regenwasser ableiten, sind an den Gebäuden nur sehr selten. So fließt also das ganze Regenwasser, das auf die gesamte Hoffläche fällt, durch den Stallmist in die Jauchegrube, die dadurch eigentlich nur eine große, in die Erde eingelassene Regentonne ist. Es ist also wirklich keine Jauche, die uns vor dem Stalldungausfahren soviel Arbeit macht! Wenn das Wasser auch wie Jauche riecht, viel Dungstoffe sind nicht darin enthalten. Sie wurden durch

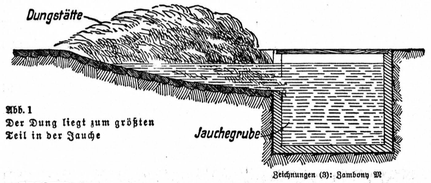


Abb. 1
Der Dung liegt zum größten Teil in der Jauche

Zeichnungen (3): Zambony M

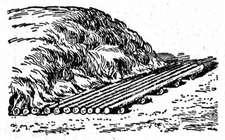


Abb. 2. Der Knüppelrost sorgt dafür, daß die unterste Schicht nicht speckig wird

das Regenwasser zu stark verdünnt. Es muß also auf jeden Fall dafür gesorgt werden, daß kein Regenwasser vom Hof auf die Dungstätte laufen kann. Um das zu vermeiden, genügt es, daß man rund um die Düngerstätte eine asphaltierte Rinne legt, die zufließendes Tagwasser aufnimmt und dann irgendwie ableitet.

Wenn diese beiden Grundfehler fast aller Dungstätten beseitigt sind, können wir mit der eigentlichen Pflege anfangen. Dabei gilt auch heute noch die alte Bauernregel: Halt' ihn feucht und fest, das ist für den Mist das Best! Feuchtigkeit hält aber nur der Mist, der dicht beieinander liegt. Damit wir nicht wieder in den unteren Lagen durch zuviel Feuchtigkeit verfaulten Dung bekommen, legen wir als Unterlage einen Knüppelrost auf die Dungstätte (Abb. 2). Auf den Knüppelrost kann man nun noch eine ordentliche Lage Stroh bringen. Durch die im Stalldung immer noch reichlich enthaltene Jauche wird auch dieses Stroh zu gutem Stalldung. Der Rost sorgt dafür, daß die überschüssigen Jauchemengen abgeleitet werden; er wirkt genau wie ein Dränrohr im Acker oder in der Wiese.

Eine weitere wichtige Pflegemaßnahme ist, daß der Dung nicht mehr wie früher auf die ganze Dungstätte gleichmäßig verteilt wird. Jeder Bauer weiß, daß frischer, noch strohiger Dung keine gute Wirkung hat. Der Zweck der Aufbewahrung beim Stallmist besteht demnach darin, daß die in ihm enthaltenen Nährstoffe leichter aufnehmbar gemacht werden.

Bei der üblichen Aufbewahrungsart wird der ganze vorhandene Dung gleichmäßig wie lange er lagert, ausgefahren. Das kann nicht richtig sein! Daher bringt man bei sorgfältiger Dungpflege den Dung zuerst nur auf einen Teil der Dungstätte. Es wird also die Dungstätte in etwa vier gleich große Teile geteilt, die nun nacheinander mit Dung beschickt werden. Dabei bemüht man sich, die einzelnen Stapel möglichst hoch aufzuführen, ehe man mit einem neuen Teilstück beginnt. Je höher jeder Stapel wird, um so besser ist die Güte des Mistes. Für kleinere Betriebe empfiehlt es sich, die einzelnen Abteilungen der Dungstätte durch

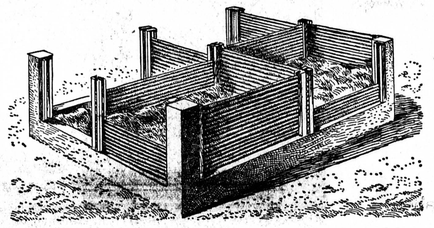


Abb. 3. Geteilte Dungstätte mit Zwischenwänden aus Stangenholz

einfache Holzwände zu trennen, damit vom Rande her nicht zu große Verluste eintreten (Abb. 3). Eine solche Düngerstätte liefert dann nicht nur besseren Dung, sondern ist auch ein Schmuck des Hofes! Die Jauchegrube legt man oft zweckmäßig unter einen Teil der Dungstätte.

Dr. Kohlbach

Das Ablegebrett am Grasmäher ist eine wesentliche Verbesserung

Zur Beerntung größerer Grünlandflächen erfreut sich die Grasmähmaschine einer zunehmenden Beliebtheit. Jedoch sind in der gebräuchlichen Form bei ihr die Verluste durch Verzetteluna ebenso groß wie beim Mähen mit der Sense. Sie lassen sich indessen wirksam vermeiden, wenn man den zur Handabnahme von Getreide mitgelieferten Lattenrost durch ein Ablegebrett oder -blech, wie es die Abbildung 1 zeigt, ersetzt.

Die Vorteile dieser Vorrichtung sind augenscheinlich (Abbildung 2): sie brauchen

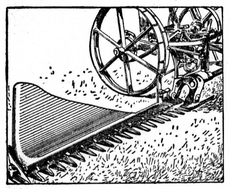


Abbildung 1
Grasmäher mit Ablegebrett (nach Mimbus)

Alle jungen, noch wachsenden beblätterten Pflanzenteile, sei es von Gras, Klee oder sonstigen Futterpflanzen, sind reich an Eiweiß und Mineralstoffen. Sie werden geschätzt als ein Kraftfutter mit höchstem Futterertrag! Mit fortschreitendem Wachstum vermindert sich indessen ihr Eiweißreichtum schnell; er wird aus Stengel-, Blüten- und Samenbildung teils verbraucht, teils durch Einlagerung von Holzstoffen schwer verdaulich. Für jeden Viehhalter ist es daher vorteilhaft, Futterpflanzen und Grummet möglichst jung zu schneiden. Aber in diesen Wachstumsstadium sind alle Pflanzen noch kurz, wodurch beim Mähen und Zusammenharken große Verluste entstehen. Jedes Mittel, welches geeignet erscheint, diese Verluste einzuschränken, verdient daher unsere Beachtung,

Zeichnungen: Zambony M

Abbildung 2
Grünfutterschnitt mittels Grasmäher mit Ablegebrett

nicht gesondert noch herausgestellt zu werden. — Natürlich muß dem Gespannführer ein Abnehmer beigegeben werden, aber dafür wird die Arbeitskraft, die sonst das Zusammenharken besorgt, eingespart.

Dr. E.

Geflügelaufzucht mit eigenen Futtermitteln

Durch die Verknappung aller käuflichen Futtermittel ist es notwendig geworden, fast ausschließlich wirtschaftseigenes Futter zu verwenden. Aber die Einschränkung acht noch weiter: Die in der Geflügelfütterung seither üblichen Getreidearten kommen nur noch insoweit hierfür in Betracht, als sie für die menschliche Ernährung nicht gebraucht werden, d. h. vom Brotgetreide können nur die Abfälle, außerdem Gerste und Hafer, verfüttert werden.

In einem gewissen Widerspruch zu dieser Futterknappheit steht die Notwendigkeit, mehr Geflügel als seither aufzuziehen. Es soll damit keine Bestandsvermehrung, sondern lediglich die für die Erzeugungssteigerung nötige Verjüngung des Geflügelbestandes durchgeführt werden, in dem Sinn, daß an Stelle aller älteren Hennen, die einen großen Teil des Jahres nur frei-

Zeichnung: Zambony M

sein, ohne etwas dafür zu leisten, ein- und zweijährige Tiere treten. Diese Maßnahme erfordert es, jährlich 50 Prozent des Gesamtbestandes als Junahmen einzustellen. Was an Aufzuchtfutter mehr gebraucht wird, macht sich nicht nur glatt bezahlt, sondern seine Beschaffung kann im bäuerlichen Betrieb keine besonderen Schwierigkeiten machen wenn nur das vorhandene Futter sachgemäß verwendet wird.

Die Lehr- und Untersuchungsanstalten haben in einer Reihe von Versuchen die Frage geprüft, inwieweit wirtschaftseigenes Futter allein in der Lage ist, ein hochwertiges Geflügelfutter für Legehennen und Jungtiere abzugeben. Fassen wir diese neuen Erkenntnisse mit den älteren Erfahrungen zusammen, so kommen wir zu dem Schluß, daß sich auch die Aufzucht fast hundertprozentig mit wirtschaftseigenen Futtermitteln durchführen läßt. Voraussetzung sei allerdings, daß die Forderung rechtzeitiger Brut (kein Schluß nach dem 15. Juni!) jetzt erst recht Geltung hat, denn die

Zeichnung: Zambony M

Ins praktische Bild

Die Reinigung verstopfter Ablaufrohre in Senkgruben usw. gelingt, wenn man hierzu den Gartenschlauch benutzt und ihn soweit wie möglich in das Rohr einführt. Dann verstopft man das Rohr mit Lappen, die man noch festhält. Der Druck der Leitung preßt die verstopfte Stelle durch. Es ist gleichgültig, an welchem Ende des Rohres man den Schlauch einführt.

W. N.

konzentrierten Eiweißfuttermittel zur Treibfütterung fehlen, mit deren Hilfe das an Zeit Versäumte durch beschleunigten Wuchs nachgeholt werden könnte.

Welche Futtermittel kommen nun heute für die Kükenaufzucht in Betracht? Als Körnerfutter wird anstatt Hirse, Buchweizen oder Weizenarütze, Hafer, dann abgebrochene Gerste, später eine der genannten Körnerarten oder ein Gemisch aus beiden verwendet. Da ganzer Hafer für die ersten Wochen ungeeignet ist, wird er geschält oder geschält verfüttert und ist in dieser Form ein wertvolles Futtermittel. Ist Mais aus eigener Erzeugung vorhanden, so wird er anfangs kleiner, später gröber gebrochen dem anderen Körnerfutter zugesetzt. Fein geschroten bildet er einen Zusatz zur Trockenmischung.

Für die Trockenmischung, die während der ersten acht bis zehn Wochen dauernd zur Verfügung steht, werden folgende Futtermittel herangezogen: Hafer, die Spelzen werden abgesiebt) und Gerstenschrot, Maisschrot und Weizenkleie, insgesamt etwa 60 Prozent. Dazu kommen 15 Prozent Kartoffelflocken oder -grieß, denn frische gekochte Kartoffeln eignen sich zur Kükenfütterung weniger, können dafür aber im Junahmenstadium um so ausgiebiger Verwendung finden. Als Ergänzung kommen 1 Prozent Holzkohle und je 2 Proz. phosphorsaurer Kalk und Schlämmkreide dazu.

Einige Schwierigkeiten macht die Beschaffung der Eiweißfuttermittel, die zur Aufzucht benötigt werden, denn ohne Eiweißfutter ist keine Fleischbildung, also kein Wachstum, möglich. Da für die wichtige Wachstumszeit, die ersten Lebenswochen, mengenmäßig nur sehr wenig Futter benötigt wird, ist es richtig, die vorhandenen Mengen an Eiweißfuttermitteln, die käuflich zu haben sind, gerade für diese Zeit zu verwenden. In der Trockenmischung für die Küken leisten sie beste Dienste. Wo ein Zusatz von 10 Prozent Soja-Erbsen-Pferdebohnenschrot oder Leinkuchenmehl und 10 Prozent Dorsch-, Fleisch- oder Blutmehl möglich ist, da kann die Trockenmischung als vollwertig angesehen werden. Wo nicht, müssen wir uns anders helfen. Dort dient dickflüssige Magermilch zur Vervollständigung der eiweißarmen Mischung. Sie wird während der ersten Lebenstage jeden Wasser und etwa vom fünften Tag ab als alleinige Tränke den Küken gereicht. In der Magermilch haben wir ein wirtschaftseigenes Eiweißfuttermittel, das bei der Geflügelfütterung gewöhnlich bessere Wirkungen hat, als jedes andere Futter tierischen Ursprungs. Sie hat allerdings zwei Nachteile, die mit in Kauf genommen werden müssen: Ihre Verfütterung macht mehr Arbeit als die der fertigen Futtermischung. Außerdem ist es nicht immer möglich, den Tieren die zur Deckung des fehlenden Eiweißbedarfs notwendige Menge beizubringen, besonders an kühlen Tagen oder bei Regenwetter, wenn der Durst geringer oder die Möglichkeit sonstiger Wasseraufnahme geboten ist. Wir greifen dann zu einem weiteren Mittel und mischen einmal täglich eine Mahlzeit der genannten Trockenmischung mit Sauermilch und reichlich Grün zu einer feuchtkrümeligen Masse. Zwischendurch kann noch etwas Quark, rein oder mit Grün vermischt, gereicht werden. Am jungen Grün ist der zweite wichtige Eiweißlieferant aus eigener Wirtschaft zu sehen dem gleichzeitig eine gesundheitfördernde Wirkung zukommt. Für die notwendige Abwechslung ist gesorgt: Der Garten liefert Spinat, Salat und Kresse, der Acker Rotklee, Luzerne und Gras in jungem Zustand, und am Wegesrand finden sich Löwenzahn und Brennessel. Wo den Tieren im Alter von drei bis vier Wochen Auslauf auf Grünland gewährt werden kann, da ist wiederum Gelegenheit geboten zum Auffinden eiweißreicher und gesunder Nahrung, wie allerlei Getier, junge Grashalmen und dergleichen mehr.

Junge Gänse und Enten können mit noch einfacheren Mitteln als Hühner aus wirtschaftseigenem Futter aufgezogen werden. Kartoffeln, Weizenkleie oder Haferschrot, saure Magermilch und Grünzeug bilden die Grundlage ihrer Ernährung, wobei für Gänse mehr Gewicht auf die Grünfütterung zu legen ist, während Enten steigende Futtergaben gut vertragen. Wenn so alle Möglichkeiten der Futterbeschaffung aus eigener Wirtschaft herangezogen werden, so ist für eine ausreichende Jugendernährung ge-

Dr. A. Brauer.

Guten Appetit!

Ein Frühstück auf Westfalen-Art

Nahezu jede deutsche Landschaft hat ihre Nationalgerichte oder -getränke, die nicht zuletzt den Ruhm ihres Heimatlandes in aller Welt verbreitet haben. Und der Name mancher Landschaft, mancher Stadt, ist zu einem Begriff geworden gerade durch ein Getränk oder Gericht, dessen Bezeichnung sich mit dem Stadtnamen verbindet. Münchener Bier und Salzburger Nockeln sind auf der ganzen Welt berühmt. Aber es gibt noch andere Spezialitäten, die typisch sind für ein Land, so die Spätzle für Schwaben, die Weißwürste für Bayern, das „Himmelreich" für Schlesien. / Eine deutsche Landschaft ist besonders reich an solchen Nationalgerichten und -getränken, die zum Teil weltberühmt, zum Teil aber auch kaum über die Grenzen ihres engen Verbreitungsgebietes hinaus bekannt sind: **Westfalen!** / Jedermann weiß, was ein richtiges Westfalenfrühstück ist — **Schinken, Korn und Pumpernickel.** Kaum ein Bauernhaus gibt es in Westfalen, in dessen Rauchfang nicht den ganzen Winter über die riesigen Schinken hängen, wo sie langsam räuchern, bis sie völlig vom Rauch durchzogen sind. Westfälischer Korn, das ist ein ganz bestimmter Begriff für Feinschmecker. So ölig schwer und gleichzeitig feurig rinnt kein anderer Korn durch die Kehle. Und der Pumpernickel — das westfälische Schwarzbrot — ist eine Spezialität, die nirgends so hergestellt werden kann wie in ihrem Ursprungsland. Ein schwarzes, schweres, sehr nahrhaftes Vollkornbrot, das in Ziegelform gebacken wird, hat der Pumpernickel seinen Siegeszug längst in alle Welt angetreten. Neben diesen überall bekannten Spezialitäten gibt es aber in Westfalen noch andere bodenständige, von der Landschaft abhängige Gerichte und Getränke. Hierzu gehört vor allem das **Altbier.** Es ist ein obergäriges Bier, ähnlich der Berliner „Weißen". Soll es richtig schmecken, so darf man es nicht vom Hahn schenken, sondern muß es aus dem Faß in irdene Krüge, die sogenannten „Bullenköppe", abfüllen. — „Knabbel", nach dem Backen gebrochenes, noch einmal im Ofen getrocknetes Brot, wird von alt und jung in Kaffee oder Milch eingebrockt. Und so wie kein echter Westfale zum zweiten Frühstück Schinken, Korn und Pumpernickel vermissen möchte, so muß es zum ersten Frühstück und zur Vesper Knabbel geben. — Aber auch noch andere Speisen gibt es in Westfalen, die sich durch eigentümliche Bereitung auszeichnen und zu den westfälischen Nationalgerichten zählen: Vor allem die „Töttchen" mit Mostert, Korn und frischen Brötchen. Und erst die Großebohnen mit Speck! Die „Struwen" und Eierkuchen! Aber machen wir uns den Mund nicht wässerig, greifen wir lieber herzhaft zu! Und vor allem: Guten Appetit!

Schinken, Pumpernickel, Korn und Altbier, das ist ein richtiges Westfalenfrühstück. — Bild links: Der Schinken hängt im Rauchfang. / Text und Photos (4) Dr. Hans Franz.

Spiel des Schicksals

ROMAN VON JUSTUS EHRHARDT

10. Fortsetzung

„Ob sie wirklich immer diesen weiten Weg gemacht hat?" Er zeigt Jasper, wie sehr er bereits von allen Einzelheiten Besitz ergriffen hat. Aber Jasper hütet diesen letzten Bezirk mit solcher Wucht, daß der andere auf eine Antwort verzichtet.

„Einfach phantastisch!" schreit er im Anblick des verschneiten, einsamen Jägerhäuschens aus. Spuren im Schnee, überall, und trotzdem hat man dieses Versteck nicht früher entdeckt. Unbegreiflich, einfach unfaßbar.

Der Landjäger zeigt sich als die verkörperte Ruhe. Er schüttelt schon vor der Tür den Kopf. Nein, da steckt keiner mehr drin. Das riecht man gewissermaßen schon. Die Herdplatte ist eiskalt, aber die Asche, da steckt noch ein Rest von Wärme drin. Das letzte Feuer flammt von gestern, soweit stimmt die Sache schon. Der Fußboden der Hütte ist peinlich sauber. Beschriebenes, zerknülltes Papier liegt in einer Ecke, vergessen und übersehen. Vielleicht ein entscheidendes Indiz, denkt Richter, aber der Landjäger will nicht mit einem anderen teilen und nimmt es ihm einfach ab.

Jemand hat hier gehaust. Wochenlang schon. Jemand ist von irgend etwas überrascht worden und ganz schnell geflohen. Man hat das so im Gefühl, und es gibt auch einige Anhaltspunkte hierfür: das Stück Speck zum Beispiel. Eine Büchse Tee. Kleinigkeiten, aber sie ergänzen Vermutung und Verdacht.

Jasper macht ein paar Schritte im Schnee vor und zurück. Wenn der Mann herausgesprungen wäre mit einem Revolver oder mit einem Brett und hätte Jasper einen Schlag vor den Kopf versetzt, wäre die Wirkung nicht so schlimm gewesen. Man wüßte dann doch wenigstens, woran man war. Und nun tappte man in eine noch größere Ungewißheit und Verdammnis hinein.

Die beiden Männer in der Hütte interessierten sich für Einzelheiten, ihn ging nur das Große etwas an. Aber nun war das Geheimnis noch undurchsichtiger, und er hatte Ina verraten.

*

Der Kellner Franz ging mit gekränktem Gesicht herum. Herr Schmidt schlief noch, er war ja auch bis gegen Morgen aufgeblieben.

„Nein, Fräulein Stenhus, bedaure. Ich weiß nicht, wo Herr Schnack ist." Gott, wie blaß und vergrämt das Mädchen aussah. Ina stand noch eine Weile unter der Tür. Warum stand sie eigentlich noch hier? Ihr Platz war doch da unten. Sie mußte ihm gegenübertreten und sagen, warum sie das alles getan hatte. Vorher war das doch alles so leicht erschienen. So mit lächelndem Gesicht, wie man Weihnachtsüberraschungen bereitet, und der andere sich mitfreuen muß, ob er will oder nicht.

Oder nicht! Es stieß sie die Angst zum Büfett zurück. Zu überlegen gab es nun nichts mehr. Die Tür der Telephonzelle schloß sie von der ganzen Welt ab. Einen Augenblick kam sie sich geborgen und befreit vor. „Blitzgespräch!" Was war ein Blitzgespräch? Blitze schlugen ein und zündeten, sie konnten Menschen töten, aber niemand zum Leben erwecken. Taumelnd überlegte sie noch: Wenn nun Frau Rusch kein Telephon besaß, wenn nun jetzt nicht ein rettender Ausweg offen blieb . . .

Der Kellner Franz war ein mitleidiger Mensch. Das Mädchen mußte wirklich schweren Kummer haben. Erst das viele Fernsprechen und gestern die Ohnmacht. Man mußte ein gutes Wort zu ihr sagen, wo alle Kavaliere fort waren. Wenn sich wenigstens Burre um sie kümmern wollte.

„Herr Schnack ist mit Herrn Richter und dem Landjäger fort. Ich denke, in einer Stunde oder so was können sie zurück sein. Es soll ja nicht so weit von hier entfernt sein," sagte Franz treuherzig und leise.

Mit dem Landjäger . . . .? dachte Ina stumpf und leer. Es soll ja nicht so weit von hier entfernt sein . . . . „Was denn? Von was reden Sie denn eigentlich?" Eine tödliche Angst packte nach ihrem Herzen.

„Den Brandstifter . . ." flüsterte Franz geheimnisvoll und sah sich vorsichtig um. „Sie dürfen es aber keinem Menschen verraten. Wissen Sie denn nichts von dem Feuer gestern abend? Ach so, richtig, Sie waren gestern abend schon oben. Haben Sie nichts gehört? Es hat doch gebrannt im Nebenhau . . ." Sie hat wahrhaftig nichts gehört. „Also gestern abend, so gegen elf hat es gebrannt. Nicht schlimm. Wir haben es natürlich gleich gemerkt und gelöscht. Aber es war ziemliche Aufregung. Daß Sie aber auch nichts gehört haben . . . Toll war das im ersten Augenblick. Nun denken manche, daß jemand das Feuer angelegt hat."

„Ferngespräch für Fräulein Stenhus," meldet das Mädchen vom Büfett her.

„Ja, ich komme," rief Ina zurück. Sie versteht die Zusammenhänge noch nicht ganz. „Hier spricht ihre Schwester. Ich bin am Apparat, vielleicht kann ich etwas ausrichten . . ."

„Nein, ich muß, muß, muß Frau Rusch selber sprechen," fleht Ina. „Es handelt sich um . . . es handelt sich vielleicht um Herrn Nönnebeck . . . Martin Nönnebeck . . ."

„Ist er denn dort?" kommt die Stimme erregt und flackernd zurück. „Er soll doch, soll doch in Alaska sein. Frau Rusch ist hingefahren. Fräulein Hiller hat geschrieben!"

Wer ist denn Fräulein Hiller? will Ina fragen, aber es ist ja so unwichtig.

„Ich kann Ihnen sagen, wo Frau Rusch telegraphisch zu erreichen ist, ich würde natürlich auch sofort selber telegraphieren. Es ist ja so wichtig. Bitte, verständigen Sie doch gleich . . . Wer spricht denn dort? Ich habe vergessen zu fragen . . ."

Ina hat den Hörer schon angehängt. Wie unwichtig Namen hierbei sein können, Stenhus, Hiller, Stenhus, Hiller, stammelt sie vor sich hin. Sie muß doch etwas haben, woran sie sich halten kann.

Im Stehen schreibt sie das Telegramm, daß Nönnebeck vielleicht hier ermittelt werden kann. Nichts von Kommen und Erwarten. Nur vielleicht. Vielleicht wird Martin den Weg finden.

„Bitte dieses Telegramm gleich aufzuheben . . ." hält sie Franz das Blatt hin. Der sieht sie vorwurfsvoll an: „Also der Brand. Wir stürmten gleich hin," setzt er seinen Bericht fort. „Ach so, der Brandstifter. Herr Schnack will dem Landjäger den Brandstifter zeigen. Hütte im Wald. Finsteres Gesicht . . ." Franz wiederholt wichtig, was er vorhin aufgeschnappt hat. „Ich glaube ja nicht so ganz an den Spuk, jedenfalls sieht der Landjäger mal nach dem Rechten. Das heißt nach dem Gespenst, das Herr Schnack gesehen haben will . . . Fräulein Stenhus, hallo . . ." Franz ist jetzt ehrlich empört. Mitten im Satz läßt sie ihn stehen und rennt davon wie wild. Launen sind das, wie bei einer Filmdiva. Nichts als Launen. Da fährt sie wahrhaftig über den Hang. Ist ihr wohl ganz plötzlich eingefallen, noch ein bißchen loszulaufen. Weg ist sie. Launen, nun soll nur noch einmal einer kommen, der von mir was wissen will . . .

*

Die beiden Herren sind etwas betreten. Richter sieht scheu nach der Seite zu Jasper. Schließlich hatte der doch die Anregung gegeben. Jasper möchte in den Schnee und womöglich noch in die Erde versinken. Was soll er denn Ina nun eigentlich sagen? Aber Ina läßt niemand zu Wort kommen. Sie spricht überhaupt nur mit dem Beamten, der eben seine Notizen beendet hatte und sich nie gern von Weiberwolf stören läßt. Aber das ist eine ganz und gar städtische und überlegene Dame, so eine, bei der man unwillkürlich gerade Haltung annimmt.

„Wen suchen Sie denn hier?"

„Das kann Ihnen gleichgültig sein," möchte der Landjäger Borck sehr grob antworten und sagt deshalb sehr höflich: „Den Mann, der hier genächtigt oder gewohnt hat."

„Und warum lassen Sie ihn nicht in Ruhe? Ich meine, was will die Polizei von ihm?"

Es ist so etwas Drohendes in der Stimme, das langsam und schwer heraufsteigt und gleich mit Blitz und Donner irgendwo niederfällt, aber davor fürchtet sich Borck nicht: „Der Mann steht im Verdacht, eine strafbare Handlung begangen zu haben!"

Ina lacht schrill und gequält auf: „Strafbare Handlung!"

„Brandstiftung," sagt Richter bedeutungsvoll und gelpannt. „Da staunen Sie, Fräulein Ina, was? Und hier haben Sie Besuche gemacht. Humanitäre Anwandlungen, was? Sympathien mit den Aermsten der Landstraße. Na, da sehen Sie mal wieder . . ." Aber er traut sich nicht, seine Gedanken auszusprechen, weil Ina so sonderbar in die Gegend starrt.

„Der Mann ist kein Landstreicher!" Inas Stimme ist hart und unnachgiebig. Jetzt werden Blitz und Donner einfolgen.

„Sagen Sie das nicht. Landstreicher sind . . ."

Jasper wischt Richter und alles andere fort. „Ina", bettelt er. „Ina, wer ist der Mann? Sagen Sie es doch. Das kann doch kein Mensch mehr aushalten!"

Ina verzieht den Mund wie ein Kind, das weinen möchte. Richter könnte ihr in diesem Augenblick alles, aber auch alles verzeihen. Aber Ina überlegt wohl noch eine Minute, zwei Minuten. Niemand unterbricht ihr Zögern.

„Der Mann, der hier gewohnt hat," sie wächst über sich selbst hinaus, als sie endlich spricht. Schmerz, bitterer Schmerz, Liebe, Hoffnungslosigkeit brechen aus ihr heraus. „Der Mann, der hier gewohnt hat, heißt . . . Martin Nönnebeck!"

Rrrrr . . . rrr . . . tack . . . tack . . . tack. Richter duckt sich in seinen Bunker, weil das schwere Maschinengewehr der Engländer dauerfeuert. Ducken, abwarten. Er hört sein Herz dröhnend antworten, aber ist es Artilleriefeuer. Sonderbarer Vergleich. Da steht ein Landjäger mit offenem Munde, da lehnt sich Jasper Schnack gegen die Wand einer elenden, halb zerfallenen Hütte, und hier soll Martin Nönnebeck, augenblicklich der Welt berühmtester Mann, gewohnt haben?

Richter wartet noch eine Weile. Aber das Leben bringt Ueberraschungen mit sich. Nur der taugt etwas für dieses Dasein, der nach jedem Stoß sofort wieder auf den Beinen steht.

„Martin Nönnebeck, der Amazonasforscher . . .?" sichert er noch einmal. „Gesagt, wie interessant ist das. Meine Ahnung . . . Intuitiv gefühlt . . ."

Ina rührt sich nicht. Eine Antwort ist ja auch nicht mehr nötig.

„Das ist natürlich ganz etwas anderes," nickt der Landjäger Borck und blättert in seinem Notizbuch, Seite 104: Alle Polizeidienststellen und das Publikum werden ersucht . . . Natürlich las Borck nicht nur Dienstblätter. Alle Zeitungen standen doch damals seitenvoll von dem Verschwundenen. „Sie wissen das genau? Der Forscher Nönnebeck? Das wäre natürlich ganz etwas anderes. Und wo befindet sich der Herr augenblicklich. Ich müßte ja dann doch einmal Rücksprache mit ihm nehmen."

„Offenbar hat er seinerseits dazu keine Neigung." Richter macht eine Handbewegung durch die verlassene Hütte.

Jasper kämpft den schwersten Kampf seines Lebens. Er war ja an allem schuld. Ina nickt ihm starr und milde zu: „Das verdanke ich also Ihnen, Jasper . . ."

Wie sie das sagt, öffnet sich wirklich der Boden unter Jasper, und er versinkt ins Nichts. „Ich wußte ja nicht, ich konnte ja nicht wissen," stammelt er, noch rot vor Beschämung, aber das hört Ina schon nicht mehr. Sie schluchzt nicht und weint auch nicht, aber die nassen Tränen laufen ihr auch so über die Backen. Nun erst ist alles verloren. Nun gibt es keine Verständigung mehr. Man kann nicht mehr sagen, ich wollte dir helfen, ich wollte dir den Absprung leichter machen, ich wollte dich an die Pflicht erinnern und dich für das Leben wiedergewinnen. Für das Leben? Für mich. Ich habe nur an mich gedacht, weil ich dich liebe. Da ist eine kalte, unfreundliche Hütte, und es flackert kein Feuer mehr unter der Herdplatte. Die Stimmen hier sind noch kälter als der Raum. Der Landjäger spricht oder Richter. Jasper ist an allem schuld.

„Ich werde alle Polizeistationen hier herum verständigen," sagt Borck. „Von dem Fräulein da ist ja auch nicht mehr zu erfahren, und wenn man auch nur eine alte Soldatennatur ist, aber daß dem Fräulein da wohgetan worden ist und Fragen nur alles schlimmer machen, das hat man doch im Gefühl. Ich werde auch die Spezialpolizei benachrichtigen. Vielleicht schicken die sofort jemand her . . ." Der grimmige, gefürchtete Landjäger Borck spricht mit seiner huttamsten Stimme, was ihm nur gerade Tröstliches einfällt. Sie wirkt ab. Nicht hat sie. Nicht gleich die Spezialpolizei anrufen. Die kann ja auch nichts daran ändern. Aber die Kollegen Miersch, den Klinkel, Barth und Meißer anrufen. Sie sollen aufpassen und die Waldarbeiter benachrichtigen, die Förster. Borck entwickelt einen genauen Kriegsplan. Weit kann der Mann doch nicht gekommen sein.

Richter verbeugt sich vor Ina: „Dann können wir ja wohl gehen. Hierher kommt er ja doch nicht zurück. Und es wird uns schon etwas einfallen, wie und wo man ihn suchen könnte, nicht wahr, Herr Schnack, Herr Landjäger Borck?" Schlagzeilen über allen Zeitungen flattern vor ihm her. Sensationelle Entdeckung im Sauerland. Und man war dabei, erlebte endlich einmal eine große Sache. Morgens hieß es: Amazonasforscher Nönnebeck in deutscher Waldeinsamkeit gefunden. Nicht gefunden, leider nicht gefunden, seufzt Richter auf dem Rückweg.

Ina wollte erst nicht mit zurück, aber zuletzt mußte sie einsehen, daß dann auch Richter und Jasper gefliehen wären. Wie konnte man die Geschichte mit Ina Stenhus und Nönnebeck zusammenbringen? Erschütternde Tragödie um den erneut Verschwundenen. Richter phantasiert und denkt in den Wendungen eines Kriminalromanes. Aber, als Ina's Gesicht von der Seite sieht, fällt alles wieder zusammen, und er schämt sich sogar über seine Erlebnisfreude. Es ist wirklich zum Heulen, wie hilflos man sein kann. Langsam dämmern ihm die Zusammenhänge: Inas heimliches Verschwinden. Die Ankündigung des Buches war offenbar gegen ihren Willen und vertrübt geschehen. Irgendwie mußte Nönnebeck von der Sache erfahren haben. Aus irgendeinem Grunde hatte ihm das den Rest gegeben. Richter fluchte leise vor sich hin: bei logischer Ueberlegung war jetzt alles so hoffnungslos verfahren wie nur möglich. Man konnte ja alle Zusammenhänge nicht einmal ahnen, und von Ina würde nichts zu erfahren sein.

Jasper trottete wie ein zum Tode Verurteilter hinter der Gruppe her. Was er getan hatte, konnte nie mehr gut gemacht werden. Das stand ganz fest. Er hatte einen Augenblick lang den Glauben an Ina verloren, und das entschied über alles. Sie würdigte ihn keines Blickes mehr. Sie konnte durch ihn hindurchsehen, und das war eigentlich erst das schlimmste.

Der Landjäger machte eine hölzerne Verbeugung vor Ina. Er versuchte sogar die Hacken zusammenzuschlagen aber es war ja Winter, und an den Stiefeln hingen die Schneeschuhe: „Es wird schon wieder werden, Fräulein, das verspricht Ihnen Borck. Es wird getan, was getan werden kann. Geduld, Fräuleinchen!" Er sprach es und schob den Waldweg mit dem blauen Pfeil und dem roten Dreieck entlang.

Vor dem Sporthotel stand Burre, ungeduldig, gereizt und ungeduldig. Er nahm nicht einmal den Stumpen aus dem Mund heraus und erkundigte sich von weitem: „Bist du denn ganz verrückt geworden?" Er meinte eigentlich Jasper damit, der Training und Verabredung vergessen zu haben schien. Der nickte gehorsam aber auch Richter nickte schuldbewußt zu. Komplett verrückt, sonst hätten sie den Gedanken an Brandstiftung erst gar nicht ausbrüten können.

„Guten Tag, Fräulein Ina, aber das geht wirklich zu weit. Wir sind die einzige Mannschaft, die heute nicht gefahren ist . . ." Rumps saß er fest. Wie ein Geist, blaß, verhext, sterbensmatt, schwebte Ina an ihm vorbei, erwiderte nicht einmal seinen Gruß. Da war sie schon über die Treppe nach oben verschwunden.

Sau, hustete Burre, noch einmal laut und bestürzt: hem!

„Tja", nickte Richter trübe. „So ist das, und da läßt sich auch nichts daran ändern." Er schnallte die Riemen von den Schuhen, stieß den Schnee von den Brettern und sah sich noch einmal unsicher und unzufrieden um: Wohin denn jetzt? Vielleicht sich an einen Tisch in dem Speisesaal setzen und wichtig tun? Karten spielen oder Geschichten erzählen. Nein, nichts erzählen und nicht herumquatschen. Das Leben selber war doch immer anders als die Geschichten, und es war wirklich zum Heulen, wie hilflos man sein kann. Langsam dämmern ihm die Zusammenhänge: Inas heimliches Verschwinden. Die Ankündigung des Buches war offenbar gegen ihren Willen und vertrübt geschehen. Irgendwie mußte Nönnebeck von der Sache erfahren haben. Aus irgendeinem Grunde hatte ihm das den Rest gegeben. Richter fluchte leise vor sich hin: bei logischer Ueberlegung war jetzt alles so hoffnungslos verfahren wie nur möglich. Man konnte ja alle Zusammenhänge nicht einmal ahnen, und von Ina würde nichts zu erfahren sein.

Jasper trottete wie ein zum Tode Verurteilter hinter der Gruppe her. Was er getan hatte, konnte nie mehr gut gemacht werden. Das stand ganz fest. Er hatte einen Augenblick lang den Glauben an Ina verloren, und das entschied über alles. Sie würdigte ihn keines Blickes mehr. Sie konnte durch ihn hindurchsehen, und das war eigentlich erst das schlimmste.

Der Landjäger machte eine hölzerne Verbeugung vor Ina. Er versuchte sogar die Hacken zusammenzuschlagen aber es war ja Winter, und an den Stiefeln hingen die Schneeschuhe: „Es wird schon wieder werden, Fräulein, das verspricht Ihnen Borck. Es wird getan, was getan werden kann. Geduld, Fräuleinchen!" Er sprach es und schob den Waldweg mit dem blauen Pfeil und dem roten Dreieck entlang.

Vor dem Sporthotel stand Burre, ungeduldig, gereizt und ungeduldig. Er nahm nicht einmal den Stumpen aus dem Mund heraus und erkundigte sich von weitem: „Bist du denn ganz verrückt geworden?" Er meinte eigentlich Jasper damit, der Training und Verabredung vergessen zu haben schien. Der nickte gehorsam aber auch Richter nickte schuldbewußt zu. Komplett verrückt, sonst hätten sie den Gedanken an Brandstiftung erst gar nicht ausbrüten können.

„Guten Tag, Fräulein Ina, aber das geht wirklich zu weit. Wir sind die einzige Mannschaft, die heute nicht gefahren ist . . ." Rumps saß er fest. Wie ein Geist, blaß, verhext, sterbensmatt, schwebte Ina an ihm vorbei, erwiderte nicht einmal seinen Gruß. Da war sie schon über die Treppe nach oben verschwunden.

Sau, hustete Burre, noch einmal laut und bestürzt: hem!

„Tja", nickte Richter trübe. „So ist das, und da läßt sich auch nichts daran ändern." Er schnallte die Riemen von den Schuhen, stieß den Schnee von den Brettern und sah sich noch einmal unsicher und unzufrieden um: Wohin denn jetzt? Vielleicht sich an einen Tisch in dem Speisesaal setzen und wichtig tun? Karten spielen oder Geschichten erzählen. Nein, nichts erzählen und nicht

Frühlingswunder

Durch stiller Wälder Düstern
Sinn ich — Schritt um Schritt,
Wunderheimlich Flüstern
Geht vertraulich mit.
Hält mich zart umschlungen,
Küßt mich ungesehn —
Wehevoll durchdrungen
Bleib ich lauschend stehn.

Von der Sonnenhalde
Singt ein Fink sein Lied
Mir in's Herz. — Im Walde
Wunder noch geschieht:

Meiner Seele Zagen
Löst sich — Schritt um Schritt —
Wie in frohen Tagen
Singt sie jubelnd mit.

K. Hansen.

getrieben, und nun wälzten sich am Himmel graue Wolken in langsamer Fahrt über das Land. Es roch geradezu nach Schnee. Am Uebungshang waren nur wenige Menschen. Burre überlegte wie ein Feldherr, rasch und gründlich. Nönnebeck also! Wenn Nönnebeck ohne Ziel losgelaufen war, blieb er in den Wäldern da unten stecken. Wer sich da verirrte, fand so leicht nicht heraus. Der Mann mußte Schweres erlebt haben, daß er sich statt Ruhm und Ehren zu vereinnahmen, in die Einsamkeit der Wälder verkroch. Man hätte den Mann in Ruhe lassen müssen, bis er sich selber wiederfand. Burre verstand noch nicht alles, aber, daß hier geholfen werden mußte, war so klar wie Jaspers Dämlichkeit.

Burre steckte sich einen neuen Stumpen an, dann stand der Plan fest. Jasper raste wie ein Irrer zum Start der Bobbahn. Jasper hinderte die drei Mannschaften, die dort auf Freie-Bahn-Meldungen warteten, am Start. Er telephonierte zum Zielhäuschen. Er suchte so lange, bis er den Schikurs auffand. Richter trommelte mit den Fäusten gegen alle Türen, unbekümmert darum, wer dahinter wohnte: „Alarm, alles sofort antreten!" Was sollte er denn sonst sagen. Wem es nicht paßte, der konnte ja weiterpennen oder herumlegen. Vor dem Eingang sammelte sich rasch eine in die Breite und Tiefe gehende Gruppe. Fünfzehn, zwanzig, dreißig Menschen.

„Genug!" kommandierte Burre. „Alles mal herhören! Training und Vergnügen werden sofort abgebrochen!"

Jemand platzte heraus: „Oho!" Köpfe wurden geschüttelt, überall starrten fragende, verdutzte Gesichter auf Burre. Der wartete einen Atemzug lang, dann fuhr er fort, ein Klirrender, alles Zusammenreißender: „Der bekannte Amazonasforscher Nönnebeck, der seit Wochen verschwunden ist, hat sich heute nacht oder heute morgen da unten in den Wäldern verirrt. Zu weiteren Erklärungen reicht die Zeit jetzt nicht. Wir werden die Wälder genauestens absuchen. Ausschwärmen und suchen. Nicht eher zurückkehren, bis wir ihn gefunden haben. Der Sportlehrer ist für seinen Schikurs verantwortlich, die Trainingsmannschaften unterstehen ihrem Kapitän. Wer sich von dem übrigen Volk so viel zutraut — es wird eine verdammte Anstrengung —, kann sich mir anschließen. Alles klar? Also, hier ist die Karte . . ." Burre umriß auf der Karte das Gebiet, das abgestreift werden sollte. „In zehn Minuten Abfahrt!"

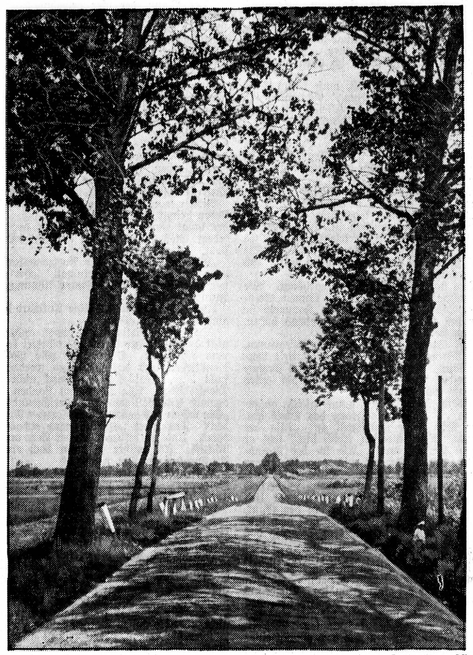
Zehn Minuten später sah Ina von ihrem Fenster eine endlose Schlange von Männern den Hang hinuntersausen. Einer hinter dem anderen, an der Spitze Burre, Jasper, Richter, mit rudernden Armen den Stock schwingend, ihm ging die Fahrt offenbar nicht schnell genug. Der letzte Mann tauchte eben im Walde unter, als eine vorbeiwehende weiße Flocke vor dem Fenster vorbeiwehte. Eine Flocke, und es konnte ein Irrtum sein. Die Augen schmerzten ja so vom Starren und Weinen. Noch eine Flocke und dann, als sei auf die Minute die große graue Wolke über den Berg aufgeschlichtet worden, schnite es in grauen, gleichmäßigen Flocken, daß der Waldrand zugedeckt wurde, die Spuren untergingen. Zuletzt ertranken auch die blauschwarzen Wälder, die Hänge, der Himmel, die ganze Welt. Die Flocken lustierten gegen die Scheiben. Sie deckten alles zu, den Blick, die trostlosen Gedanken, jede Hoffnung.

„Nicht die Hoffnung", riß sich Ina mit letzter, verzweifelter Kraft aus der lähmenden Umklammerung. Wer die Hoffnung aufgibt, ist erst in Wirklichkeit verloren. War es nicht wie damals, als sie sich in der Dunkelheit und im Schnee untergehen ließ? Sie hatte um Hilfe gerufen, bis ihre Stimme erstickte und heiser wurde. Aber Martin Nönnebeck würde nicht rufen. Er ließ sich vielleicht noch einmal fallen, es lohnte ja doch nicht. Ich hätte mit den anderen fahren müssen, der Gedanke sprang sie einen Moment an, aber dann glitt er wieder von ihr ab. Es mußte schon seinen Sinn haben, daß sie nicht mit fort war. Martin rief nicht nach ihr. Der Schnee fiel in immer dichteren Wirbeln. Aus Mittag wurde Dämmerung. Franz schaltete Licht ein, aber Ina wehrte ihn ab. Im Saale waren alle Tische gedeckt, zehn oder zwölf Menschen saßen herum und fiederten auf ihren Tellern herum. Franz flöhnte: „Kein Mensch kommt zum Essen. Wie soll ich denn bloß fertig werden?" Aber Herr Schmidt kam einmal an Inas Tisch: „Es wird schon werden. Dreißig Männer, da wird er sich schon finden." Aber in Gedanken glitt er in die endlosen Wälder ab. Unterholz, durch das noch nie ein Mensch gekommen war, einsame Täler, in die sich hundert Menschen, tausend Menschen verkriechen konnten, ohne daß man eine Spur von ihnen fand.

Ina hielt es in ihrem Zimmer nicht mehr aus. Sie wartete auf eine Stimme, auf eine Nachricht. Sie wußte zuletzt selber nicht mehr, auf was sie wartete. Leise und unaufhaltsam glitten die Flocken herab. Jetzt sah man auch nicht mehr das Dach vom Touristenhaus. Alles deckte der Schnee zu. Alles . . .

Das Telefon riß mit heiserem Schrillen Ina aus allen Blicken und Gedanken heraus. Herr Schmidt trat aufgeregt hinter dem Büfett von einem Fuß auf den anderen. Er schien sich mit dem Kopf den Hörer am Ohr durch die Wand bohren zu wollen. „Jawohl! jawohl!" brüllte er schließlich wie besessen. „Natürlich . . . Sofort . . ." Ina lief durch den Saal. Geschah jetzt das Wunder? Nie wieder Schicksal spielen, bettelte sie vor sich hin. „Ein Ferngespräch, Fräulein Steinbus, zweite Zelle rechts. Ich habe umgestellt. Auslandsgespräch . . . Sie werden aus Italien verlangt . . ."

„Das ist doch gar nicht möglich, ich will doch aus einem Dorf angerufen werden oder von dem Landjäger Bork . . ." Eine Stimme erstickte und verwehte von einem anderen Stern. Sie kam wieder, näher und deutlicher. Eine andere Stimme knackte und sagte etwas. Ina sah das dichte Schneegestöber vor sich. Eine graue quirlende Wolke verdeckte den Waldrand, die blauschwarzen Berge und die blassen fernen Täler, zuletzt auch die Gedanken.



Der Weg in den Sommer (Scherl Bilderdienst, M)

Aber die ferne Stimme rüttelte an ihr. Ina riß sich aus der lähmenden Abwesenheit: „Na, ja, ich bin hier! Frau Rusch?" Frau Rusch! Also war es doch gut, daß ihre Gedanken noch einmal zurückkehrten. „Jawohl, Frau Rusch. Ich habe ihn selber gesehen, gesprochen, mehrere Male. Er wird wieder auftauchen." Ruhig und beherrscht war jetzt ihre Stimme. „Jawohl, er kommt gewiß wieder . . . Sie wollen hierher kommen? Die weite Reise. Natürlich müssen Sie ja wieder zurück, Seinetwegen waren Sie nach Italien gereist? Na, kommen Sie. Dann wird doch noch alles gut. Sie müssen kommen!"

Wenn alles schief geht, denke an Frau Rusch, hatte Pischer vor dem Abschied gesagt. Pischer hatte jetzt vielleicht einen Menschen auf dem Gewissen. Was konnte Frau Rusch nun noch helfen? Ich wollte dem Schicksal vorgreifen. Ich habe kein Vertrauen erkünstelt. Ich hätte ihm von Anfang an sagen müssen . . . Ueberlegungen, quälende Gedanken, aber zuletzt immer wieder stark, leuchtend und alles überwindend: Ich liebe ihn. Alles, was ich getan habe, mußte ich tun, weil ich nicht anders konnte, weil ich ihn liebte. Ich liebe ihn, von Anfang an und immer, was nun auch kommen wird . . .

Eine Stunde und noch eine Stunde lang fällt Schnee. Niemand kommt. Die Menschen bleiben stumm und warten sitzen. Es schneit nicht mehr. Plötzlich, wie es begonnen hat, bricht das Schneetreiben ab. Drei Stunden, vier Stunden, fünf . . .

Da kommen sie endlich zurück. Burre und Jasper ganz zuletzt, mit enttäuschten Gesichtern.

Von der Tür tappt Ina zum Tisch, läßt sich auf einen Stuhl fallen. Richter ächzt nach dem Büfett, und Jasper hat nicht mehr den Mut, an den Tisch zu kommen. Er sieht nur manchmal herüber. Ina spricht jetzt mit Burre, Burre berichtet. Sie haben getan, was sie konnten. Eine wahnsinnige Anstrengung für die meisten Beteiligten. Doppelt anstrengend weil ohne jedes Ergebnis. Die Wälder sind zu groß und dann auch noch der Schneefall. Es ist wirklich wie verhext.

Ina ist nicht mutlos? Nein? Recht so, Ina. Nicht unterkriegen lassen. Es gibt noch ein Dutzend Möglichkeiten . . . Burre wischt sich den Schweiß von der Stirn. Ina steht auf und geht geradewegs auf Jasper zu. Sie gibt ihm wahrhaftig die Hand. Burre sieht, wie Jaspers Gesicht sich verändert. Donnerwetter, denkt auch Richter, und vergißt einen Augenblick seine Ermattung und die schmerzenden Knochen: das ist anständig von Ina.

Ina trägt den Kopf hoch. Eigentlich wissen nur die drei, Burre, Jasper und Richter, was das bedeutet. Ina ist nicht mutlos. Das versöhnt schon halb mit dem negativen Ergebnis der Suchaktion. Was nicht ist, kann ja noch werden.

Durch Inas Anwesenheit ist die ganze Angelegenheit gewissermaßen von dem öffentlichen Gleis auf ein mehr privates verschoben worden. Jasper denkt: Ich werde wieder gut machen, was ich verspielt habe. Zuerst und vor allem kommt Ina . . .

Das ganze Hotel ist wie ein summender, aufgeregter Bienenschwarm. Martin Nönnebeck! Hundert Gerüchte wandern über die Tische und durch den Saal. Was hat Fräulein Steinbus mit der Geschichte zu tun? Ueber dünne Verbindungen kommt man nicht hinaus, denn die drei Wissenden sind verschwiegen, und für Richter bedeutet das nicht einmal ein Opfer.

Der nächste Tag ist der letzte vor dem Rennen. Man kann ja das Rennen nicht einfach ablasen. Die Bahn war selten so in Ordnung wie nach dem letzten Schneefall. Glatt asphaltiert durch das scharfe Training, und nun der Neuschnee. Alle Mannschaften müssen an diesem letzten Tag noch einmal alles aus sich herausholen. Aber die Münchner werden diesmal das Rennen machen. Sie fahren überlegen, zwei bis drei Sekunden weniger, als Burre trotz aller Arbeit herausholen kann. Aber Burre flucht deswegen nicht. Er sieht ja, jeder tut, was er kann, und wenn das Schicksal nicht will, dann eben nicht. Die Zähne zusammenbeißen. Die große Kurve. Aufpassen, Leute. Verrrrrrückt. Hinein in die Kurve. Die Wand wächst von Fahrt zu Fahrt höher: einmal werden sie doch noch bis in die Wipfel der Tannen fliegen . . . Burre trägt heute den dicken blauen Pullover und die rotkarrannten Lederhandschuhe. Unter der weißen Mütze sieht er aus wie ein Autorennfahrer. Sein Gesicht hat etwas Starres, Unbeweglicheres angenommen.

Ina nickt zustimmend, als Richter, der neben ihr steht, den Vorschlag macht, zur großen Kurve zu gehen. Alle Mannschaften sind an der Arbeit, und wer Zeit hat, ist am Drücken und Wetten. Burre? Nein, die Münchener. Ich wette ohn zu sind, daß die Schlesier . . . Ina wettet nicht und nichts. Sie wünscht Jasper und Burre den Sieg, weil sie an die beiden glaubt. Seit gestern, als Jasper sie so entlarvte, ist er ihrem Herzen nähergerückt. Man kann etwas in bester Absicht tun, und es führt zu einem schlechten Ende. Jasper hat das erfahren, sie hat es an sich selbst erlebt, nur glaubt sie noch nicht an das Ende.

Die Wolken über den Bergen sind wieder hoch und höher gestiegen. Der Wind weht aus einer anderen Richtung und treibt die dicken Wolkenbänke auseinander und weiter. Manchmal grüßt ein Fetzen blauer Himmel herunter. Das Thermometer klettert schon wieder. Ein Brief von Herrn Pischer ist angekommen: Durch Eilboten zu befördern! Sehr eilig. Aber Ina öffnet den gelben Umschlag nicht. Sie interessiert sich nicht für die Entschuldigungsgründe, die Herr Pischer vorzubringen hat. „Durch das Versehen eines Angestellten", „Mißverständnis", „Bedauerlich, sehr bedauerlich". Der Brief kann das Geschehene nicht rückgängig machen, also, lohnt es sich auch nicht, ihn zu öffnen.

Die Schlitten poltern und donnern durch die Kurve. Einmal hebt Ina die Hand und grüßt, weil sie die weiße Mütze Burres erkannt hat und die weit herausbängende Gestalt Jaspers. Niemand hat ihre Bewegung gemerkt, aber der Gruß sollte auch mehr symbolisch sein. Frau Rusch kommt. Was soll ich ihr sagen? Richter freut sich wie ein Kind über die Verfassung der Bahn. „Sehen Sie da, Fräulein Ina, blankes Eis. Wenn das so weiter geht, nimmt es die Bahn morgen mit der besten Bahn Europas auf. Wenn nur Burre morgen Schwein hat . . ."

So hat jeder seine Sorgen, und der Vormittag vergeht schnell. Beim Essen herrscht eine drangvolle Enge im Saal. Burre mit den drei Getreuen, darunter Jasper, neben ihm Richter und selbstverständlich auch Ina. Von Nönnebeck hat noch Burres Meldung keiner ein Wörtchen zu sagen. Es gibt auch so genug zu erzählen. Die Münchener sind in der Kurve umgeschlagen, es sah böse aus. Die Steuerung soll sich verbogen haben. Der Schlosser vom nächsten Ort ist schon unterwegs.

Richter sagt: „Ich muß euch heute nachmittag photographieren. Wenn ihr morgen gewonnen habt, brauche ich das Bild für mein Tagebuch . . . es wird eine der schönsten Seiten in meinen Erinnerungen. Die Sieger im Rennen . . . Im Büro werden sie Augen machen . . ."

„Vom Sieg unterhalten wir uns später", wehrt Burre ab. „Photographieren nicht gestattet!"

Darüber gibt es einen Streit, ob Richter ein Recht darauf hat, Burres Mannschaft zu photographieren; aber es ist mehr ein Streit um Worte als um die Sache.

„Wer uns sehen will, kann sich gefälligst hierher bemühen!" entscheidet Burre, allem Aufmund und jeder Verbrämung todfeind.

Richter faßt sich dieser Entscheidung nicht und begründet wortreich seinen Anspruch: „Wenn jeder so dächte . . . und außerdem . . . und überhaupt . . ."

Da ruft Herr Schmidt, schon wieder, oder immer noch, aufgeregt und zappelnd quer durch den ganzen Saal: „Telefon für Fräulein Steinbus!" Das Murmeln und Geschirrklappern verebbt. Ina springt erschrocken auf, die ganze Tischrunde, polternd und Platz machend, auch. Die Gesichter sehen sich vielsagend an. Das Murmeln und Klappern schwillt schon wieder an und schlägt wie eine Welle über Ina zusammen. Richter kann seine Unruhe nicht mehr bezähmen, er läßt den Teller stehen und geht langsam hinter Ina her. Jasper steht auch auf: „Vielleicht kann ich ihr irgend etwas abnehmen", und tappt schnell hinterher.

„Eben angekommen", sagt eine frische weibliche Stimme im Apparat. „Ich bin hier auf der Bahnstation und werde einen Schlitten nehmen. Direkt aus Italien gekommen.

Ich bin Ihnen ja so dankbar . . ."

„Bitte, keine Ursache", hört sich Ina jetzt antworten. „Hoffentlich muß ich Sie nun nicht enttäuschen, es ist nicht alles so ausgegangen, wie ich es mir wünschte, Herr Nönnebeck ist nämlich plötzlich verschwunden . . ."

„Ah!" Der Ausruf hängt noch eine Weile wie ein atemloser Spritzer voll Enttäuschung in der kleinen Zelle. „Fort. Er ist nicht mehr da?" Und noch einer zögernden, unsicheren Pause: „Es ist doch, es ist doch nichts passiert?" . . .

Ina schluckt und überwindet ihre Schwäche. „Nein! Er wird wiederkommen. Wir müssen ihn suchen. Helfen Sie mir. Ja?"

Die Stimme am anderen Ende etwas befreiter, zufriedener: „Aber natürlich deshalb komme ich ja. Sie kennen Herrn Nönnebeck näher? Sie sind befreundet? Entschuldigen Sie meine Neugierde. Als ob wir nicht alles später besprechen könnten. Der Schlitten kommt eben . . ."

Sitzt wir befreundet. Ich kenne Herrn Nönnebeck näher, überlegt Ina und bleibt noch einen Augenblick in der Zelle. Weiß man das doch?

Draußen stehen Jasper und Richter. Jasper sagt: „Kann ich jetzt irgend etwas für Sie tun?" Und Richter hebt den Kopf: „Oder ich?"

„Ja" nickt Ina, „ich brauche Ihr Zimmer, Jasper. Frau Doktor Rusch ist unterwegs. Sie kommt direkt aus Italien."

„Wegen? . . . wegen Nönnebeck". löst Richter seine eigene Frage.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Hopfen zum Fliegen . . .

Die „fliegenden" Brüder und ihr Weg zum Sieg - Vor 25 Jahren starb Wilbur Wright

Die Welt ist undankbar, und die Menschen sind vergeßlich. Besonders in der Geschichte der Technik, die schnellste Fortschritte wie kaum ein anderes Gebiet der menschlichen Kultur kennt, trüben die Ereignisse des Tages leicht die Erinnerung an das Verdienst großer technischer Pioniere. So konnte es geschehen, daß am 30. Mai 1912 Wilbur Wright, einer der hervorragendsten Wegbereiter der Fliegerei, einer der Mitbegründer der Flugwissenschaft, und zugleich ein Praktiker großen Formats, starb, ohne daß die Weltpresse mehr als eine kurze Notiz über den Tod des Amerikaners gebracht hätte. Man kann sonst nicht sagen, daß damals die Zeitungen für das Flugwesen wenig Interesse gehabt hätten — im Gegenteil. Fast jeden Tag brachten sie Nachrichten aus diesem neuen Gebiet des menschlichen Fortschritts, und sie berichteten auch getreulich über die vielen flugsportlichen Ereignisse, die damals die Fliegerei immer volkstümlicher machten.

Der „Nordwestdeutsche Rundflug" nahm in Deutschland alles Interesse in Anspruch, als Wilbur Wright in Amerika an einer tückischen Typhuserkrankung starb. Zur allgemeinen Förderung des Flugwesens wurde überall für die „Nationalflugspende" geworben und gesammelt. Der große Flug Berlin—Wien wurde vorbereitet und erhielt in vielen deutschen Zeitungen spaltenlange Würdigungen. — Und noch etwas anderes stand in den Zeitungen. Man ist erschüttert, wenn man die Blätter jener Tage in die Hand nimmt. Es vergeht kaum ein Tag, an dem man nicht mehr oder minder lakonische Notizen über schwere und vielfach tödliche Flugunfälle lesen konnte.

55 Stunden in der Luft — eine unerhörte Leistung!

Es erscheint uns heute nach fünfundzwanzig Jahren kaum verständlich, daß die Menschen damals einen Wilbur Wright zu würdigen vergessen konnten. Aber Amerika war weit weg, und die mehr oder minder glücklichen fliegerischen Ereignisse der europäischen „Aviateure", fast wöchentlich sich überstürzende neue Rekorde im Langstreckenflug, im Höhenflug über Land und Meer machten die Zeit schnell vergessen, da Fliegen und Hopfen beinahe das selbe waren. Am 17. September 1903 waren es die Gebrüder Wright, die mit einem Doppeldecker, den sie in allen Teilen samt Motor selbst gebaut hatten, den ersten Motorflug in der Welt ausführten. Er dauerte gerade 12 Sekunden und überwand eine in nur geringer Höhe geflogene Strecke von 53 Meter. Der Natur war mit diesem vom Menschen erzwungenen und vom Menschen organisierten Weg durch die Luft ein Geheimnis entrissen, an dessen Lösung geniale Menschen seit langer Zeit geglaubt hatten, und für dessen Preisgabe schon in der Vergangenheit mancher Kämpfer und Träumer sein Leben geopfert hatte.

Auf dem Tempelhofer Feld bei Berlin Wilbur Wright (im dunklen Anzug) wird nach seinem Flug beglückwünscht.

Die Gebrüder Wright, Wilbur und Orville, haben verschiedentlich erklärt, daß ihre Leistungen auf den Erfahrungen und Leistungen der großen deutschen Flugpioniere Lilienthal aufbauten. Mit den ungeahnt zweitausend Gleitflügen, die die Brüder Lilienthal in den Jahren 1891 bis 1896 ausführten, mit ihren Beobachtungen, Beschreibungen und Berechnungen gaben sie die Grundlage für jede weitere fliegerische Arbeit. Die Gebrüder Wright haben dann, bevor sie an den Bau eines Motorflugzeuges gingen, selbst mehr als zweitausend Gleitflüge glücklich ausgeführt. Dabei war sich ein Flug in einer Zeit, da man sich die primitivsten fliegerischen Kenntnisse erst durch ständige Versuche erwerben mußte, immer ein lebensgefährliches Experiment. Schließlich hatte ja Otto Lilienthal selbst sein Leben am 9. August 1896 der Fliegerei geopfert.

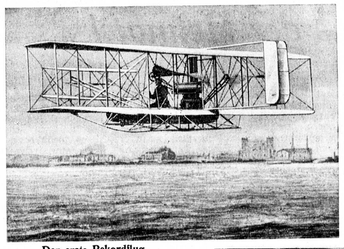
Lilienthals und Daimlers Vorarbeit

Fünfundzwanzig Jahre nach Wilbur Wrights Tod wollen wir nun den Werdegang der Gebrüder Wright verfolgen, noch einmal miterleben, wie diese großen Amerikaner die Entwicklung des Flugwesens mit Flugmaschinen, die schwerer als Luft sind, für Jahre bestimmten.

Ursprünglich besaßen die Gebrüder eine Fahrradfabrik. Die Herstellung der Bicycletten geschah im eigenen Hause und verlangte von jedem, der sich mit einem solchen Aufgabengebiet befaßte, einen erfinderischen Kopf und eine sichere, exakte Hand. — Nachdem es dem deutschen Ingenieur Gottlieb Daimler gelungen war, einen Explosionsmotor zu erfinden, der endlich ein einigermaßen leichter Kraftspender war, es schien der Weg zum Fliegen mit Motor frei. Wir verdanken es den Brüdern Wright, daß sie die glückliche Zusammenfügung der Arbeit des Fliegers Lilienthal und des Motorenbauers Daimler fanden.

Eine mißglückte Pressebesichtigung

Kaum waren den Brüdern Wright vier Flüge mit ihrem Motorflugzeug gelungen — die ersten machte Wilbur, die zwei anderen machte Orville — geschah auch schon das erste Unglück: durch einen Sturm wurde die mit so viel Liebe (und vor allen Dingen mit so zahlreichen Verbesserungen aus der Praxis) gebaute Maschine vollkommen vernichtet.



Der erste Rekordflug über die Distanz von 39 km (Long Island bei New York)

Aber die Brüder ließen sich durch dieses Unheil nicht entmutigen. Sofort nach dem Bau eines neuen Flugzeuges. Als diese Maschine im Frühjahr 1904, also nach einem knappen Vierteljahr Bauzeit fertig war, erwies sie sich als recht brauchbar, so daß die Brüder an einem Tag Pressebesichtigter zur Besichtigung und Vorführung ihrer Flugmaschine einluden. Der Erfolg dieser ersten fliegerischen Presseveranstaltung war, wie Wilbur einmal mit einem gewissen Humor schilderte, alles andere als „erhebend". Es herrschte schlechtes Flugwetter, der Motor lief unzuverlässig, und man konnte nicht recht mit wirklichen Leistungen aufwarten, die Reporter froren bei dem böigen Wind, sahen zwar ein imponierendes Gewirr von Stangen, Drähten, Ketten und Leinwandflächen, hörten auch ein unregelmäßiges Geblöff eines nicht völlig auf der Höhe seiner sonstigen Leistungen befindlichen Motors — und fuhren zum Teil belustigt, zum Teil verärgert wieder nach Hause. Soweit sie überhaupt schon eine gewisse Kenntnis von fliegerischen Dingen hatten, waren sie der Meinung, daß es doch nicht sehr erfolgversprechend sei, eine Flugmaschine nur mit Flügeln und ohne Gasballon zu konstruieren. Ein motorisierter Luftballon erschiene doch zukunftsreicher . . .

Aber die Brüder Wright nahmen auch diesen Mißerfolg nicht allzu tragisch. Es wurde weitergeflogen. Und es wurde immer mehr erreicht. Einhundertfünf Flüge gelangen im Jahr 1904. Am 20. September glückte auch der erste Flug in der Weltgeschichte, bei dem die Landung an der Startstelle — also nach einem Kreisflug — vorgenommen wurde. Damit hatte die Maschine schon eine gewisse zuverlässige Steuerfähigkeit bewiesen.

Die Welt horcht auf

Im folgenden Jahr wurden beinahe fünfzig Flüge glücklich durchgeführt die Maschine war unterdessen verschiedentlich verbessert worden. Besonders der Motor war stärker und zuverlässiger geworden, ohne — und das ist bei der Fliegerei von jeher das Wichtigste gewesen — daß bei erhöhter Leistung nun auch das Gewicht des Motors besonders gestiegen wäre.

Am 5. Oktober 1905 flog Wilbur Wright in 38 Minuten eine Strecke von 39 Kilometer! Nun wurde die Oeffentlichkeit aufmerksam. Und — nun stellten die Brüder Wright ihre Fliegerei ein! Es klingt beinahe unglaublich, aber es ist eine Tatsache, daß zweieinhalb Jahre lang die Türen des Schuppens, in dem sich die Wrightsche Maschine befand, nicht öffneten.

Die Brüder nahmen an — wie sich später herausstellte, mit vollem Recht — daß die größte Gefahr für sie die allzu breite Oeffentlichkeit war, wenn sie ihre Erfinderrechte und erfolgreich nicht aller Welt zum „gefälligen Gebrauch" preisgeben wollten. Sie hatten aber schließlich in ihren Flugzeugbau ihr ganzes Vermögen gesteckt und mußten nun sehen, wie sie das in einem einzigen Stück konzentrierte Kapital wieder in Geld umsetzen konnten.

So boten sie denn ihre Maschine der Regierung und dem Militärdepartement der Vereinigten Staaten an — sie verlangten 250 000 Dollar für eine Maschine. Aber sie kamen zu keinem Abschluß, weil dieser Preis doch wohl etwas zu hoch war.

Die französische Regierung machte den Brüdern Wright ein Angebot, für 600 000 Franken ein Flugzeug zu liefern. Aber die Brüder lagten sich wohl, daß nur eine unerhörte Festigkeit sie bisher vor fliegerischem Unheil bewahrt hatte, und daß sie nunmehr in der kaufmännischen Praxis in bezug auf ihre Preise die gleiche Standfestigkeit unbedingt wahren mußten. Sie gingen auf das Angebot nicht ein!

Auch andere Erfinder arbeiten

Nun gab es in der Oeffentlichkeit eine Aufregung! Das war ja noch nie dagewesen! Erfinder, die keine Not leiden wollten, die nicht vom Kapitalismus erdrückt werden wollten? Männer, die in zäher Arbeit eine Erfindung und eine Konstruktion fertiggebekommen hatten — und die nun eben so zäh in der Wahrung ihrer Lebensrechte waren! Ein glückliches Schicksal bewahrte die Brüder Wright vor der Zwangslage, um jeden Preis ihre Arbeit verkaufen zu müssen. Sie hatten ihre Fahrradfabrik, von der sie Jahre lang gelebt hatten, verkauft, und waren im Besitz gewisser Mittel, um schon noch eine gewisse Zeit mit ihrem Verkauf warten zu können.

Als die Zeit heinahe zu lange gewährt hatte, als sozusagen die Weltgeschichte ihr Recht forderte, wurde der Bann der Ereignisse auf eine ganz besondere Weise beschleunigt.

Die Weltgeschichte sagte: Wenn ihr Brüder da drüben in Amerika nun nicht bald mit eurer Maschine herauskommt, dann lasse ich das Flugzeug von einem anderen noch einmal erfinden!

Die Franzosen hatten nämlich unterdessen gebastelt, gebaut, studiert und konstruiert — und schienen auf dem richtigen Wege zu sein.

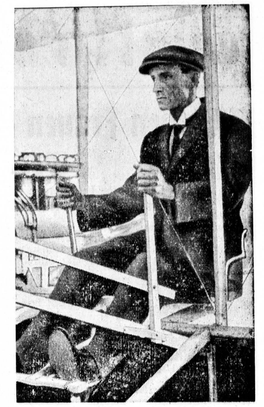
Deutschland, das der Welt den Daimler-Motor und den Lilienthalgleiter gegeben hatte, schien am weiteren fliegerischen Leben nur noch mit Luftschiffen teilnehmen zu wollen.

Der große Erfolg ist da

Da kam denn (übrigens zum zweiten Male) Wilbur Wright im Jahre 1908 nach Frankreich, um endlich die Verhandlungen zu einem günstigen Abschluß zu bringen. Er hatte zwar zwei Aufträge der amerikanischen Regierung und einer französischen Gesellschaft in der Tasche, aber es war noch nicht der Erfolg, von dem die Brüder Wright träumten.

Man ist versucht, das alte historische Wort abzuwandeln: Wilbur Wright kam, flog und siegte! Er flog zwei Stunden ununterbrochen, er stieg auf eine Höhe von 115 m hinauf, er flog mit Passagieren — kurz, der große Erfolg war da: alle Welt sprach von den tüchtigen Brüdern. In Frankreich richtete Wilbur Wright eine Fliegerschule ein. Unterdessen hatte Orville Wright in Amerika einen schweren Flugzeugunfall erlitten, bei dem der amerikanische Leutnant Selfridge umkam, er selbst schwer verletzt wurde. Glücklicherweise genas er wieder und kam nun auch nach Europa. Auf Einladung eines großen deutschen Zeitungsverlages kam er nach Deutschland und zeigte hier eine ganze Reihe wohlgelungener Flüge.

Nun kam zu dem kaufmännischen Erfolg auch die Anerkennung durch die Wissenschaft. Die Technische Hochschule machte die Brüder zu Ehrendoktoren, wissenschaftliche Gesellschaften vieler Länder machten sie zu Ehrenmitgliedern, besonders natürlich die Amerikaner feierten die erfolgreichen Flieger und sparten nicht mit Ehrungen.

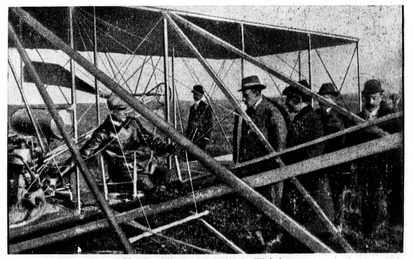


Wright am Steuer seiner Maschine

Wissenschaft + Praxis = Sieg!

Gerade die wissenschaftliche Anerkennung war bei den fliegenden Brüdern besonders am Platze. In einzigartiger Weise hatten sich die Brüder Wright das wissenschaftliche Rüstzeug für ihren fliegerischen Erfolg erworben. Ohne besondere Schulbildung und ohne Studium hatten sie systematisch mit ihrer Arbeit begonnen, nicht als Träumer und auch nicht als Bastlerdilettanten. Sie hatten die wissenschaftlichen Erkenntnisse ihrer großen Vorgänger zu verwerten und weiter zu entwickeln verstanden. Ja, sie waren ehrlich und aufrichtig genug, das Verdienst ihrer Meister Lilienthal, die sie zwar niemals gesehen, von denen sie aber so viel gelernt hatten, oftmals zu betonen.

Das Schicksal ließ die Brüder nicht lange das Glück ihres Erfolges genießen. Der Tod zerriß diese ideale Forschergemeinschaft, nicht wie einst bei den Brüdern Lilienthal, durch einen Absturz, sondern durch ein fast zu alltäglich anmutendes Ende: Wilbur Wright erkrankte an Typhus und starb nach kurzer Krankheit.



König Alfons bei Wilbur Wright

Orville aber nahm das Erbe von seinem Bruder mit auf sich und arbeitete weiter. Er entwickelte die einfmals kleine Werkstatt zu einem Riesenwerk, zu einer der größten Flugzeugfabriken der Vereinigten Staaten und erlebte schließlich die ganze Zeit der fliegerischen Entwicklung bis zu den gewaltigen Leistungen der letzten Zeit. Er hatte das Glück, den endgültigen Sieg der Fliegerei zu sehen und den Weg zu Leistungen, die doch vielleicht niemals von den ersten Motorfliegern der Weltgeschichte erträumt wurden. jhe.

(Presephoto 4, Archiv Zander 1)

Der Gedenkstein in Pau, wo Wright im Jahre 1908 seine erste Flugschule begründet

Welt der Frau

Millionen Frauen werden noch gebraucht

Der zivile Luftschutz ist nationale Pflicht — Die Frau mit an erster Stelle — Hunderttausende wurden ausgebildet

Es gibt immer noch Menschen in Deutschland, die glauben, die Einrichtungen des zivilen Luftschutzes seien nur Verlegenheitsmaßnahmen, die sich erübrigen würden, sobald Deutschland zur Luft genügend aufgerüstet habe. Das ist ein großer Irrtum. Die Erfahrungen, die während des Weltkrieges und bei den alljährlich stattfindenden Luftmanövern in den hochgerüsteten Staaten gesammelt wurden, haben klar bewiesen, daß allein militärische Abwehrmaßnahmen nicht genügen, um die Zivilbevölkerung vor der Wirkung eines Luftangriffes zu bewahren. Vielmehr muß die Zivilbevölkerung selbst in der Lage sein, sich schützen zu können.

Das trifft besonders für Deutschland zu, das infolge seiner zentralen Lage in Europa stark luftbedroht ist. Es ist deshalb notwendig, daß jeder deutsche Mensch in Stadt und Land eine Ausbildung im zivilen Luftschutz durchmacht, die ihm eine genaue Kenntnis der voraussichtlich bei künftigen Luftangriffen angewandten modernen Kriegsmittel verschafft. Selbst wenn er körperlich nicht mehr in der Lage sein sollte, aktiv im Selbstschutz mitzuarbeiten, so wird ihn immerhin die genaue Einschätzung der Gefahr im entscheidenden Augenblick die notwendige Ruhe und Selbstsicherheit bewahren lassen. Sein gutes Beispiel wird mithelfen, den Ausbruch einer Panik und damit einer Katastrophe zu verhindern.

Im Selbstschutz wird im Falle eines Krieges die Frau mit an erster Stelle stehen müssen. Wir wissen vom Weltkriege her, daß sich sofort nach der Kriegserklärung Tausende deutscher Frauen freiwillig dem Staat zur Mitarbeit stellten und an der Front, in der Etappe und der Heimat Verwendung fanden. Sie zeigten bei allen Arbeiten, daß sie „ihren Mann stehen" konnten. Die deutschen Frauen werden auch künftig im Falle der Not ihre Kräfte mit selbstverständlichster Pflichterfüllung dem Vaterland zur Verfügung stellen.

Wir müssen uns darüber im klaren sein, daß in einem Kriege der Zukunft der Feind zunächst versuchen wird, seine Gegner durch einen Luftangriff allergrößten Ausmaßes zu überrumpeln und ihn dann durch fortgesetzte weitere Luftüberfälle zu zermürben. Seine Angriffe werden sich gegen die empfindlichsten Stellen des Landes richten: gegen Großstädte, gegen für die Landesverteidigung notwendige Betriebe, wichtige strategische Punkte, Verkehrsknotenpunkte usw., um diese zu zerstören und die Bevölkerung und die gegnerische Front zu demoralisieren.

Die deutschen Frauen müssen wissen, wie sie in solchem Falle, dem bei allem Friedenswillen klar ins Auge gesehen werden muß, das Leben ihrer Kinder und ihr eigenes Leben schützen können. Sie sorgen dadurch nicht nur für ihre eigene Sicherheit, sondern darüber hinaus dafür, daß die auf moralische Wirkung ausgehenden feindlichen Angriffe ihren Zweck verfehlen. Sie sollten die Ausbildung die sie im zivilen Luftschutz erhalten, nicht als lästigen Zwang auffassen, sondern vielmehr dankbar die gute Gelegenheit wahrnehmen.

Keine Frau wird im Luftschutz zu Arbeiten herangezogen, die über ihre Kräfte gehen. Deutschland will seinen Frauen in der Landesverteidigung nicht eine Rolle aufzwingen, der sie körperlich und seelisch nicht gewachsen sind. Sie sollen nicht als aktive Soldaten oder gar Kampfflieger ausgebildet werden wie in anderen Ländern. Für die Frau handelt es sich im Luftschutz nicht um eine militärische Betätigung, sondern um die Erfüllung von Abwehr- und Hilfsmaßnahmen die allerdings für die Landesverteidigung unbedingt notwendig sind. Dadurch, daß die Frau diese Aufgaben übernimmt, werden Kräfte frei, die an anderen Stellen besser zu Einsatz gebracht werden können.

Hunderttausende von Frauen arbeiten schon heute aktiv im Luftschutz als Luftschutzwarte, Hausfeuerwehrleute und als Lotsenhelfer. Aber Millionen Frauen werden noch benötigt, wenn Deutschland wirklich ausreichend geschützt sein soll.

Der zivile Luftschutz ist eine Notwendigkeit und darum eine nationale Pflicht. Seine Wirksamkeit im Falle des Einsatzes wird um so größer sein, auf je breiterer Grundlage er aufgebaut ist. Er darf deshalb nicht Sache einzelner bleiben, sondern muß zu einer Volksbewegung werden, die zumindest alle diejenigen umfaßt, die bei kriegerischen Auseinandersetzungen keinen Heeresdienst zu leisten haben. Dazu gehört in erster Linie die Frau. Jede Frau sollte sich deshalb in die große Abwehrfront eingliedern und dadurch ihr Teil zum Ausbau der Landesverteidigung und gerade damit für Sicherung des Friedens beitragen.

Abends ein kleiner Spaziergang

Er nutzt der Gesundheit und fördert den Schlaf

Der Abendspaziergang ist das beste Schlafmittel, das man sich denken kann. Er stellt den Uebergang dar von angestrengter Nervenbetätigkeit zu beschaulicher Ruhe. Je größer die Nervenanspannung tagsüber ist, um so schwieriger und um so wichtiger wird die Entspannung, um wirklich stärkenden Schlaf zu finden.

Wie erreicht man nun die völlige Entspannung und den Ruhezustand der Nerven? Nicht jeder Abendspaziergang leitet zur erwünschten Nachtruhe über. Alle lebhaften Eindrücke müssen auf dem Spaziergang gemieden werden, z. B. Geräusche, Musik, Licht, sowie jede Unterhaltung. Man geht also am besten ganz allein durch eine ruhige Gegend spazieren, wenn man mit dem Abendspaziergang die Entspannung der Nerven bezweckt. Nur so können wir erreichen, daß unser Gedankenapparat zur Ruhe kommt, daß wir gleichsam gedankenlos werden. Nichts wollen wir hören, sehen, denken und erleben, sondern nur zur Ruhe kommen wollen wir. In diese Stimmung innerer Ruhe und Harmonie gelangt man am besten, wenn man sich ruhiger in diese Aufgaben vertiefen als beim Anfertigen einer heimatlichen Handarbeit! Dieses ist auch ein Weg, um wieder das Wesen der heimlichen deutschen Frau zu wecken, die in der immer mehr von der Elektrizität beherrschten Zeit doch wärmenden Herdfeuer in der künftigen Familie sein soll. Wie sinnig ist es, wenn dann zu bestimmten heimatlichen und familiären Anlässen auch Handarbeiten mit alten Motiven das Heim gemütlich machen.

Da ist z. B. aus dem Delbrücker Land die gestrickte Klockappelmütze mit alten, bäuerlichen Mustern. Dieselben sind einfacher als die Lebensbaummotive steirischer Muster, die kürzlich im Beyer-Band 360 erschienen sind. Die Schmuckmotive der Delbrücker Klockappelmütze zeigen, daß die Delbrückerinnen sich auch in der Handarbeit stets dem Einfachen zugewandt haben. Da aber auch im ganzen Paderborner Gebiet diese Mütze getragen wurde, dürften viele Leserinnen und auch Leser sich für die Ausgestaltung und Ausbreitung der Schmuckmotive interessieren. Die Form der Klockappelmütze ist in dem Kaffeewärmer wiederzuerkennen: Der Zipfel ist nach beiden Seiten aufgestellt und herabhängend. Um die Form des Kaffeewärmers zu beleben, sind die Seiten mit gehäkelten Rundbögen verziert. Die Schmuckmotive der Klockappelmütze können auch in Kreuzstichstickerei übertragen und beliebig zusammengestellt werden, wie es die Serviettentasche und die Servierwagendecke zeigen. Eine Anleitung zum Stricken des Kaffeewärmers gibt Heft 5 für Handarbeit und Wäsche (1057) im Verlag Beyer in Leipzig. Nach diesen Angaben kann man Mützen, Pullover, Schals, Topflappen usw. anfertigen und auch Kleider- und Schürzenborden selbst entwickeln. Unsere Frauen und Töchter des Nährstandes brauchen nicht unbedingt die Grenzen Westfalens zu verlassen, um sich bäuerliche Stickmuttermotive zu holen. Unsere engere Paderborner Heimat bietet auch Anregungen. Und in keinem Delbrücker Bauernhaus sollte in Zukunft der „Klockappelmützenkaffeewärmer" fehlen. Es stand einmal in der Badischen Zeitung: „Heimatmuseen sind das schlagende Herz, von dem aus alle Bestrebungen der Heimatpflege neue Impulse empfangen sollten. Sie sind eine Fortbildungsstätte für Erwachsene aller Stände." So möge von der Klockappelmütze, die ins Paderborner Museum wanderte, neues Leben besonders in ihre frühere alte Heimat strömen.

(Diese Anregung aus einem engeren Landschaftsgebiet der deutschen Heimat dürfte unseren Leserkreis in anderen Heimatgebieten auch eine willkommene Anregung sein. Die Schriftl.)

Handarbeiten aus der Heimat /

Von Agnes Brirup, Paderborn

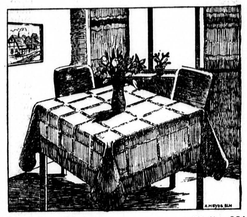
Wer Familien- und Heimatkunde betreibt, beschäftigt sich in ruhiger Stunde auch gern mit den Hinterlassenschaften der Vorfahren. Dazu gehören nicht nur Bücher, Bilder, Schmuckstücke, sondern auch alte Handarbeiten. Aus den Motiven alter Schmuckgegenstände und Handarbeiten finden wir mancherlei Anregungen für neuzeitliche Gestaltung. Der Hauptwert liegt jedoch weniger in Gestalten als vielmehr in der intensiven Beschäftigung mit den Vorfahren. Der Moment des Betrachtens alter, wertvoller Dinge in den Heimatmuseen verfliegt bei den Jugendlichen im allgemeinen sehr schnell. Die Anfertigung der Handarbeiten setzt klare Betrachtung, Ueberlegung, Beschaffung des Materials und längere Arbeitszeit voraus. Hierbei wird der Faden zu den Vorfahren, zu ihrer Zeit und ihren Ereignissen gesponnen, besonders wertvoll, wenn es sich um die eigene Sippe oder engere Heimat handelt. Wie könnte in unserer schnelllen und hastenden Zeit das junge Mädchen sich

Handarbeiten nach der alten Delbrücker Klockappelmütze

(Photo: R. Lindemann, Münster.)

Tischformen / Tischdecken

Der Tisch im Wohn- oder Eßzimmer kann an den verschiedensten Stellen aufgestellt werden, durchaus nicht nur in der Mitte des Zimmers, wo er den Raum beherrscht und den meisten Platz wegnimmt. Wir dürfen da ruhig etwas mutiger werden. Auch für die Form gibt es keine Gesetze, der rechteckige ist ebenso praktisch wie der quadratische, der runde Tisch ist zwar weniger anpassungsfähig, hat aber den Vorzug, eine Tischrunde in besonderer Weise gemütlich zusammenzulassen. Die Höhe eines



Ein heller Eßplatz (Deike M.)

Tisches ist abhängig vom Zweck. Niedrig ist der kleine Tisch, den man sich zur Seite stellt, wenn man plaudernd Tee trinkt. Der ausgesprochene Eßtisch braucht eine Höhe, die mit der Höhe der den Eßtisch umstehenden Stühle zusammenpaßt.

Ein Haushalt braucht drei Arten von Tischdecken: diejenige, die tagsüber außerhalb der Mahlzeiten auf dem Tisch liegt, ewa eine schwere handgewebte Webdecke in einer Mischung aus Wolle und Seide oder Kunstseide, zweitens die hübschen bunten Kaffeedecken aus Baumwolle, Leinen oder Kretonne, die kochbar sind, oftmals mit eigener Handarbeit der Hauslrau versehen, und schließlich die Decken für die Mittags- und Abendmahlzeiten. Auch sie kann man, abgesehen von feierlichen Anlässen, an denen das strahlende Weiß am schönsten ist, aus praktischen und Schönheitsgründen auch gern einmal farbig nehmen, ein leichtes Krem, ein mildes Grün, möglichst nur einfarbig, besonders schön, wenn es handgewebte, grobmustrige Stoffe sind, von denen sich einfache geschmackvolle Eßgeschirre in ruhiger Harmonie abheben.

Erprobte Rezepte

Warum so selten Hammelfleisch?

Der Genuß von Hammelfleisch wird in Deutschland noch vielfach verkannt. Dabei sind gerade der feine Geschmack, die Zartheit des Fleisches und auch sein Nährwert von besonderer Bedeutung. Man kann aus Hammelfleisch vielerlei Gerichte kochen, so daß für reichlich Abwechslung gesorgt ist. Da wir durch vermehrten Genuß von Hammelfleisch gleichzeitig eine Steigerung unserer einheimischen Schafzucht erzielen, die wiederum im Interesse unserer Wollerzeugung liegt, so sollen wir Hausfrauen den Hammelfleisch wiederholt auf unseren Küchenzettel einräumen! Und nun einige Rezepte:

Ungarisches Hammelgulasch: 2—3 große, geschnittene Zwiebeln läßt man in Fett gelb anlaufen, daran gibt man etwas Rosenpaprika und sofort einen Löffel Brühe. Wenn das Ganze kocht, fügt man ein Kilo in Würfel geschnittenes Hammelfleisch und Knochen der Hals hinzu und läßt es, gesalzen und leicht gepfeffert, langsam gardämpfen. Zum Schluß wird die Soße mit etwas saurer Sahne und nach Belieben noch mit einem Löffel Tomatenmark abgeschmeckt. Das Gulasch soll kräftig im Geschmack sein.

Hammelbraten auf Wildart. Eine schöne Keule wird zwei bis drei Tage in eine Wildbeize aus Wasser, Essig und Gewürzen gelegt. Dann trocknet man das Fleisch gut ab und setzt es mit reichlich Zwiebeln und Fett zum Braten an. Man gießt mit Beize auf und dickt die Soße mit etwas Schwarzbrotrinde ein; sie wird zum Schluß noch mit saurer Sahne, einem Gläschen Rotwein, einer Prise Zucker, einigen Tropfen Maggiwürze und dem noch fehlenden Salz versehen.

Hammelrippchen in Kapernsoße. Die zartgebratenen Rippchen werden aus dem Fett genommen. An die Bratensoße gibt man einen Löffel Schwitze und einen Löffel Kapern und schmeckt sie mit Zitronensaft, ein wenig Zucker, saurer Sahne und Weißwein fein ab und schmort die Rippchen noch eine Minute darin. Man reicht Kartoffelmus und Zichoriengemüse dazu.

Saures Hammelfleisch. Einen Teller voll rohes Kartoffelschwitze setzt man in kräftig mit Salz und Pfeffer abgeschmecktem Essigwasser zu und fügt noch Kümmel, Suppenkräuter und etliche geschnittene Möhren bei. Wenn die Brühe kocht, legt man ein mannslippenstück hinein und läßt alles zart aargohen. Die Soße kann nach Belieben mit etwas Mehl eingedickt werden; sie wird noch gut nachgewürzt. Erna Horn

Wir nähen die Brautausstattung

Nicht nur Fleiß und Mühe sind die Voraussetzungen für gutes Gelingen, sondern klare Vorlagen, nach denen wir arbeiten. Diese finden wir in großer Auswahl und den verschiedensten Häkeltechniken im Beyer-Band 358 „Neue Bettspitzen — Betteinsätze in Häkelarbeit", Band 357 „Schöne Hohlsaummuster" bringt einen Lehrgang für die wichtigsten Stiche der Hohlsaumarbeiten für Leib- und Bettwäsche, Kleider, Decken und Teewärmer in schönen, zum Teil bunten Motiven, aus denen wir ersehen wie die feine Arbeit wirkt. Arbeitsbogen liegen den nützlichen Heften (je 1,20 RM) bei. Verlag Otto Beyer, Leipzig.

Kinderkleider aus Waschstoffen

MK 42230. Sehr leicht nachzuarbeiten ist das Kleidchen aus gemusterter Waschkunstseide, dessen Weite mit durchgezogenem Seiden- oder Samtband zusammengerafft wird. Erforderlich: etwa 1,70 m Stoff, 80 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte für 1, 3, 5 Jahre.

MK 42249. Ein Fichükragen mit Falbelumrandung garniert das Sommerkleid aus gemustertem Voile. Erf.: etwa 2,85 m Stoff, 95 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte für 10, 12 u. 14 Jahre.

KK 42317. Praktischer Knabenanzug aus gestreiftem Waschstoff. Die Hose ist unter dem Gürtel der Bluse aufgeknöpft. Erf.: etwa 2,10 m Stoff, 80 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte für 6, 8 u. 10 Jahre.

MK 42180. Dirndlkleidchen aus fein karlertem Kattun. Kragen und Aufschläge aus weißem Batist sind mit Zackenlitze umrandet. Erforderlich: etwa 2,35 m gemusterter Stoff, 70 cm breit, 35 cm Batist, 80 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte für 6, 8 u. 10 Jahre.

MK 42222. Zu dem Hängerkleidchen aus gemustertem Waschstoff gehört ein Schlupfhöschen aus gleichem Stoff. Erf.: etwa 2,35 m Stoff, 80 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte für 1, 3 u. 5 Jahre.

KW 42231. Spielhöschen für Knaben und Mädchen, mit und ohne Unterziehblüschen zu tragen. Das Höschen ist aus Kretonne, das Blüschen aus Leinen. Erf.: 1 m gemusterter, 75 cm einfarb. Stoff, je 80 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte für 1, 2 u. 4 Jahre.

Blaudruckstoff, Waschkunstseide, Kattun, Kretonne, Voile und Ulstragewebe in waschechten, fröhlichen Farben sind das richtige Material für die Sommerkleidchen, die wir unseren Kindern selbst nähen.

MK 42139. Volleekleid mit runder Passe für größere Mädchen. Erf.: etwa 2,75 m Stoff von 80 cm Breite. Bunte Beyer-Schnitte für 14 und 16 Jahre.

MK 42232. Hängerkleidchen aus Seidenleinen oder Waschcrepp. Die Passe kann aus gestreiftem Stoff hergestellt oder mit abstechender Baumwolltresse besetzt werden. Erf.: etwa 1,40 m Stoff, 80 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte für 1, 3 u. 5 J.

MK 42147. Gestreifter Waschstoff ist zu dem flotten Kleid längs und quer verarbeitet. Erf.: etwa 3,10 m Stoff, 80 cm breit. B. Beyer-Schn. für 13 u. 15 J.

Zeichnungen: Meurer

Jetzt schon einmachen?

Jawohl, auch in den Frühjahrsmonaten gibt es schon eine Menge zum Einmachen. Da wird verschiedenes Obst und Gemüse bereits reif, das nicht alles gleich gegessen werden kann. Hier gilt es, Vorratswirtschaft zu treiben, und das kann ja nicht restlos den Konservenfabriken überlassen bleiben. Da ist z. B. der Spargel, den man gern auch dann noch auf den Tisch bringt, wenn er nicht mehr gestochen wird, sondern längst ins Kraut geschossen ist. Auch der Rhabarber und die grünen Stachelbeeren sind jetzt schon in so reichlichen Mengen vorhanden, daß sie für die spätere Jahreszeit jetzt konserviert werden müssen.

Wie man am besten einkocht, ob z. B. in Gläsern, Dosen, Flaschen, Steintöpfen oder Fässern, oder ob man dörrt oder roh konserviert, das ist eine Frage, die für jede Frucht verschieden zu beantworten ist. Und was man alles einkochen kann, und welche Vorbereitungen zu treffen sind, das alles ist schon eine Wissenschaft für sich. Da kommt gerade ein gutes Hilfsmittel zurecht. In Verbindung mit der Reichsfrauenführung hat der Reichsausschuß für Volkswirtschaftliche Aufklärung eine neue Broschüre: „Einmachen von Obst und Gemüse" herausgebracht. An der Bearbeitung sind sowohl das deutsche Frauenwerk wie das Frauenamt der DAF. und der Reichsnährstand, Abteilung II (Hauswirtschaft) beteiligt. Die Broschüre, die durch alle örtlichen Dienststellen der genannten Organisationen zum Preise von 20 Rpf. zu beziehen ist, gibt einleitend einen Einmach-Kalender, aus dem zu ersehen ist, was in den verschiedenen Monaten des Jahres zweckmäßigerweise eingemacht wird. Weiter schildert sie die Vorbereitungsarbeiten zum Einmachen, beschreibt genau das Eindünsten in den Gläsern und Dosen sowie das Einmachen in Flaschen, Töpfen und Fässern und gibt in alphabetischer Anordnung Einmachrezepte für die verschiedenen Obst- und Gemüsesorten. Da die Darstellung kurz gefaßt und außerdem anschaulich bebildert ist, wird sie jede Hausfrau mit Vorteil und Vergnügen lesen und zu gegebener Zeit die erforderlichen Anregungen aus ihr entnehmen können. Wenn die Hausfrau die Ratschläge, die in diesem Büchlein zusammengestellt sind, richtig befolgt, so wird ihr schwerlich etwas verderben, und sie wird damit nicht nur sich selbst, sondern der gesamten Wirtschaft einen Dienst erweisen, indem sie die zu den verschiedenen Erntezeiten reichlich anfallenden Obst- und Gemüsevorräte der Ernährung erhält und vor dem Verderben bewahrt.

Gleichzeitig soll hier noch einmal auf die früher erschienenen Schriften hingewiesen werden, die ebenfalls zum Preise von 20 Rpf. bei den selben angegebenen Dienststellen erhältlich sind. Es handelt sich hierbei um folgende Hefte: „Gut kochen! Gut wirtschaften!" — „Gut backen im eigenen Herd!" — „Gut nähen für den Hausgebrauch!" — „Gut flicken — gut stopfen!" — „Guter Rat für Haus und Küche." — „Was essen wir heute zum Abendbrot?"

Das Loch im Strumpf

Wir Frauen könnten uns allesamt viel Mühe, Aerger und — Kosten sparen, wenn wir die Maßnahmen befolgen wollten, die zur richtigen Behandlung der dünnen Strümpfe empfohlen werden. Da ist vor allem wichtig, daß wir die Strümpfe richtig anzuziehen verstehen. Wer hätte nicht schon manches Paar zerrissen, wenn er mit dem Fuß den ganzen Strumpf entlang fuhr; da blieb ein zu langer Zehennagel am Gewebe hängen — dort tritt man mit dem Baden eine Ferse durch, oder man zieht zu stark und reißt den Reihen durch.

Rollt man den Strumpf dagegen mit beiden Händen auf, beteiligt zuerst den ganzen Fuß und zieht dann leicht das Oberteil des Strumpfes in die Höhe, kommt all dies Mißgeschick so leicht nicht vor.

Zweitens aber ist das Waschen wesentlich. Für Seidenstrümpfe nehme man lauwarmes Wasser mit etwas Essig, sodaferne Seife oder Flocken. Nach dem Waschen sind die Strümpfe auszudrücken, nicht auszuwinden, damit die Frische der Farben erhalten bleibt.

Schachaufgabe

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Kontrollstellung (11). Weiß (5): Kh2; Dd6; Se7; Tg4; Bb4. — Schwarz (6): Ke5; Zd8 u. g8; Se8; Bb5 u. 13.

Gut aufgepaßt!

Auf der Grenzstation trat der Schaffner auf den Ausland ein. Der Zug ein. Die Zoll- und Paßbeamten gingen durch die Abteile, die einen, um das Gepäck zu kontrollieren, die anderen, um die Pässe zu prüfen. In einem Abteil saßen drei Herren und zwei Damen. Die Revision ging auch hier ohne Zwischenfälle vor sich, der letzte Herr im Abteil reichte dem Paßbeamten seinen Paß. Dieser schaute die einzelnen Rubriken durch, bis er auf einmal stutzte. Im Paß war vermerkt: Louis Bastelaere, französischer Staatsbürger, geboren zu Lyon am 29. Februar 1887, wohnhaft Paris usw. Der Beamte sah sich den Mann an, der einen durchaus harmlosen Eindruck machte, und wieder den Paß. Schließlich bat er den Reisenden, den Zug zu verlassen. Als der Zug weiterfuhr, befand sich der Fremde noch im Amtsraum, und später erfuhr man durch die Zeitung, daß es durch die Aufmerksamkeit des Beamten gelückt war, einen Betrüger dingfest zu machen. Was hat den Beamten auf die Spur gebracht?

Zahlenrätsel.

1 2 3 4 5 6 7 8 9 Dichter und Gelehrter (Vor- und Zuname)
2 4 5 3 Verbannung
3 4 3 3 2 Stadt in Frankreich
4 3 2 5 Stechpalmengewächs
5 2 9 4 2 Singgedicht
6 7 3 2 3 1 Fluß in Schweden
7 5 2 3 männlicher Personenname
8 2 5 2 Märchenfigur
9 4 5 2 Wasservogel

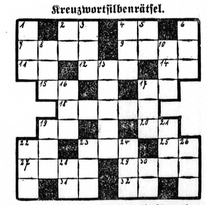
Scherzbilderrätsel.

Telegrammrätsel.

– – . Volksstamm
– . – – . – männlicher Name
– . – – . . – – Verzeichnis
– . – – . . Teil des Kopfes
– . – . – großer Fluß
. – . – . – Schafart

Punkte und Striche stehen an Stelle von Buchstaben. Sind die bezeichneten Wörter richtig gefunden, und die auf die Punkte entfallenden Buchstaben aneinandergereiht, so ergeben diese den Anfang eines bekannten Volksliedes.

Kreuzworträtselbenrätsel.



Die Wörter bedeuten von links nach rechts: 2. Verwandte 4. Faserstoff 7. weiblicher Name. 9. Tierbaum 11. Stadt in Peru 12. Heilpflanze 14. Mörtelart 15. Menschengasse 17. Erzgrubung 18. Gliederpuppe 19. Stadt in Westfalen 20. ungezogenes Kind 22. Teil des Gesichts 23. getrocknete Weinbeere 25. sagenhafter König von Rom 27. Staat und Fluß in Nordamerika 29. Spanische Inselgruppe im Mittelmeer 31. weiblicher Name 32. Hirn- und Rückenmarkshäuten. — Von oben nach unten: 1. Langenmaschenfang. 2. Sundainsel 3. römischer Philosoph 4. gotisches Spitzturmchen 5. Kurort in Thüringen 6. leichter kleiner Wagen 8. Angehöriger einer europäischen Völkerfamilie 10. Rosinenart 13. weiblicher Name 21. Hafenstadt in Italien 22. Fußgänger. 23. oktaktische Halbinkel 24. Bewohner einer griechischen Stadt 26. Schlachtort in Italien 28. türkischer Statthalter. 30. Stadt und Fluß in Schottland.

Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe: 1. Dc7—c1. Sb2 beliebig; 2. Se5—f3 matt. — a) 1. . . . , d7—b6 (b5); 2. Se5—c6 matt. — b) 1. . . . Kd4×e5; 2. Dc1—e3 matt.

Gerade und ungerade: Warum ergibt die Summe der Aus- und Eintritte bei Ihnen eine gerade Zahl? Weil sie in dem Zimmer geboren ist. Sie war also einmal in dem Raum, ohne hereingekommen zu sein, und daher muß die Summe ihrer Aus- und Eintritte eine gerade Zahl sein.

Silbenrätsel: 1. Kaiman, 2. Ingrid, 3. Nabob, 4. Diva, 5. Eiffel 6. Rekord, 7. Holzweg, 8. Akte, 9. Erbhof 10. Niveau. 11. Droge, 12. Email, 13. Stawel. 14. Inlett. — Kinderhände sind bald gefüllt.

Einsetzrätsel: Bei Pack. Hof. Gold, Frank Firrt. Stadt. Ilm. Fluß. Fisch Ney. Haut Eis. Gang Art. Feld. Stein. Gut. Rund. Tanz. Bein. Recht. Eck. Brett. Mond, Nacht. Heit. — Ringelrein.

Scherzfrage: Goethe. Und warum? Weil Schillers Handschuh nicht über Goethes Faust geht.

Silbenkreuzworträtsel: Von links nach rechts: 1. Vadua 2. Belkanto, 3. Ingrid, 6. Zacherlin 7. Goa, 9. Ale, 10 Zoe 12. Emilie, 14. Natalie, 16 Serenade, 19. Allade. 22. Name. 23 Tara 24. Keks. 26. Tripoli. 27. Kater. 28 Livius 29. Entente. — Von oben nach unten: 1. Pater 2. Nadee, 5. Bellinzona, 4. Togo. 5 Lilie 8. Arie. 9 All, 11. Eta 13. Misere, 15 Livia. 16 Semele, 17. Nana. 18. Demetrius, 19 Italien. 20. Lira. 21. Demente, 25. Kali. 27. Kate.

Buchstabenrätsel: ai = Ai (Faultier), at = Ate (Schicksalsgöttin) bt = Bete (Rote Rübe), ey = Eye (Ort in Hannover), ft = Fute (Vertiefung), wb = Webe (gewebtes Stück).

Schön deutsch Heimat

Land des Reisens
Land der Ferien

Warum nicht auch eine Weserreise?

Schon vor 70 Jahren sprach ein alter General, der in einer kleinen Garnisonsstadt an der Weser weilte, in engem Kreise folgende beziehmende Worte: „Wenn das der Berliner, der Engländer und Russe wüßte, daß die Weser solche Naturschönheiten böte, wie ich solches zum ersten Male in meinem vielbewegten Leben nun selber zu beobachten die Gelegenheit habe, dann würden jene wo'e alle anderen „Zugvögel" dieser Gattung auf ihren jährlichen Reiseplan statt der stereotypen Wiener Rheinreise, Harzreise etc. auch einmal das bis jetzt ungebräuchliche Wort Weserreise setzen. Woher mag es wohl kommen, daß dieser zwar bescheidene, aber gleichwohl wirklich schöne und für Deutschlands Geschichte so bedeutungsvolle Fluß bei dieser Gattung von „Zugvögeln" so wenig bekannt ist?"

Nun, heute ist dies doch schon wesentlich anders geworden, besonders durch das nicht hoch genug anzuerkennende Bestreben der Hamelscher Personen-Dampfschiffahrtsgesellschaft durch eine stattliche Anzahl schöner Dampfer den Fremden Gelegenheit zu bieten, in ruhiger Fahrt alle die Schönheiten der Natur in der Oberweserlandschaft in sich anzunehmen und zu genießen. Die Holländer und Amerikaner, — auf die Russen können wir ja gern verzichten — haben uns schon längst gelehrt, wie schön unsere Weser ist, und von Jahr zu Jahr wächst auch das Interesse für diesen herrlichen deutschen Strom.

Das Wort Schillers: „Leider ist von der Weser gar nichts zu sagen, auch zu dem kleinsten Epigramm gibt sie der Muse nicht Stoff", ist längst in der Vergessenheit versunken. „Hier irrt Schiller", wird jeder gedacht haben, dem diese Aeußerungen des Dichterfürsten dennoch zu Ohren gekommen ist. „Indem hat das begeisterte Lob so vieler Dichter und Sänger auch den großen Schiller in diesem Punkte einmal ins Unrecht gesetzt.

Welch bezaubernde Bilder malt doch die Natur auf die ruhige Häuserstirbe dieses Tales und auf die anmutigen Höhen seiner Ränder, wenn der „deutsche Mondschein", wie Wilhelm Rabe ihn nennt, in silbernem Lichte Sollinghöhe und Weserliefe gespensterhaft umgaukert, oder wenn die Sonne ihre heißen Hochsommerstrahlen - hinein sinkt in den stets haftenden Fluten und Wellen des Flusses, wenn der spätherbstliche Morgennebel kocht und braut über der bedeckten Flut und plötzlich sich lebend ein Eiland von unaussprechlichem Reize sich unseren Blicken öffnet! Und wie ganz anders wieder, wenn die unheimliche Wetternacht dahinzieht drohend und stöhnend durch des Tales Gründe, im dumpfen Grollen sich wobend an den trutzigen und oft so bizarren Felswänden und sie mit kurzem, grellen Blitzlicht auf einen Augenblick gespenstisch beleuchtend. Ja, die Weser ist schön in all ihren Bildern, in jedem Gewande der Beleuchtung. Sie bietet in ihrem ganzen landschaftlichen Charakter, im Sonnenglanz wie im Sturmesgraus, ein Bild urwüchsiger deutscher Landschaft, das die tief innerliche, gemütreiche deutsche Seele vor allem anzieht. Ueberall schaut hier das Auge die dem deutschen Gemüte schmeichelnden Elemente der Landschaft, Wasser und Wald, ja unermeßlicher, schweigender deutscher Wald und zwar im Gegensatz zu anderen deutschen Waldpartien vorherrschend Laubwald in Eiche und Buche. Dieses Waldrevier umsäßt zu der Oberweser mit dem Solling, dem übrigens nächst dem Harz größten zusammenhängenden Waldkomplex im nördlichen Deutschland, eine Fläche von rund 60 000 Hektar oder 240 000 Morgen.

Und in diesem Waldesfrieden können wir unsere von Alltagssorgen ermüdete Seele untertauchen wie in einem erquickenden Bad. Nicht hastendes und rennendes Leben stört hier unsere Ruhe. Nur wenn wir dem geheimnisvollen Säuseln dieser alten Eichen zulauschen, so scheint es uns, als ob die Bäume in ihrer ewig gleichen Weise einander erzählten von den wundersamen Tasten die hier einst vollbracht wurden; jeder Windstoß durch die Blätter der alten recken haften Baumkronen gemahnt uns an die urdeutsche Kraft, deren Zeuge einst die Bäume dieses Waldes waren.

In dem geheimnisvollen Gestüster dieser Blätterbrache im Verein mit dem wallen, ewigen Liede, das da tief unten die Weser, wie vor Jahrtausenden, in ihren Wellen singt, hören wir die ganze Geschichte eines alten, edeln deutschen Kernvolkes. Diese Geschichte erzählt uns von Hermann dem Cheruskter und von Karl dem Großen. Sie erzählt von Männern der Gelehrtenwelt, von Rhabanus Maurus, von Ansgar, dem großen Apostel des Nordens, von Bruno, dem späteren Papste Gregor V., sie erzählt von fleißiger Arbeit zahlreicher Mönchsamillen wie in Bursfelde, Amelunborn, Corven u. a., von Burgen und Schlössern, dessen das Land vierzig aufzuweisen hatte und zum Teil noch hat.

Auch Namen, die gerade in der humorvollen und gemütlichen deutschen Volksseele überall in deutschen Landen heimisch geworden sind, sie tauchen hier auf. Der Rattenfänger von Hameln, der Lügenbaron von Münchhausen, der Doktor Eisenbarth. Nie auch wird die Geschichte vergessen die Namen eines Wilhelm Raabe, der östlich der Weser in Erschershausen, und eines Friedrich Wilhelm Weber, der westlich von ihr in Alhausen seine Wiege hatte, die beide aus der geschichtlich großen Vergangenheit ihrer Weserheimat die Motive nehmen für ihre bewunderten poetischen Schöpfungen. In Corven aber lebte und starb der Schöpfer des Deutschlandliedes Hoffmann von Fallersleben.

Ja, das spontane Lob, welches der alte General vor 70 Jahren der Weser spendete, hat seine volle Berechtigung. Immer mehr hat seitdem das deutsche Volk nicht nur, sondern auch das Ausland die Schönheit dieses einzigen deutschen Stromes zu würdigen gewußt. Möge dieses Interesse für die romantische Weser immer noch mehr wachsen, möge es vor allem für jeden wanderlustigen Deutschen eine Selbstverständlichkeit sein, daß er wie seine Rheintour seine Weserfour macht. H.

Glück am Halterner See

Sonniger Raum zwischen Ruhr und Emscher

Industriegebiet: rauchverhangener Himmel, nur hier und da erhellt vom Feuerschein wolkenjagender Hochöfen und glühender Koksmassen, zwischen spärlichem Grün drückende Häuserenge unter dem beherrschenden Fingerzeig turmhoher Kamine und den Fahnen abziehenden Rauches. Freudlos, liebelos. Gemach, gemach, lieber Freund! Wenn du dir nicht den berechtigten Vorwurf mangelnder Kenntnis deines weiteren Heimatgebietes zuziehen willst, wirst du Vorstellung und Meinung über die Ruhr und Emscher einer wesentlichen Korrektur unterziehen müssen. Magst du auch ein wenig recht haben mit deiner schiefen Ansicht, soweit wenigstens die eigentlichen Zentren gewaltigen Industriefiebers deine Meinung beeinflussen, so bietet sich deinem Auge in unmittelbarer Nähe dieser nüchternen Stätten der Arbeit doch so manches Flechchen schönheitstrunkener Erde, das Natur und fleißige Hände mit liebender Sorge umhegen, um ihm Bestimmung und Eignung zu erhalten, den schaffenden Menschen ein bißchen Glück und Freude in den Alltag zu tragen, sie wieder froh werden zu lassen im Fest des Erlebnisses gesegneter Landschaft nach Tagen sauren Werkens an Amboß und Werkbank.

Es ist eine lange Kette sorgsam gehüteter Erholungsstätten im Raume zwischen den Türmen der Schächte und den Schloten der Hochöfen, aus ihrem reichen Perlenkranz aber leuchtet der Juwel des alte Haltern, die Stadt am See, das aus der zwingenden Notwendigkeit der Schaffung eine Sicherheitsreservoirs für die Wasserversorgung großer Teile des angrenzenden Industriegebiets in glücklicher Verbindung des Nützlichen mit dem Angenehmen eine Erschließung seiner landschaftlichen Schönheit erfuhr, wie sie im ganzen Ruhrgebiet wohl als einzig dastehend bezeichnet werden darf. Das Hilfsmittel technischer Kunst wurde glücklicherweise nur sparsam angewandt, so daß die reizvolle Natur dieser gesegneten Landschaft in ihrer ganzen Schönheit erhalten blieb, ja, durch die Schaffung des Seengebiets nachdrücklichst unterstrichen wurde.

Das Halterner Erholungsgebiet ist schon ein gesegnetes Land, dem das Wasser der Lippe und der lieblichen Stever, die in ihren vielen Windungen immer neue Bilder landschaftlicher Schönheit erschließt und mit Recht als der idealste Paddelfluß gilt, und des von Birken, Kiefern und Fichten umrahmten Stausees das Gepräge gibt, das Gepräge sonniger Heiterkeit. Wer aber jemals an einem sonnigen Frühlingstage den Arnaberg hinauswanderte und von seiner Höhe den herrlichen Ausblick auf das Lippetal und die weiten bewaldeten Hänge der Haar erlebte, der erkannte, daß es nicht nur das Wasser ist, das die landschaftliche Schönheit der Halterner Landschaft bestimmt. Die aus der Ferne zu uns herübergrüßenden Schlote und Fördertürme, zu deren Füßen die Schächte viele hundert Meter tief ins Erdinnere stoßen, lassen den Wanderer glauben, als sei hier das Einst und Jetzt, die ruhige Schönheit deutscher Heimaterde und ihrer Natur und der allzu ungeduldige Geist der immer vorwärts schreitenden Industrie zu einer Geschlossenheit verschmolzen, als gäbe es keinen Uebergang zwischen dem Land der Rast und Erholung und dem der Hast und der Arbeit. Das ist moderne Naturromantik ureigenster Art, ist ein wechselvoller Reiz, den die langgestreckten Höhenzüge, von dichten Waldungen gekrönt, dem Wanderer bieten.

Und dann erst der See in seinen vielen verästelten Windungen, vom klaren Wasser der gestauten Stever gespeist, mit seinen windgeschützten Buchten und Inselchen, mit seiner vielfältigen Wasservogelwelt. Vom Spiegel des Sees grüßen die hellen Segel der vielen, vielen Boote und leicht und schlank gleiten die Motorboote über die schimmernde See. Herrlicher Badestrand unterbricht die Waldpartien. Wo in Westdeutschland gibt es weichere Sonnenplätze als hier. Ist es da verwunderlich, daß auch die NSG. „Kraft durch Freude", wie der Landrat Ehrensberger bei einer Pressefahrt durch dieses Gebiet ausführte, diesem herrlichen Flechchen Erde mehr und mehr Beachtung schenkt. So sind allein aus dem Gau Essen 10 Sonderzüge mit je 1000 Teilnehmern für den Besuch des Halterner Erholungsgebietes im Laufe dieses Frühjahrs angekündigt.

So, nun weißt du um die Schönheiten dieses Gebietes. Du meinst, wir hätten ein wenig zu optimistisch gesehen. Nun, dann komme her und überzeuge dich, du wirst glaubend und sehend werden, wie so viele, die jahraus und jahrein dort ihre Zelte aufschlagen. Denn wirst auch du ein leidenschaftlicher Verehrer dieses grünen Wasserparadieses der Industrielandschaft werden, dann wird auch in deinen Ferienwünschen und Wochenendzielen keine geringere Rolle spielen: Haltern, die Stadt am See!

L. K. W.

Mit geschwellten Segeln geht's in das Frühlingsglück des Halterner Seengebietes
Photot Winners

Reisemerker

Wie ist das mit den Ermäßigungen?

Sommerzeit — Reisezeit! In ihr bietet unser Vaterland eine unendlich große Fülle landschaftlicher Schönheiten und überwältigender persönlicher Eindrücke. Reisen kostet aber bekanntlich Geld! Da liegt es nahe, daß sich mancher gewissenhaft überlegt wie er seinen Reisekostenaufwand möglichst niedrig halten kann. So erhebt sich für ihn u. a. auch die gerade nicht unwichtige Frage, welche Fahrpreisermäßigungen der Reichsbahn für ihn in Betracht kommen und welche Bedingungen er zu erfüllen hat, um in den Genuß dieser Ermäßigungen zu kommen. Aus der immerhin etwas verwirrenden Fülle der Bestimmungen über Fahrpreisvergünstigungen seien deshalb die wichtigsten nachstehend wiedergegeben.

Urlaubskarten

Die meiste in Anspruch genommene Fahrpreisermäßigung für größere Reisen ist die Urlaubskarte, eine Rückfahrkarte, die das ganze Jahr hindurch gelöst werden kann. Ermäßigungen 20 Prozent und mehr, steigend mit der Entfernung. Für den Verkehr mit Ostpreußen wird eine Ermäßigung gewährt, die bis 800 Kilometer 40 Prozent und bei größeren Entfernungen noch weiter ansteigt. Wichtig ist es ist bei Urlaubskarten das Fahrgeld für 200 Klm. zu zahlen. Die Geltungsdauer der Karten beträgt zwei Monate. Die Hinfahrt muß am ersten Geltungstage, die Rückfahrt darf frühestens am sechsten Geltungstage, bei Ostpreußenrückfahrten jedoch jederzeit angetreten werden. Die Rückfahrt muß mit dem Ablauf des letzten Geltungstages beendet sein. Fahrtunterbrechung ist auf der Hinreise einmal, auf der Rückreise niemal gestattet. Für den Rückweg kann ein Umweg zugelassen werden. Der Rückweg darf dann um die Hälfte länger sein als der Hinweg.

Für Reisen nach den Nordseebädern werden besonder Urlaubskarten als Buchfahrkarten ausgegeben, die auf der Hin- und Rückfahrt wahlfrei über verschiedene Schiffswege gelten. Verlängerung des Rückweges ist bei diesen Karten nicht zugelassen, ihre Durchführung würde zu schwierig sein.

Feriensonderzüge

Für Feriensonderzüge wird in diesem Jahre wieder eine Ermäßigung von 40 Prozent gewährt. Ein Verzeichnis der Feriensonderzüge, die für diesen Sommer vorgesehen sind, mit näheren Angaben wird durch besondere Werbehefte bekanntgegeben, die Anfang Juni bei den Fahrkartenausgaben erhältlich sind.

Ermäßigung für kinderreiche Familien

Familien mit wenigstens vier unverheirateten leiblichen Kindern, die das 21. Lebensjahr noch nicht überschritten haben und dem elterlichen Hausstand angehören, erhalten eine besondere Fahrpreisermäßigung, wenn wenigstens zwei Familienmitglieder zusammen reisen. Erforderlich ist eine ortspolizeiliche Bescheinigung über den Personenstand der Familie, die ein Jahr gültig ist, und außerdem für jede Reise ein schriftlicher Antrag auf besonderem Vordruck, der bei den Fahrkartenausgaben gekauft werden kann. Die Ermäßigung wird gewährt auf Fahrkarten zum gewöhnlichen Fahrpreis, auf Sammelrückfahrkarten, Urlaubskarten und Ferienfondzugkarten.

Gesellschaftsfahrten

Bei Gesellschaftsfahrten ist der ermäßigte Fahrpreis für mindestens 8 bis 29 Erwachsene 33⅓ Prozent, für mindestens 30 Erwachsene 50 Prozent. Bei Bezahlung für 12 bis 20 Erwachsene wird ein Teilnehmer und bei Bezahlung für je weitere 20 Erwachsene, auch wenn diese Zahl nicht voll erreicht ist, noch ein weiterer Teilnehmer unentgeltlich befördert.

Bei der Fahrpreisermäßigung für Gesellschaftssonderzüge, bei denen bisher auf je 100 bezahlte Sonderzugkarten für Erwachsene, auch wenn diese Zahl nicht voll erreicht wird, zwei, und bei Bezahlung für mehr als 500 Erwachsene auf je weitere angefangene 100 Sonderzugkarten drei Teilnehmer unentgeltlich befördert wurden, werden jetzt auf je 100 bezahlte Sonderzugkarten für Erwachsene, auch wenn diese Zahl nicht voll erreicht ist, fünf Teilnehmer unentgeltlich befördert.

Für Schulfahrten werden 50 Prozent Fahrpreisermäßigung gewährt.

Ermäßigungen für Sportzwecke und Jugendpflege

Mitglieder von Vereinen, die dem Deutschen Reichsbund für Leibesübungen angehören, erhalten 50 Prozent Ermäßigung bei gemeinschaftlichen Fahrten, die sie als Wettkämpfer oder Zuschauer bei Wett- oder Trainingskämpfen ausführen. Die gleiche Ermäßigung erhalten Organisationen der Hitler-Jugend. An jeder Fahrt müssen mindestens sechs Personen teilnehmen. Auch hier Freifahrten wie bei Gesellschaftsfahrten.

Duisburg am Rhein, eine schaffende Stadt. Dem Mangel an Schrifttum über Duisburg hilft ein von der Stadtverwaltung herausgegebenes Heft ab, in dem kurz, aber eindrucksvoll, das Bemerkenswerteste aus dieser noch zu wenig bekannten, letzten deutschen Industrie- und Verkehrsgroßstadt am Niederrhein herausgestellt wird. Der Inhalt unterrichtet über die Stadtwerdung, Handel, Industrie, Schiffahrt, Kunst, Grünanlagen und Sport, immer durch gute Bilder und Skizzen ergänzt. Man entnimmt dem Heft die deutsche Sprache einer wieder aufstrebenden, schaffenden Stadt, und es ist bezeichnend, wie sich dieser Lebenswille allen Gebieten des gemeinschaftlichen Lebens mitteilt.

Die Fahrt nach Afrika

Von Luis Trenker

Aus dem neuen, im Zentralverlag der NSDAP. Frz. Eher Nachf., München, erschienenen Roman „Leuchtendes Land" (Preis in Leinen 3.75 RM), in dem das Schicksal des Tiroler Bauernsohnes Thomas Hoffingott geschildert der nach Ostafrika auswandert, um dort ein neues Leben zu beginnen.

Sieben Tage und Nächte fuhren sie nun schon auf dem Meere, im gleichmäßigen Spiel der Wogen hob und senkte sich der Stahlrumpf. Groß, unabsehbar und voll ewiger Unruhe kamen die Wellen, gingen, wanderten und blieben doch. Der Horizont lag fern, immer wieder kamen neue Silberkämme, zogen neue Wolken, wehte neuer Wind. Es war immer gleich und immer wieder anders.

Drüben auf dem Sonnendeck gingen ein paar Hamburger Wandervögel, ein hellköpfiger, blankäugiger Bursche hielt den blauen Greifenwimpel über der kleinen Schar, daß er recht lustig im frischen Seewind knatterte.

Es waren ihrer wenige, Thomas konnte sie gut, sie wollten von ihm immer Geschichten erzählt haben von den Bergen und vom Winter und vom Schnee.

Dann waren Schuhtruppler da aus Deutsch-Ost, Feldwebel und Sergeanten, die vom Urlaub zurückkehrten. Sie hockten viel beisammen, hinten an einem windgeschützten Fleck hatten sie sich's auf einigen schweren Schiffsplanen gemütlich gemacht, spielten Karten und erzählten Kolonialgeschichten mit und ohne Schuhtruppenlatein.

Thomas hätte sie am liebsten alle ausgefragt. Auch die ganz „erfahrenen" Afrikaner, Einkäufer von den großen Firmen und Hamburger Häusern, Farmer, Arbeiter, Techniker und Auswanderer. Doch diese waren meist sehr still. Manch hartes Los mochte hinter ihren Gesichtern verborgen sein. Viele Schicksale waren an Bord, hoffnungsvolle, freudige Menschen, deren Blick siegesfroh in die Ferne gerichtet, und andere.

Eine Krankenschwester war auch unter den Reisenden, die ging zurück nach Deutsch-Ost. Thomas hatte sie schon oft gesehen. Ihre Art, zu reden und zu lachen, war so einfach und angenehm, daß die Augen des Tirolers jedesmal aufleuchteten, wenn sie auf Deck erschien. Die mußte doch eigentlich viel wissen von Afrika. Die Hamburger Jungens nannten sie Fräulein Doktor.

Am Bug des Schiffes, wo auch sie gerne war, wurden sie miteinander bekannt. Leiser, kaum merkbarer Wind strich von dieser Seite der jungen Frau, während das Schiff gleichmäßig seine Bahn durch die Wogen zog. Thomas stand ganz in ihrer Nähe, und sein Herz, allem Großen und Schönen in der Natur ergeben, nahm voller Freude und Andacht das schöne Bild in sich auf. Gern hätte er mit ihr geredet, aber das wagte er nicht, da hatte sie doch zuviel Vornehmes an sich. Zu seinem greizenlosen Erstaunen sagte sie da verträumt und still, und es war vielleicht nur für sie al'ein gedacht: „Das Schönste sind die Wolken!"

Thomas wagte nichts darauf zu sagen. So blieben sie noch lange beieinander stehen; dann hatte er gesagt, ohne es eigentlich zu wollen: „Bitt' schön, wie heißen Sie denn?"

Das Mädchen sah ihn erstaunt an. Dann lächelte sie: „Lena Helldorf!"

„So," sagte Thomas rasch, „Lena Helldorf . . . ich heiß' Thomas Hoffingott."

Aber dann war sie plötzlich fortgegangen, ohne zu grüßen, ohne „Gute Nacht" gesagt zu haben.

Als er allein war, hatte Thomas mit der Faust auf die Planken der Reeling, dann schlug er sich mit derselben Bergführerpranken zweimal fest auf den Kopf und sagte: „Depp!" Und dann zündete er sich eine Pfeife Tabak an, lachte und sagte: „A schön's Madel. Valle't das schönste Madel von der ganzen Welt! Aber irgend was hab' ich da verpatzt."

Am anderen Morgen sah er sie mitten unter den Hamburger Buben sitzen. Etwas unbehelfen ging er näher. Doch sie streckte ihm die Hand hin und sagte: „Guten Morgen, guten Morgen!" so freudig daher, daß sie alle lachten.

Während Thomas verlegen nach einigen Worten suchte, entdeckt ihm England seiner Bewährung. Der steile Fels von Gibraltar tauchte auf, und alle schauten hinüber, staunten, fragten. Der Student aus Greifswald erzählte den Jungen, was Gibraltar bedeute.

Thomas konnte nur staunen und schauen. Ein Berg war das Beste. Ein Berg, das war im ersten Moment alles, was er denken konnte, und das Mädchen stand wieder neben ihm, das war das andere, was er dachte. Da hörte er, wie der Student dem älteren der beiden Offiziere fragte, ob die Festung im Ernstfalle wirklich eine Sperrung der Straße von Gibraltar bedeute. Thomas riß Mund und hörte, was der Offizier sagte: „Mit diesem Felsklotz und dem Suezkanal beherrschen die Engländer ihren Seeweg nach Indien. Und damit das Mittelmeer! Da haben sie außerdem noch Malta, Cypern, Aegypten. Es dürfte genügen."

Der Student schüttelte den Kopf: „Ich finde es merkwürdig, daß sich Italien, Frankreich, Spanien und die anderen Mittelmeermächte solche Kontrolle gefallen lassen."

„Sie lassen sich das auch nicht gerne gefallen, zumal Italien mit seinem ungeheuren Ueberschuß an Menschen und seiner Armut an Rohstoffen."

Nach einer kleinen Weile setzte er hinzu: „Einstweilen leiden alle unter dieser englischen Vormachtstellung. Auch wir. Im Grenzfalle wäre's sofort aus mit unseren Kolonien da unten. Wir könnten denen in Deutsch-Ost nicht einmal ein paar Kisten Pulver oder Konserven schicken. Na, und daß die sich selbstständig verteidigen könnten, das ist unmöglich!"

„Und der Handel?" fragte der Student hastig.

„Das liegt lediglich in der Luft," sagte der Schiffsarzt, immer, wenn wir an Gibraltar vorbeifahren, werden einem dieselben Fragen gestellt. Gibraltar, das ist anscheinend für die Reisenden aus allen Teilen Europas so etwas wie eine Faust, die auf einem ziemlich flachen Tisch liegt."

„Uebrigens halte ich es für ganz ausgeschlossen," sagte der Student, „daß England jemals gegen Deutschland Krieg führen könnte. Wegen Afrika und in Afrika schon gar nicht. Außerdem haben sie germanisches Blut, das verpflichtet. Vielleicht schützt deshalb Gibraltar gar noch unsere Kolonien."

„Sie haben den Vorzug, noch sehr jung zu sein, Herr Wirt," lachte der Offizier und ging weiter.

Am anderen Morgen saßen die Jungen schon in aller Frühe vorne am Bug und schauten gespannt nach Osten aus. Sie wollten den Aetna sehen, und einige hofften bestimmt, daß er ihnen zulieb Feuer speien würde. Sie hatten schon alle sieben ihre Ranzen gepackt, denn in einer Stunde gingen sie in Palermo an Land, um ihre große Fahrt quer durch Italien zu beginnen. Ueber ihren Köpfen flatterte der blaue Wimpel.

„Eigentlich waren es liebe Kerle," sagte Lena Helldorf

„Da : hab sie richtig gern g'habt!"

Sie sah ihn mit einem fragenden Lachen an: „Jetzt muß ich auch mal geradezu fragen Was suchen Sie denn eigentlich so fern der Heimat auf dem weiten Meer, Herr Hoffingott?"

„Ja,, meinte Thomas, „da fahr' i in die Welt und such' Land."

„Land? Sie sind doch nicht Farmer?"

„Noch nicht. Aber wenn's gut geht, werd' i's bald. I fahr' hinüber nach Deutsch-Ost!"

„Deutsch-Ost? Ich bin drüben Krankenpflegerin im Regierungsspital von Moschi, das mein Bruder geleitet hat."

„I bi das nicht in Usambara?"

„Nicht weit davon. Für afrikanische Verhältnisse."

Nachher könnten wir Nachbarn werden. Ich geh' zuerst auf die Farm Leitgebel zum Einsuchte, entdeckt ihm England seiner Bewährung. Der steile Fels von Gibraltar tauchte auf, und alle schauten hinüber, staunten, fragten. Der Student aus Greifswald erzählte den Jungen, was Gibraltar bedeute.

Thomas konnte nur staunen und schauen. Ein Berg war das Beste. Ein Berg, das war im ersten Moment alles, was er denken konnte, und das Mädchen stand wieder neben ihm, das war das andere, was er dachte. Da hörte er, wie der Student dem älteren der beiden Offiziere fragte, ob die Festung im Ernstfalle wirklich eine Sperrung der Straße von Gibraltar bedeute. Thomas riß Mund und hörte, was der Offizier sagte: „Mit diesem Felsklotz und dem Suezkanal beherrschen die Engländer ihren Seeweg nach Indien. Und damit das Mittelmeer! Da haben sie außerdem noch Malta, Cypern, Aegypten. Es dürfte genügen."

Der Student schüttelte den Kopf: „Ich finde es merkwürdig, daß sich Italien, Frankreich, Spanien und die anderen Mittelmeermächte solche Kontrolle gefallen lassen."

„Sie lassen sich das auch nicht gerne gefallen, zumal Italien mit seinem ungeheuren Ueberschuß an Menschen und seiner Armut an Rohstoffen."

Nach einer kleinen Weile setzte er hinzu: „Einstweilen leiden alle unter dieser englischen Vormachtstellung. Auch wir. Im Grenzfalle wäre's sofort aus mit unseren Kolonien da unten. Wir könnten denen in Deutsch-Ost nicht einmal ein paar Kisten Pulver oder Konserven schicken. Na, und daß die sich selbstständig verteidigen könnten, das ist unmöglich!"

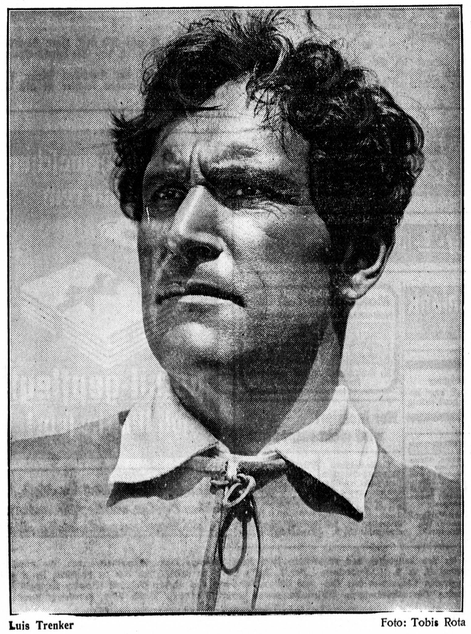
„Und der Handel?" fragte der Student hastig.

„Das liegt lediglich in der Luft," sagte der Schiffsarzt, immer, wenn wir an Gibraltar vorbeifahren, werden einem dieselben Fragen gestellt. Gibraltar, das ist anscheinend für die Reisenden aus allen Teilen Europas so etwas wie eine Faust, die auf einem ziemlich flachen Tisch liegt."

„Uebrigens halte ich es für ganz ausgeschlossen," sagte der Student, „daß England jemals gegen Deutschland Krieg führen könnte. Wegen Afrika und in Afrika schon gar nicht. Außerdem haben sie germanisches Blut, das verpflichtet. Vielleicht schützt deshalb Gibraltar gar noch unsere Kolonien."

„Sie haben den Vorzug, noch sehr jung zu sein, Herr Wirt," lachte der Offizier und ging weiter.

Am anderen Morgen saßen die Jungen schon in aller Frühe vorne am Bug und schauten gespannt nach Osten aus. Sie wollten den Aetna sehen, und einige hofften bestimmt, daß er ihnen zulieb Feuer speien würde. Sie hatten schon alle sieben



Luis Trenker Foto: Tobis Rota

Die alte Geige

Kurzgeschichte von Berthold Thiele

„Gnädiger Herr!" sagte der Zigeuner zu Bauer Ulfich, „alte Geige, gute Geige, hundert Taler wert!" Er fuchtelt mit den Armen in der Luft herum. „Nur um Brot zu kaufen für meine Kleinen, Herr! Kauft, gnädiger Herr, zehn Taler, Herr!"

„Ich brauche keine Geige!" sagt ärgerlich der Bauer.

„Du wirst sie brauchen, Herr!"

„Nein!"

„Wenn nicht für dich, dann für deinen Jungen." Er nimmt die Geige und spielt, spielt, daß einem das Herz im Leibe hüpft. „Schau gnädiger Herr, echte Italio. Nur um Brot zu kaufen, nehmen Sie, Herr, nur zehn Taler."

„Ich habe dir schon gesagt, daß ich keine Geige brauche!"

„Du wirst sie brauchen, Herr, für deinen Jungen. — Sie ist hundert Taler wert." Seine Hände streicheln liebkosend das Instrument. „Was macht man nicht alles, wenn Hunger . . ."

„Ich habe eine Geige, pack dich!" Der Bauer schimpft über Gauner und Diebe.

Der Zigeuner bittet. „Für deinen Jungen!" bettelt er. „Mag sein, daß du eine Geige hast, er wird darauf nicht spielen lernen. Ist zu schlecht; deine Geige." Und wieder klemmt er die Geige unter sein Kinn, er läßt sie lachen und weinen.

„Siehst du, Herr!" sagt er triumphierend, „echt Italio!"

Eine halbe Stunde später verläßt der Zigeuner den Hof des Bauern Ulfich, in seiner Tasche klimpern neun blanke Taler.

Als der Zigeuner gegangen ist, freut sich der Bauer nun doch über seinen Kauf. Morgen hat sein Wilhelm, der Aelteste, Geburtstag. Da wird er ihm die Geige schenken, und zum Herbst kann er Unterricht beim Kantor des Nachbardorfes nehmen. Er wickelt die Geige in ein Tuch und legt seinen Schatz auf den Schrank in der Futterkammer. Neun Taler war sie wohl unter Brüdern wert.

Der Geburtstagmorgen kam.

Die Bäuerin schenkte dem Jungen ein paar Sacktüchlein und eine Lederhose.

Der Bauer wickelte seine Geige aus dem Tuch und legte sie großmütig auf den Gabentisch. „Da!"

Der Junge beguckt sich die Geige von allen Seiten. „Die wollte ich mir schon immer einmal mit herunterbringen!" sagt er endlich.

„Wieso herunterbringen, das ist eine echte Italio!"

„Das mag sein, Vater, aber die hätte ich ja sowieso einmal bekommen!"

„Wieso bekommen?"

„Denkst du, ich weiß nicht, daß das unsere alte Geige, oben vom Boden, ist, wenn sie auch etwas aufgeklert ist."

Inzwischen ist die Mutter ebenfalls auf die Geige aufmerksam geworden.

„Das ist doch unsere Geige!" ruft sie erstaunt.

„Ausgeschlossen, die liegt doch oben." Der Bauer eilt die Stiege hinauf. Dort steht der offene Geigenkasten und scheint hämisch zu grinsen.

„Was ist unsere Geige hin?" herrscht er seine Frau an.

„Gestern — er ein Zigeuner da —" sagt sie stokkend.

„Weiter!"

„Der wollte alte Geigen kaufen."

„Und du hast — —?"

„Ja, ich habe sie ihm verkauft. Ich dachte, wo sie doch schon an die vierzig Jahre oben auf dem staubigen Boden steht. Für drei Taler hat er sie mitgenommen."

Der Bauer wiederholt: „Und da habe ich —"

„Beruhige dich doch, Mann, die Hauptsache ist ja, daß sie wieder da ist."

„Das ist es ja eben."

Bauer Ulfich geht schimpfend auf den Hof. Die Geige liegt nun wieder in ihrem Kasten und wartet darauf, daß sie wieder als echte Italio verkauft wird.

unvermeidlich zu ihrer Gesellschaft gehörte: ein Großarmer dem die afrikanische Sonne zwar Reichtum gebracht aber auch den letzten Rest Lebenskraft ausgesaugt hatte. Anstt und bange konnte einem werden wenn er seine endlosen pessimistischen Darlegungen begann. Aber Thomas ließ sich nicht anfranken. Er hatte schon immer die richtige Antwort für ihn. Worüber sich Lena Helldorf besonders freute.

Die Tage vergingen, und dann kam ein Morgen über dem Meere heraus, der sie zum letztenmal zusammen an der Bugreling des Schiffes fand. In einer Stunde war Tanga erreicht, die nördlichste Hafenstadt von Deutsch-Ost die zugleich Ausgangspunkt der ins Innere führenden Usambarabahn ist. Alles auf dem Schiff war in Bewegung. Die letzten Sachen wurden gepackt, überall nahm man Abschied, tauschte Adressen aus. Die beiden hatten sich damit nicht zu beschäftigen. Lena Helldorf hatte zwar eine Berabredung, den Tag bei Bekannten im Bezirkshospital in Tanga zu verleben, aber am anderen Morgen wollte sie mit demselben Zug nach Moschi der auch Thomas dorthin bringen sollte. Daß dieser Zug nur jede Woche einmal fuhr, begriff der Tiroler nicht sogleich. da waren sie auf der Heimatstation Melsberg fortschrittlicher. Lena Helldorf freute sich auf diese Bekanntschaft, es mußte schön sein die ersten Eindrücke zu beobachten, die der begeisterte Mann von der afrikanischen Erde empfing.

Langsam zog die flache, mit Palmen und Mangroven bestandene Küste vorbei Die beiden Menschen am Bug der „Usambara" schauten schweigend über das Meer hinüber zum Land.

Dann trat die Bucht von Tanga deutlicher aus dem grünen Rahmen Blau und durchsichtig schimmerte das Wasser. eine Insel hob sich daraus hoch.

Die „Usambara" hielt zaffelnd die Anker fallen, Eine Kand legte sich auf Thomas' Arm: „Wohlan, wir sind da."

Als er sich wieder beisammenhatte, sah er, daß Lena zu einem Motorboot hinüberwinkte, das am Dampfer anlegte.

„Das ist das Boot vom Bezirkshospital!" Sie reichte ihm die Hand: „Auf Wiedersehen also morgenfrüh!"

„I dank, Schwester Lena! I bin da!"

Einen Augenblick lang faß sie nieder, wie ihre leichte schmale Hand in seiner weitergebräunten Pranke lag. Dann lächelte sie, und mit ihrer klaren Stimme, die wie eine Knabenstimme klang, so frisch und voll Kraft, examinierte sie: „Wie heißt Ihr Hotel?"

„Prachmeir," antwortete er wacker, „und i soll ihn grüßen von Schwester Lena aus Moschi."

„Ich bin im Boot war, rief sie fröhlich heraus! „Verlaufen Sie sich nicht, Hoffingott."

„I lauf' mit davon, i mit!" Das rief er so laut, daß ein paar Dutzend Menschen ihre Last weggaben und sich lachend umsahen.

Noch lange folgte sein Blick der jungen hohen Gestalt mit weißem Kleid.

Dann nahm er sein Gepäck und ging mit den anderen hinunter, wo die Ruderboote bereitlagen.

„Sie können die Nacht noch an Bord bleiben," sagte der Offizier, „ihr Zug fährt erst morgen vormittag."

Thomas lehnte ab. „Dank' schön, dank' schön, Herr Mitzmann. — I muß nach Afrika!"

Schwarze Träger griffen nach seinem Gepäck, ein wenig mißtrauisch sah Thomas ihnen auf die Finger.

„Hoffentlich finden Sie alles auf dem Bahnhof in Moschi wieder," lachte Mitzmann.

Den lieben kleinen Handkoffer, den ließ er jedoch nicht aus der Hand. Das war ein Stück von daheim.

So betrat Thomas Hoffingott den Boden Afrikas. Einmal noch sah er sich um, ob da nicht ein Boot zu sehen wäre und darin ein Mädchen im weißen Kleid. Dann sprang ihn das neue von allen Seiten an und rief in allen Tönen: Hier ist keine Zeit zum Träumen, mein lieber Thomas, jetzt sperr die Augen auf, jetzt gilt es!

Und da machte er eben die Augen auf und weit auf die Brust.

Frechheit

„Als ich jung war, mein Sohn, da habe ich täglich zwölf Stunden ununterbrochen gearbeitet."

Sohn: „Ich bewundere deine damalige Energie, Vater! Ab noch mehr bewundere ich deine mit den Jahren gekommene Einsicht, die dich von solch anstrengender Arbeitszeit allmählich abbrachte." (The Continent.)

Schonend beigebracht

Pensionär: „Bestreichen Sie meine Frühstücksbrote bitte selber, Frau Knickerig!"

Wirtin: „Wird aber doch stets gemacht?!"

Pensionär: „Na, dann möchte ich bloß wissen, wer mir die Butter immer wieder herunterkratzt!" (Berlingske Tidende.)

Nicht abzuschütteln

„Wenn Sie nur endlich aufhören wollten, dauernd hinter mir herzulaufen! Sie sind Luft für mich."

„Aber, Fräulein Gretchen! Sie wissen doch, daß man ohne Luft nicht leben kann."

Ein Rat

Eine Dame hatte im Briefkasten die Frage gestellt: „Können Sie mir ein unfehlbares Mittel gegen Doppelkinn nennen?" Da es ihr unangenehm war, ihren eigenen Namen darunterstehen, unterschrieb sie die Anfrage mit „Karl Peter".

Am nächsten Sonntag stand in der Zeitung die Antwort: „Legen Sie sich einen Vollbart an." (Svenska Journalen.)

Ach so!

„Da wir gerade von den Fortschritten der Wissenschaft sprechen — neulich habe ich von einem Boxer in Hamburg gelesen, das nicht so recht wachsen wollte. Man versuchte alles mögliche, aber ohne Resultat; schließlich wandte man Elefantenmilch an, und nach sechs Monaten wog das Boxer 150 Kilo!"

„Nun hör aber auf, mein Lieber!"

„Nein, die Sache ist wahr — es handelte sich natürlich um ein Elefantenbaby!" (Effirabladet.)

Ein schwieriger Fall

Vater: „Sag mal, Karlchen, hast du viele Freunde in der Schule?"

Karlchen: „Nicht einen einzigen!"

„Nun, wie kommt denn das?"

„Ja, siehst du, die Buben, die mich verhauen, kann ich nicht leiden, und die, die ich verhaue, können mich nicht leiden." (Neue FZ.)

Erfüllter Wunsch

„Alles ist Illusion! Oder ist Ihnen irgendein Wunsch, den Sie als Kind hatten, in Erfüllung gegangen?"

„Ja! Wenn meine Mutter mir die Haare schnitt, wünschte ich mir immer, einen kahlen Kopf zu haben."

Prompte Wirkung

„Verzeihen Sie", sagte der Bettler, „ist das richtig, wohnt hier eine arme Witwe mit Namen Fernbach?"

„Fernbach heiße ich, aber arm bin ich nicht!"

„Das ist ja sehr schön", strahlte der Bettler, „dann darf ich Sie vielleicht um 50 Pfennig bitten, damit ich mir Brot und Wurst kaufen kann!" (Gemma.)

★

„Ist das Angeln nicht recht langweilig? Was denken Sie denn so, wenn Sie stundenlang sitzen?"

„Ich denke: Ob einer anbeißt?"

„Und wenn nun einer anbeißt?"

„Dann denke ich: Jetzt hat einer angebissen!"

★

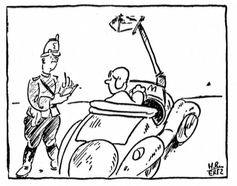
„Fritzchen, solange ich selbst spreche, darfst du nicht dazwischenreden!"

„Mutti, muß ich denn da warten, bis du zu Bett gehst?"

Lustiger Bilderbogen

„Wie die Augen von dem Tiger leuchten!"

„Ja, es ist ja auch ein bengalischer Tiger!"



„Uns Autofahrern ist jedes Gefühl für Geschwindigkeit abhanden gekommen!"
Wachtmeister: „Uns Fußgängern aber nicht!"

„Wie kommt nur mein großes Kamel in das kleine Zelt?"

„Gib acht, Kleiner, hier kommt ein Piepvögelchen raus!"
„Geben Sie mal lieber auf die Belichtung acht, damit die Platte nicht verdirbt!"

„Ich gehe jetzt zum Briefkasten, Ottilie!"
„Der ist doch gleich unten!"
„Ich bringe ihn lieber zum Nachtbriefkasten am Bräuhaus."

„Was machst du denn da, Hochen?"

„Eine Ziege auf der Wiese."

„Und wo ist das Gras?"

„Das hat sie schon alles aufgefressen."

„Und wo ist die Ziege?"

„Na, glaubst du, die bleibt, wenn alles aufgefressen ist?" (Hamburger Illustrierte.)

★

Herr Meyer geht zum Friseur. Herr Meyer wird rasiert. Herr Meyer besieht im Spiegel seine geschundene Backe. „Hören Sie mal", sagt er nachdenklich, „das nächste Mal, Herr Friseur, wenn Sie sich wieder mit mir duellieren, geben Sie mir auch ein Messer — zur Verteidigung!"

★

Er: „Darf ich Sie durchs Leben rudern, Fräulein Frieda?"

Sie: „Wenn ich das Steuer führen darf — ja!"

Vorsichtig

Tattrich kam zum Arzt.

„Entsinnen Sie sich meiner, Herr Doktor, vor ungefähr zwei Jahren haben Sie mich vom Rheumatismus geheilt, und damals sagten Sie, ich soll mich ja vor Feuchtigkeit hüten!"

„Stimmt", sagt der Arzt, „und was haben Sie jetzt für ein Leiden?"

„Gar kein Leiden, Herr Doktor, ich möchte nur wissen, ob ich mal ein Bad nehmen dürfte?"

Druckfehler

Mädchenpensionat in hübscher Umgebung aufs beste eingerichtet. Die Schülerinnen haben Aussicht auf einen schönen Gatten.

Der junge Timpe ist völlig abgebrannt. Mit dem letzten Geld telegraphiert er an seinen Vater: „Schicke Geld!"

Die telegraphische Antwort des schlagfertigen Vaters lautete: „Du oder ich?"

Er hatte Grund zum Fragen

Familie Urbahn hatte eine Taxe bestellt. Das Auto kam und Herr Urbahn fing an, seine ganze Familie und alle Verwandten hineinzuverfrachten. Außerdem Rucksäcke, Körbe, Reisetaschen, Spaten, Harken, Gießkannen, Angelruten, Spazierstöcke usw. usw. Als Urbahn sah, daß der Chauffeur ein immer erstaunteres Gesicht machte, erklärte er: „Ja, sehen Sie, wir haben ein Wochenendhaus gekauft!"

„Soll das auch noch mit aufgeladen werden?" fragte der Chauffeur. (Svenska Dagbladet.)

In schlechter Gesellschaft

Jansen hatte sich vor Gericht zu verantworten. Wegen einer Prügelei, ausgeübt in Trunkenheit.

„Sagen Sie mal, junger Mann", fragte der Richter, „wie war es eigentlich möglich, daß Sie so betrunken werden konnten?"

„Ich war in leichtsinnige Gesellschaft geraten", antwortete Jansen reuig, „wir hatten zu vieren eine Flasche Likör und die anderen drei waren Abstinenzler!" (Bart Hem.)

Stimmt es?

„Es wächst mit der Wurzel nach oben und mit der Krone nach unten; was ist das?"

„? ? ?" — „Ein Zahn im Oberkiefer!" („Baffing Show".)

Frau Habermehl kauft ein

Die Kundin betrat das Lebensmittelgeschäft und fragte ohne weiteres: „Wieviel Hühner haben Sie heute?"

„Sechs, meine Dame!"

„Natürlich alte und junge durcheinander, nicht wahr?"

„Ja, einige sind natürlich schon etwas älter!" gab der Geschäftsmann zu.

„Schön", sagte Frau Habermehl, „ich habe ein Pensionat, zeigen Sie mir mal die drei zähesten Tiere!"

Der Mann legte drei Hühner auf den Ladentisch und sagte mit einschmeichelnder Stimme: „Ich glaube, das sind die ältesten, meine Dame!"

Und kühl antwortete die Kundin darauf: „Schön, dann geben Sie mir die anderen drei!" (Allers Familj Journal.)

★

Richter zur Zeugin: „Sind Sie verheiratet?"
Zeugin seufzt.
Richter zum Protokollführer: „Schreiben Sie ledig."
Richter zum Zeugen: „Sind Sie verheiratet?"
Zeuge seufzt.
Richter zum Protokollführer: „Schreiben Sie Sie: verheiratet." (Nachtausgabe.)

★

Professor: „Sagen Sie mal, Herr Kandidat, wie ist es nur möglich, daß Sie durchs Examen gefallen sind?"

Tiefgründig sah der Kandidat seinen Professor an: „Weil fragen leichter ist als antworten."

Hilft mit im Deutschen Frauenwerk
Deutsches Frauenwerk
Anmeldungen u. Aufnahmebedingungen bei den Ortsgruppen der NS-Frauenschaft

Die kleine Anzeige nimmt der Hausfrau manche große Sorge
Zick-Zack-Nähmaschinen für das Handwerk, besond. preiswert
Ritter Paderborn Dom gegenüb.

Damenbart
Radikal beseitigung läßt Haare durch die weltbekannte Heiwekur. Herzl. empfohl. u. klinisch erprobt. Reichspatentamt. Nr. 468 509 Gold. Medaille. Grosz. Preis Brüssel 1932, London 1933. Dankerfüllte Zuschriften ihrer Dauererfolge (Ausschnitten des Nachweises) Kleinkur RM 2.75, stark RM 3.65, f. gröss. Flächen RM 5.50 und 6.50 Nachnahme. Heiwekur G. m. b. H., Köln 114

Herdfeger - immer gleich gut

Klein-Anzeigen haben immer Erfolg

Schlank und leichter im Gewicht. Prämiiert mit gold. Medaille. Broschüre kostenlos. Koch Nürnberg-S 5 Zg.

Motorfahrrad ab 148.-
Frontantrieb Außenlötung Beleuchtung
Stricker-Herrenrad gelötet . . RM 36.-
Drei-Sperrenrad mit Fr. B. Br. RM 29.-
Katalog kostenlos
E. & P. Stricker, Fahrradfabrik Brackwede-Bielefeld 565

Heirats-Wünsche
finden weiteste Verbreitung in allen Kreisen durch unsere Sonntags-Zeitung
Der 7. Tag
Auflage IV.Vj.36: 34130
Bis Montag früh eingehende vorausbezahlte Anzeigen erscheinen noch in der nächsten Ausgabe

Anzeigen im „7. Tag" haben groß. Erfolg

Wer inseriert wird nicht vergessen

Kathol. Ehe
dch. größte, älteste erfolgreichste kath. Vereinigung für alle Kreise Kirchl. Billigst. Jährl. mehrere 1000 Mitglieder. Streng verschwiegen.
Neuland-Verlag R Herne I. W., Mühlenstr. 7

Echte schöne Dirndl-Stoffe
flott, prakt. u. billig.
Die neue große Musterauswahl erhält Sie frei ins Haus zurück.
Tuch-Kaufmann, München 101, Reichenbachstraße 3.

Für Fenster und Balkon nur „Gebirgshängenelken"
Preisl. gr. u. franko
A. Gnadl Pflanz. Trudering 178 Obb.

Nicht nur gewaschen, nicht nur rein,
persil-gepflegt soll Wäsche sein!
P 47/37

Kein anderes Werbemittel hat die gleichen Erfolge wie die Zeitungsanzeige
Beste Anzeigen und nichts anderes!

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Johanna Tops; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Johannes Link; Bildverantwortlich: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtlich in Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. „Der 7. Tag" i. Vj. 37: 35 898. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 8 gültig. Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erziehungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Ost- und Südwestfalen und dem oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 138.